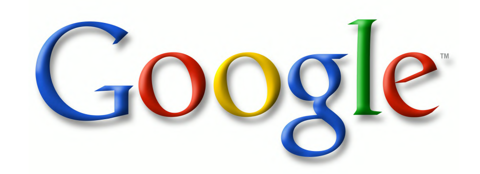
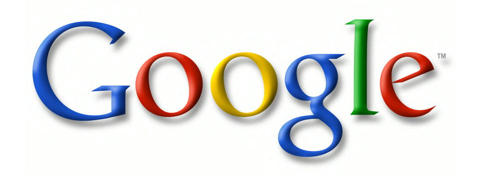






ALEXANDER VON HUMBOLDT

UND

DAS JUDENTHUM.

ALEXANDER VON HUMBOLDT

UND

DAS JUDENTHUM.

EIN BEITRAG ZUR CULTURGESCHICHTE

DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

VON

ADOLPH KOHUT.

II. AUFLAGE.

LEIPZIG, 1871.

VERLAG DER F. W. PARDUBITZ'SCHEN BUCHHANDLUNG.

(F. LORBER.)

HERRN PROFESSOR DR. FRANZ HOFFMANN,

DEM GROSSEN JÜNGER DES GROSSEN MEISTERS

FRANZ BAADER,

WIDMET DIESE SCHRIFT

ALS EIN KLEINES ZEICHEN SEINER TIEFSTEN HOCHACHTUNG

UND VEREHRUNG

DER

VERFASSER.

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie hatten die grosse Freundlichkeit, in einer an meine Wenigkeit gerichteten geistreichen Zuschrift vom 8. December des vorigen Jahres mich auf ein Wort des genialen Philosophen Franz von Baader aufmerksam zu machen, das da lautet: „Das Heil kommt uns von den Juden."

Ich war von diesem Ausspruche des hochberühmten Denkers, den mir der liebenswürdige Brief des Mannes überbrachte, der seit einer langen Reihe von Decennien mit einer beispiellosen Beharrlichkeit und Ausdauer die Werke dieses unsterblichen Geistes zu erläutern und fruchtbar zu machen bestrebt ist, freudig überrascht. Wie, dachte ich, der kühne, tiefe, allumfassende Forscher, dessen Gedanken und Weltanschauung mit solcher Schaffungs- und Gestaltungskraft ausgestattet sind, dass dieselben, nach meiner festen Ueberzeugung, die intellektuelle Welt in gar nicht langer Zeit von Grund aus umformen und die bereits morsch gewordenen Throne der Duodez-Philosophen von Hegels, Herbarts und Krauses Gnaden zertrümmern werden — dieser Prophet der Zukunft hatte den in Deutschland so seltenen Muth, die welthistorische Mission des jüdischen Volkes anzuerkennen? Der merkwürdige, tiefsinnige Grübler, der in den Mysterien des Katholicismus mit innigem Behagen schwelgte, war trotzdem im Stande, sich von den Vorurtheilen dieser Religion gegen das Judenthum los zu machen und einer Idee Ausdruck zu verleihen, für die ihn sowohl der Papst als der gesammte katholische Clerus unbedingt als Ketzer verurtheilt hätten? — — —

Eine erhabene Idee, die urplötzlich ausgesprochen wird, wirkt wie ein Blitz: sie erhellt den Geist und befruchtet den Verstand mit hundert neuen Gedankenkeimen. Das prachtvolle Wort Baaders erzeugte in meinem Geiste die — gegenwärtige Schrift. Diese Objektivität und Parteilosigkeit den Juden gegenüber, die sich in dem Baader'schen Ausspruche bekundet, brachte mir das Leben und Wirken eines Mannes in Erinnerung, der zu den auserwähltesten und berufensten Geistern gehört, die die Menschheit hervorgebracht, und dessen glorreicher Name seit dem vor gerade Einem Jahre von den gebildeten Nationen aller Continente gefeierten Säkularfeste noch immer mächtig und gewaltig in unserer Mitte fortklingt, — ich meine Alexander von Humboldt.

Wahrheit und Gerechtigkeitssinn sind das untrügliche Merkmal des echten Genies: diesen herrlichen Stempel tragen die Thaten und Werke der beiden grossen Denker an sich; und wenn das vorliegende Werk bloss die genetische Entwickelung dieser einen glänzenden Eigenschaft Alexander von Humboldts, in ihren Beziehungen zum Judenthume, richtig darzustellen verstanden — so glaube ich ein gutes Buch geschrieben zu haben.

Zum Danke für die Anregung, die Sie, hochgeehrter Herr Professor, mir gegeben, erlaube ich mir, diese Schrift Ihnen zu widmen und bitte ich Sie inständigst, dieselbe als ein geringfügiges, aber herzlich gespendetes donativum, oder vielmehr als den gebührenden Tribut zu betrachten, den der Jüngling dem hochbetagten Greise, dessen ganzes Leben ein bewunderungswürdiges Geistestournier auf der Arena deutscher Wissenschaft und Forschung bildete, mit dankbarem Herzen darzubringen sich gedrungen fühlt.

Breslau, am 101. Geburtstage A. v. Humboldts, 1870.

Adolph Kohut.

Vorwort.

Als der grosse Nestor der Wissenschaften, Alexander von Humboldt, am 6. Mai des Jahres 1859 seine unsterbliche Seele aushauchte, da zeigte sich unter den Fachgelehrten und Schriftstellern ein überaus erfreulicher Eifer, sowohl das wechselvolle, höchst interessante Leben als auch die epochemachenden Werke und Errungenschaften des glänzendsten Genius des neunzehnten Jahrhunderts in der leicht fasslichen Form der populären Darstellung zu schildern und dieselben hierdurch selbst dem Laien zugänglich zu machen. Das hundertjährige Jubiläum des herrlichen Mannes brachte überdies eine ziemlich ansehnliche Humboldt-Literatur zu Wege, und wenn die reichhaltige Erndte auch viel Spreu und Staub aufgewirbelt, so kann man es doch nicht in Abrede stellen, dass gerade die emsigen Humboldt-Forscher es waren, die durch ihre Schriften und ihren unermüdlichen Eifer die Aufmerksamkeit der gesammten gebildeten Welt auf's Neue auf Alexander von Humboldt lenkten. So kam es auch, dass wir mehrere treffliche Biographien des hochberühmten Reisenden besitzen (Otto Ule, Maibauer, Klencke, F. Schmidt), dass wir fast jede Geistesrichtung, fast jede Leistung Humboldt's in den einzelnen Disciplinen der Wissenschaften durch begabte Literaten gewürdigt sehen (Dove, Ehrenberg, Löwenberg, Bernstein, Jegór v. Sievers, Rudolph Benfey), und die Hoffnung hegen dürfen, dass die genialen Entdeckungen und Erfahrungen des Mannes, der auf Jahrhunderte hinaus die intellektuelle Welt mit den Schätzen

seines Geistes bereichert, alsbald Gemeingut der Menschheit sein werden.

Um so schmerzlicher hat es uns seit Jahren berührt, dass die Juden, die Alexander von Humboldt so viel zu verdanken haben, von diesem gewaltigen Titan bisher noch so wenig Notiz genommen. Das Verhältniss Alex. von Humboldt's zum Judenthume, das von so ungeheurem, culturhistorischem Interesse ist, wurde nicht nur noch nicht gewürdigt, sondern vielmehr — wie es allen Anschein hat — mit Absicht ignorirt. Natürlich! der Eine Theil der heutigen jüdischen Gelehrten hält es unter seiner Würde, sich mit einem derartigen Gegenstande zu befassen, er muss aus dem Schutt der Bibliotheken einen alten, vergilbten Schmöker heraussuchen und denselben, mit hochgelehrten Randglossen versehen, ediren, oder eifrige Studien machen über die Arche Noah's und die Bassgeigen, welche die Söhne Israels an die Weiden Babels aufgehangen — das frisch pulsirende Leben des gegenwärtigen Judenthums ist ihm ein Gräuel, er möchte am liebsten unsere Zeit mit einigen Jahrhunderten „rückwärts conzentriren“ und den modernen Zeitgeist in pergamentnen Folianten ersticken; der andere Theil vermag nicht objektiv zu forschen; nur mit Zagen und Zittern denkt er an den unsterblichen Gelehrten, von dem es ja noch nicht feststeht, ob er zu den sogenannten Fortschrittlern gehört hat, und die in ihrer seichten Aufklärungsmanie sich nicht wenig darüber ärgern, dass der Verfasser des Kosmos nur wenig Sympathien fühlte für die lendenlahmen, mondscheinsüchtigen Phraseurs des liberalen Atheismus! — —

Aber über dem Parteigezänke dürfen wir nicht der grossen Verdienste vergessen, die Alexander von Humboldt sich um uns erworben. Wir Juden müssen es der Menschheit bezeugen, dass wir für unsere Wohlthäter, die unser nationales und religiöses Leben respektirten und unser Schriftthum mit Gerechtigkeit und Liebe behandelten, die wärmste Pietät, den innigsten Dank an den Tag zu legen wissen! Das grosse Herz Humboldt's hat in

mächtiger Sympathie für die Juden geschlagen, und wir können daher nicht umhin, auch einen Kranz zu flechten auf das Grab des erlauchten Todten, einen bescheidenen Kranz, über dessen Werth das Publicum entscheiden möge!

Zur Steuer der Wahrheit wollen wir hier constatiren, dass Alexander von Humboldt auf jüdischen Kanzeln mehrfach rühmend erwähnt wurde. So sprach z. B. der bedeutendste jüdische Prediger Deutschlands, Dr. Adolph Jellinek, im Jahre 1859 auf der Wiener Kanzel folgende herzlichen Worte (Am Sabbat Bechukotai, in der Predigt „und dennoch!“ S. 250 ff.): — — „Die Juden (haben) zu allen Zeiten die Weisen aller Völker verehrt und bewundert, deren Werke gelesen und übersetzt, und mit deren Wirken in der Geschichte sich gefreut, haben gleich den Bienen den Blüthenstaub aller Culturepochen in sich aufgenommen und verarbeitet — und daher können wir auch in dieser Stunde auf einer jüdischen Kanzel das Andenken eines Mannes preisen, der heute vor vierzehn Tagen aus der Reihe der Lebenden geschieden ist, das Andenken Alexander von Humboldt's! Wir preisen ihn nicht blos, weil er, der Freund von Königen und Fürsten, wie alle erleuchtete und gotterfüllte Geister, ein Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit, und daher auch ein Verfechter der Juden und deren Sache war; nicht blos, weil so viele und ausgezeichnete Israeliten, deren wir uns mit Recht rühmen, es nur seiner Humanität verdanken, wenn sie die Zierde und der Stolz deutscher Hochschulen sind; nicht blos, weil er den „Muth der Meinung“ für die Juden zu einer Zeit hatte, als fast Alles in Europa gegen sie verschworen war: wir preisen ihn vom Standpunkte unserer Religion aus als einen gotterkornen Geist, der das Buch der Natur zu einer Weltenbibel machte, der die „Idee der Menschlichkeit, das Bestreben, die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht der Religion, Nation und Farbe, als einen grossen, nahe verbrüderten Stamm zu behandeln“ (Worte Humboldt's im ersten Band des Kosmos), als die Summe aller seiner Erfahrungen, aller seiner Reisen, aller seiner

Forschungen und Entdeckungen hinstellte, der auf den in einander greifenden und zusammenwirkenden Gesetzen des Weltalls, deren grösster Kenner er war, das Reich der Liebe und Humanität, in seiner Jugend wie in seinem Alter, mit starken wie mit zitternden Händen, errichtete."

Das sind goldene Worte, und verdienen schon deshalb erwähnt zu werden, weil es damals in ganz Deutschland keinen Juden gab, der seine Dankesstimme erhoben hätte, ausser dem Wiener Geistlichen Dr. Jellinek!

Zur Feier des hundertjährigen Jubiläums Humboldt's war es wieder Jellinek, der mit nicht genug zu rühmendem Beispiele voranging, indem er zu Ehren des grossen Jubilars eine herrliche Rede, „die Vorarbeiten zur Gründung des Gottesreiches," hielt, die bereits in seiner (bei Herzfeld und Bauer in Wien erschienenen) Predigtsammlung: „Zeitstimmen" veröffentlicht wurde. Vgl. hierüber „Izr. Közl." Jahrg. 1870, No. 39 von Ig. Friedlieber.

Ausser dem genannten Redner gedachten unseres Wissens nur noch drei, sage drei der grossen Verdienste Humboldt's um die Wissenschaft im Allgemeinen und die Juden in's Besondere: Prediger Dr. Wolf in Wien, in der Morgenpredigt am Versöhnungstage im Filialbethause, Dr. Sammter in Grünberg (Schlesien) und Dr. Perlitz in Breslau; die übrigen Herren Rabbiner, Gelehrten und Schriftsteller jüdischer Confession ehrten die Manen des Humanitätspropheten durch — Stillschweigen!! —

Man wird sich vielleicht darüber wundern, dass wir mit unserer kulturhistorischen Studie über „Alexander von Humboldt und das Judenthum" eigentlich post festum, d. h. zu einer Zeit kommen, in der bereits die mächtigen Akkorde, welche das hundertjährige Jubiläum des grossen Mannes in Millionen Herzen wachgerufen, beinahe verklungen sind. Aber wir wollen es, zu unserer tiefen Beschämung, nur gestehen, dass wir die kleine Eitelkeit begingen, so lange zu warten, bis die gewaltigen Wasser der literarischen Sündfluth des Septembers 1869, als es über vierzig Tage und vierzig Nächte Nichts als Humboldtiana

regnete, verlaufen sein werden, wo uns alsdann, so kalkulirten wir, die von den Wassern verschont gebliebene Arche des — deutschen Lesepublicums mit Freuden als die Friedenstaube mit dem. Oelzweige in dem Munde empfangen werde. Ob wir auch richtig kalkulirt haben, das wird wohl der Erfolg am Besten lehren!

Ueberdies trösten wir uns mit der Ansicht, dass Humboldt hoffentlich nicht zu den Männern zählt, die so zu sagen zur Mode gehören und die dann, wenn eine neue Geistesmode auftaucht, höflich in die Rumpelkammer geworfen werden, damit sie daselbst aufbewahrt bleiben bis zum Auferstehungstage! Es ist wohl wahr, Deutschland hat seine Grössen, denen es in Einem Jahre unzählige Ruhmeskatakomben opfert, um im nächsten Jahre über dieselben geringschätzig die Achseln zu zucken — aber mit Freuden sprechen wir es aus, Humboldt ist ein Genius, der sich im Herzen des deutschen Volkes, in den Lettern der Geschichte und der Wissenschaft einen unsterblichen Namen, ein unverwüstliches Monument, „aere perennius,“ errichtet, woran die Stürme kommender Jahrhunderte machtlos rütteln werden! Jede Arbeit also, die dieses eminente Talent von einer neuen, noch nicht bekannten Seite zeigt, dürfte wohl auf Anerkennung und — Zeitgemässheit rechnen.

Ich habe die ganze, mir zugängliche Humboldt-Literatur gründlich durchstudirt und benutzt und bedaure es nur, dass die im Vereine mit namhaften Gelehrten durch Herrn Dr. J. Löwenberg, den tüchtigsten Humboldtkenner der Gegenwart, herauszugebende Riesenbiographie Humboldt's, die mir wohl manchen Fingerzeig auch für die nachstehende Arbeit hätte bieten können, noch nicht erschienen ist. Ebenso lebhaft musste ich es bedauern, dass in dem herrlichen Denkmale, das der im Jahre 1868 verstorbene Ehrenpräsident der geographischen Gesellschaft in Paris, Jean Bernard Marie Alexandre Dezos de la Roquette, unserem Humboldt durch seine „Correspondence inédite scientifique et littéraire, suivi de la biographie

et principaux correspondant de Humboldt et des notes“ gesetzt hat, fast gar Nichts zu finden ist, was sich irgendwie auf das Verhältniss Humboldt's zum Judenthume bezöge.

Es dürfte hier auch am Platze sein, all' den Freunden, die mir einige Winke betreffs meiner Arbeit zukommen liessen, besonders aber meinem lieben Bruder Dr. Alexander Kohut, Oberrabbiner in Ungarn, für seine zahlreichen Gefälligkeiten herzlich zu danken! —

Und so möge nun diese Schrift in dieser furchtbar-kriegerischen Zeit, wo das Blut unserer Brüder auf welschem Boden in Strömen fliesst, als Friedenstaube wohlgemuth in die Welt hinausfliegen! Möchte sie auch ein Scherflein dazu beitragen, dass den preussischen Juden, deren schönste Blüthe auf den Schlachtfeldern Frankreichs tapfer kämpft für König und Vaterland, die vollständige, unbedingte Gleichstellung nicht bloss theoretisch, sondern auch praktisch zu Theil werde! O, möchte doch in Erfüllung gehen, wonach sich der Dichter sehnt, indem er klagend ruft:

Vor funfzehnhundert Jahren zog
Daher die Weltgeschichte,
Und sah der Juden Qual und Joch
Mit staunendem Gesichte.
Sie legte traurig ihre Hand
Auf der Gedrückten Bande,
Und sprach, den Christen zugewandt:
Es ist doch eine Schande!

* * *

Vor tausend Jahr zum zweiten Mal
Zog her die Weltgeschichte,
Und sah der Juden Joch und Qual
Mit zürnendem Gesichte.
Sie rief es oft, sie rief es laut,
Sie rief's durch alle Lande:
Ihr Christen, was mein Blick geschaut —
Es ist doch eine Schande!

Die Weltgeschichte wieder kam
Vor fünfmal hundert Jahren,
Und sprach: die Christen wol vor Scham
Zur Grube sind gefahren.
Doch von der Juden Angesicht
Die Thräne lief zum Sande;
Da rief empört die Weltgeschicht':
Es ist doch eine Schande!

* * *

Fünfhundert Jahr sind wieder hin,
Schon naht die Weltgeschichte!
Auf ihrer Stirn' die Adern glüh'n,
Sie läutet zum Gerichte.
O eilt, ihr Christen, eilt herbei,
Streift ab der Juden Bande,
Auf dass der Richt'rin Urtheil sei:
Einst war es eine Schande! — —

Ja, wir leben der festen Zuversicht, dass diese glorreiche Zeit alsbald kommen werde! Worauf Alexander von Humboldt so lange vergebens gewartet, wir werden es erleben!

Deutsches Recht, dass es uns werde,
Bürgt mir Deutschland, es ist gut,
Und getränkt hat deutsche Erde
Manches tapfre Judenblut,
Ja, die Geister jener zeugen's,
Die mit uns gefallen sind! — — —

Der Verfasser.

Alexander von Humboldt's Verdienste um das Judenthum.

I.

„Ein Eroberer ist aus der Welt geschieden, der von dem wenig ergeizigen Gelüste getrieben wurde, der Natur ihre Geheimnisse abzuringen, nicht um sie gegen die Menschheit zu verrathen, sondern um den Menschen auf eine höhere Stufe sittlicher Bildung zu erheben; ein Eroberer! der ein König im Gebiete der Wissenschaft wurde, ohne es zu wollen, der in der geistigen Republik, in welcher die Eroberungsgelüste friedliche Zwecke verfolgen, unbestritten seit Jahrzehnten das Haupt und der Mittelpunkt war."

Dieser Nachruf Webers bei dem Tode Alexander von Humboldts durchzittert unsere Brust, wenn wir von dem humanitären Wirken des unsterblichen Mannes unseren geschätzten Lesern erzählen wollen. Ja, wäre der grosse Nestor der Wissenschaften blos ein genialer Reisender, Erfinder und Entdecker, ein berühmter Schriftsteller, ein prophetischer Seher, vor dessen Adlerblicken die Wunderwerke und Geheimnisse der Schöpfung sich enthüllten, so müssten wir auch allerdings in Hochachtung und Verehrung zu diesem Heros der Gelehrsamkeit hinaufblicken, wir müssten den gewaltigen Forscher bewundern, dessen Werke und Schöpfungen einen unversiegbaren Born bilden aus welchem alle Geschlechter der Erde noch in den spätesten Zeiten schöpfen werden, wir müssten mit Staunen

den Menschengeist betrachten, der seinen glorreichen Namen mit ehernem Griffel in die Jahrbücher der Menschheit eingeschrieben und in ihm den auf der Höhe aller Jahrhunderte stehenden Titan erblicken, der zu den Denkern gehört, „welche glänzen, wie der Glanz des Himmels und wie die Sterne immer und ewig“ (Daniel, XII, 3) — aber Alexander von Humboldt war mehr, viel mehr als blosser epochemachender Forscher: was seinem Wirken und Schaffen, seinem Dichten und Trachten, seinem Erdenwallen den wahrhaft göttlichen Stempel der Unsterblichkeit aufdrückt, ist der Umstand, dass er ein Freiheitsapostel und Humanitätsprophet war, wie sie nur selten in Jahrhunderten erscheinen, dass sich in ihm das Ideal eines freien, edlen, deutschen Mannes verkörperte, dass er ein mächtiger „Eroberer“ war, aber nicht mit den Mordinstrumenten des Despotismus, sondern mit den friedlichen Waffen der souverainen Wissenschaft, dass er heldenmässig kämpfte für Recht und Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, für das echte, wahre, an keine Schranken gebundene Menschenthum! . . . . .

Und dennoch gehört auch dieser erlauchte Geist zu den Männern, deren hellstrahlenden Character die Gemeinheit in den Koth zu zerren liebt; dennoch war die menschliche Niedertracht so kühn, den erhabenen Genius zu verläumden und die Manen des edlen Todten zu beschmutzen! — — —

Zwei Auswüchse der gesitteten Gesellschaft waren es besonders, die in verbissener Wuth an den Lorbeern Alexander von Humboldt's zu zerren nicht aufhörten und selbst in die allgemeine, wahrhaft erhebende Festesfeier des hundertjährigen Jubiläums im vorigen Jahre störend und verletzend einzuwirken sich erdreisteten, — es sind dies die Ultramontanen und Feudalen einerseits und die Repräsentanten des krassesten Materialismus andererseits.

Der Kreuzzeitungspartei war der berühmte Reisende

stets ein Dorn im Auge, sie wühlte und intriguirte fortwährend gegen denselben, und alle, selbst die verwerflichsten, Mittel waren ihr willkommen, die dazu beitrugen, ein Bubenstück zu ersinnen, um „einen Mann zu verderben." Den 30. April 1841 bemerkt Varnhagen v. Ense in seinem Tagebuche: Humboldt hat viele Feinde am Hofe. Unaufhörlich wird versucht, ob man gegen ihn schimpfen könne; thut jemand entschieden den Mund zu seinem Lobe auf, so schweigt der Tadel gleich, denn selten fühlt sich jemand im Stande, ihn durchzuführen. Neulich sagte mir ein Herr, er wisse nicht, was er von Humboldt denken solle; ich erwiderte: „Denken Sie immer das Beste von ihm, trauen Sie ihm stets das Beste zu, und sie werden dabei stets am sichersten fahren!" Ein andrer Herr äusserte bei andrer Gelegenheit höhnisch: „Humboldt war ein grosser Mann, bis er nach Berlin kam, da wurde er gewöhnlicher." Da erinnerte Moritz Robert, dass schon Rahel öfter gesagt: „In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde was Ordinaires, ein Bereiter etwa."

An der königlichen Tafel zu Sanssouci liess Humboldt gegen die Pfaffen öfter vortreffliche Pfeile vom Bogen fliegen und blieb diesen Herren auf ihre Nörgeleien nie die Antwort schuldig.[1]

So war einmal z. B. von einer russischen Anordnung die Rede, und Humboldt nannte, indem er davon sprach, mehrmals den Minister des Kultus; „Sie irren", rief ihm der sehr ultramontan gesinnte König Friedrich Wilhelm IV. zu, „Sie verwechseln hier zwei verschiedene Minister, hier handelte nicht der Minister des Kultus, sondern der Minister der Aufklärung, der ist ein anderer als der Minister des Kultus!" Humboldt, ohne sich stören zu lassen, nahm die Berichtigung an, indem er seiner Rede

[1] Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen v. Ense. Aus den Jahren 1827 bis 1858. Dritte Auflage, Leipzig: F. A. Brockhaus 1860. S. 170.

eiligst einschaltete — „also nicht der Minister des Kultus, sondern des Gegentheils" — und dann in gewohnter Weise weitersprach.

Das folgende Stück ist noch schöner. Der bekannte Kreuzzeitungsheld General Leopold von Gerlach, der sein Necken nicht lassen konnte, unterstand sich, einen Angriff auf Humboldt zu versuchen, und sagte zu ihm: „Ew. Excellenz gehen jetzt wohl recht oft in die Kirche?" Er hoffte ihn damit in Verlegenheit zu setzen. „Das Jetzt ist sehr freundlich von Ihnen," erwiderte der grosse Gelehrte sogleich, „Sie wollen mir dadurch den Weg anzeigen, auf dem ich meine Carrière machen könnte." Der frömmelnde Schäker verstummte wie todtgeschlagen!

Noch schärfer schildert eine spätere Stelle vom 26. December 1845 die Angriffe, denen Humboldt ausgesetzt war. Varnhagen schreibt:[2] „Humboldt besucht mich, und bleibt über eine Stunde. Merkwürdige Mittheilungen. Er versichert mich, ohne sein Hofverhältniss würde er hier (in Berlin) nicht leben können, er würde ausgewiesen werden, so sehr hassten ihn die Ultra's und Pietisten, es sei unglaublich, wie sehr man täglich den König gegen ihn einzunehmen suche; in den andern deutschen Ländern würde man ihn ebenso wenig dulden, sobald er den Schutz und Schimmer seiner Stellung nicht mehr habe."

Als nun der herrliche Mann das wunderbarste Buch der Neuzeit, den „Kosmos," herausgab, da fielen die Pietisten und Mucker von hüben und drüben mit einer wahrhaft berserkerhaften Wuth über ihn her. Die absurdesten und dümmsten Beschuldigungen wurden gegen ihn erhoben. Ein gewisser Dr. Cross machte sich im Westminster Rewiew das Vergnügen, den „Kosmos" des Atheismus zu denunziren, obgleich darin überall von der „Schöpfung" und dem „Geschaffenen" die Rede ist![3] In der

---

[2] A. a. O.

[3] A. a. O. S. 183; vgl. auch die französische Uebersetzung des Kosmos, wo Humboldt sich über diesen Punkt auf's Deutlichste ausspricht.

Rhein- und Mosel-Zeitung No. 122 vom 29. Mai 1845 ward Humboldt des Voltairianismus, Läugnens aller Offenbarung, Complotts mit Marheineke, Bruno Bauer, Feuerbach, ja des Zuges gegen Luzern schuldig erkannt! Man hatte dem König gesagt, der „Kosmos" sei unchristlich und demagogisch u. s. w.!"[4]

Sebastian Brunner, der berüchtigte Redacteur der „Wiener Kirchenzeitung," hatte aus den „Bildern der Natur," einigen Stellen des „Kosmos," namentlich aus den Humboldt'schen Ansichten über die verschiedenen elektrischen Erscheinungen und ihre Ursachen herausgefunden, dass der Stolz des deutschen Volkes ein „Seelenmörder" sei und nichts von der Schöpfungsgeschichte begreife. Diese pfäffische Rabulisterei benutzte ein französisches Journal, die Débats, zu zeigen, bis zu welcher Höhe „die kirchliche Intoleranz angeschwollen sei." Natürlich hatten die Débats sich dabei auf keine Polemik eingelassen, sondern lediglich das Faktum sprechen lassen. Nun aber nahmen der ultramontane Univers und sein famoser Redakteur, Veuillot, den Kampf für die Wiener Kirchenzeitung — nobile par fratrum! — auf, indem sie zunächst als Folge jener ketzerischen Doktrinen den Verlust dcr Gnade und den ewigen Tod bezeichneten, die Verbreiter solcher falschen Lehren aber, gemäss dem Ausspruch der frommen Väter und Gelehrten, Seelenvergifter, Meuchler, Mörder nannten. „Je grösser das Wissen Alexander von Humboldt's ist," schloss der Univers, „je höher sein Ruf, desto gefährlicher nur sind seine Schriften, und desto grösser die Zahl der Seelen, die er in die Irre leitet. Was ist Wissenschaft und Fortschritt im Vergleich mit dem Seelenheil! Der Satan hat noch mehr Genie als Alexander von Humboldt, aber er ist darum nicht weniger der Seelenmörder und Vergifter par excellence, das Haupt und der Lehrer aller Derer, welche die von Gott erhaltene Kraft gegen diesen missbrauchen, indem sie ihm diese mit

---

[4] A. a. O. S. 172.

seinem Blute wieder erkauften Seelen entführen. Alex. v. Humboldt ist nicht blos einer dieser Menschen, sondern ganz Europa weiss, dass er unter ihnen als der Erste glänzt.“ Alexander v. Humboldt ein Seelenmörder, ein Meuchler, ein Mörder, ein Teufel, und die Herren Sebastian Brunner und Veuillot — lammfromme Engel, Heilige, Wohlthäter der Menschheit!! Risum teneatis, amici!

Hierbei zeigt sich die eigenthümliche, sehr merkwürdige Thatsache, dass die Feinde und Gegner des genialen Naturforschers auch die wüthenden Verfolger der — Juden und des Judenthums sind! Dieselben Herren Veuillot und Brunner überschütteten bekanntlich das jüdische Volk seit einer langen Reihe von Decennien mit der bittersten Schale ihres Ingrimms. Die Schimpf- und Spottnamen der beiden sauberen Blätter gegen die Juden würden ein sehr voluminöses Buch bilden. So sagte z. B. erst vor Kurzem die Wiener Kirchenzeitung: „Ein Grundzug (der Juden) ist ihr Hass gegen jede in Europa in Recht und Kraft bestehende Nationalität, besonders gegen die deutsche.“ Ist wohl jemals mehr Unsinn und Bosheit zusammen ausgeheckt worden? Fürwahr! „Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheut, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“ . . . .

Als die katholischen und protestantischen Jesuiten sahen, dass hämische Verläumdungen und Denunziationen nichts fruchteten und den gesunden Sinn des, seinen Humboldt wie einen Abgott verehrenden Volkes nicht verwirren konnten, beschlossen sie ein anderes Kunststückchen auszuführen, d. h. den freisinnigsten Denker der Neuzeit — zu bekehren. Mehrere solcher Apostel des pietistisch-ultramontanen Christenthums machten sich das kindliche Vergnügen, die ein wenig weltliche Seele des Verfassers des „Kosmos“ auf irgend eine Weise „fangen“ zu wollen. Als Curiosa wollen wir folgende zwei Beispiele anführen: Ein gewisser August Grau — nomen et omen habet — richtete aus Ohio Montgomery Cunty vom 6. Februar 1852

ungefähr folgendes Schreiben an den weltberühmten „Seelenmörder“:[5] „Ein Herr, der einen grossen Theil der Erde durchreist hat, der durch die Herausgabe so vieler ausgezeichneter Schriften sich im Felde der Literatur und Wissenschaften ein so dauerndes und glanzreiches Denkmal errichtet hat, kann nicht anders als mit der grössten Hochachtung von jedem Deutschen genannt werden; wenn die Namen grosser Krieger, die das Blut ihrer Nebenmenschen verspritzten auf dem Schlachtfelde, wird vergessen sein, so wird Ihr Name Jahrhunderte und Jahrtausende lang in den Annalen der Geschichte glänzen. Aber sonderbar ist es zu gleicher Zeit, dass die grössten Naturforscher, Philosophen und Astronomen, die den grössten Theil ihrer Lebenszeit mit neuen Erfindungen und mit der Erforschung der Naturkräfte zugebracht haben, oft ganz gleichgültig sind in Beziehung auf ihr seliges oder unseliges Schicksal in der andern Welt. Göthe, Wieland, Schiller und Kant waren alle ausgezeichnete Charaktere und glänzende Ideale, und führten mehr oder weniger ein sogenanntes moralisches Leben, so dass sie sich vielleicht des Kartenspiels, der Kegelbahn, des Schauspielhauses und Tanzsaales enthielten, aber ihr Wirkungskreis ging nicht in die Ewigkeit hinein, und das Schicksal ihrer Nebenmenschen in der andern Welt, ihre Seligkeit lag denselben nicht am Herzen“ (!!). Nachdem der Briefschreiber sich nun weiter in salbungsvollen Klagen ergeht, dass die wahre Gottseligkeit so selten sei und auch bei Fürsten und Oberhofpredigern vermisst werde, sagt er: „Der letzte König von Preussen und seine wahrhaft königliche Louise wussten etwas von dem Stande der Wiedergeburt, so wie auch der letzte König von Schweden (sic!!), der ehemalige französische Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte Corvo. Ein armer Bauer konnte ihm über die Mittel zum Seligwerden mehr Licht geben als einer von den ersten Bischöfen der lutherischen Kirche. Ach, Herr Geheimer Rath, so

[5] A. a. O. S. 263 ff.

sehr ich Ihrem guten moralischen Leben, Ihrem hohen Charakter als Staatsmann und Ihren Kenntnissen als Gelehrter völlige Gerechtigkeit angedeihen lasse (Wirklich?!), und mich freuen muss, dass Berlin, ja dass Preussen einen solchen Mann aufzuweisen hat wie Euer Gnaden sind, so würde meine Freude in ein heiliges Frohlocken ausbrechen, wenn ich die Ehre haben sollte, in Ihnen einen warmen Anhänger Dessen zu sehen, der auf Golgatha starb. Ach, ohne Ihn sind wir, Herr Kammerherr, doch bei allen unsern Kenntnissen, bei aller unserer hochgepriesenen Gelehrsamkeit höchst unglücklich.“ Weiterhin heisst es: „Göthe sagte bei einer gewissen Gelegenheit, dass er während seiner ganzen Lebenszeit noch nicht vier glückliche Wochen erlebt hätte. Das war die Sprache eines grossen Gelehrten. Wenn Christus seine Residenz und seine Wohnung nicht in unserem Herzen aufgeschlagen hat, wer kann anders dort sein, als der — Satan? Einer muss doch dort sein, Einer muss doch den Commandostab führen. (Welch' heller Blödsinn!!) Man kann doch unmöglich zu einer und derselben Zeit zweien Herren dienen! Edler Mann, gnädiger Herr Kammerherr, ich bin von grosser Achtung für Sie und für Ihre erhabenen Verdienste durchdrungen, und liebe und achte Sie. Ich bin nicht werth, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen, das ist die wahre Sprache meines Herzens, wenn ich mich gleich mit der Erlernung der Anfangsgründe von siebzehn verschiedenen Sprachen beschäftigt habe, und die Schriften des neuen Testaments noch jetzt in sieben verschiedenen Sprachen lesen kann. Aber von der Wahrheit der christlichen Religion bin ich schon seit einunddreissig Jahren nicht nur fest überzeugt, sondern ich fühle die Einflüsse des heiligen Geistes täglich und beinahe stündlich.“ Der wunderlich-pfiffige Brief ist unterzeichnet: „Eu. Gnaden ergebenster Diener und Bruder in Christo, August Grau.“ — —

Was dem Bruder Mucker jedoch nicht gelingen wollte, versuchte die fromme Schwester in Christo durchzusetzen. Eine „Unbekannte“ wagte es, an Humboldt „Worte

der Macht des Geistes“ zu übersenden. „Sie sind ihr gegeben, und der Befehl dazu erlassen, sie wiederzugeben.“ Wenn er antwortet, so schrieb die „Unbekannte“ in ihrem wunderbar schwulstigen, „sauberen“ und „warmen“ Stil, so möge er den Brief unter der Chiffre A. W. unten im Laden links von der Hausthüre Lindenstrasse No. 120 abgeben lassen, und dann weiteres vernehmen. Ein Wanderer, der ausruht, wird geschildert. Der Bruder Wilhelm erscheint dem Bruder Alexander, und mahnt ihn — horribile dictu! —, an das Himmelreich zu denken!! Wie herrlich es da oben, wie nebelhaft es auf der Erde sei! Als Wahrzeichen erinnert er ihn an „den achtzehnten warmen Geburtstag,“ wo sie sich Liebe gelobten, ein Schwur, der über den Tod hinausreicht, und den er hiermit löst. Ein schwulstiges Gewäsch, in welchem das Wort „sauber“ vielmals vorkommt und als wenig angemessen auffällt.

Zur oben angegebenen Adresse bemerkte Humboldt: „Dort ist das Pensionat von Frau v. Wenkstern und der Wittwe Poppe.“ — —

Doch nicht bloss die „glatt Gescheitelten,“ die Männer der Kreuzzeitung, die alles Hohe und Hehre begeifern und jeden freien Forscher verketzern, suchten dem kühnen Denker durch allerlei Sophismen und Rodomontaden etwas am Zeuge zu flicken, auch Männer, die sich so gerne als Erben des grossen wissenschaftlichen Namens unseres Humboldt geriren, id est, die Häupter des oben genannten krassesten Materialismus waren engherzig genug, den beispiellos fleckenlosen und hochherzigen Charakter des leutseligsten und aufopferungsfähigsten Mannes der preussischen Monarchie schnöde zu verdächtigen. Wir haben das widerwärtige Schauspiel erlebt, dass das verbreitetste Blatt des Continents, die „Gartenlaube,“ zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des Humanitätspropheten aus der Feder des Grossmoguls des modernen Materialismus, Karl Vogts, eine Serie von Artikeln über Humboldt brachte,[6] die dazu angethan waren, die grenzen-

[6] Vgl. Heft I, S. 8 ff. und Heft II, S. 23 ff. Jahrg. 1870.

lose Verehrung Humboldt's, die die Welt vor dem Nestor der Wissenschaft bisher gehegt, in das gründlichste Gegentheil zu verwandeln. Als wir diese Aufsätze in dem geachtesten Journale Deutschlands lasen, da beschlich uns eine tiefe Wehmuth; wir waren verblüfft über die niedrige Gesinnung, die ein Mann bekundete, vor dem wir zu allen Zeiten — wenn auch auf einem ganz verschiedenen Standpunkte stehend — Respekt hatten! . . . . Wir warteten lange auf eine Entgegnung von sachkundiger und berufener Feder, aber — vergebens; erst volle drei Monate später, nachdem der Eindruck der betreffenden Aufsätze fast gänzlich verlöscht war, kam eine Erwiderung in der „Schlesischen Zeitung."[7] Der Name Humboldt's ist für jeden Deutschen so theuer, dass an demselben kein Makel haften darf, und ich glaube, dass es dem geschätzten Leser willkommen sein dürfte, die Ausstellungen Carl Vogts einerseits und die Entkräftung der von ihm beigebrachten Argumente andererseits um so eher zu vernehmen, da wir die Verdienste Alexander von Humboldts um das Judenthum erst dann in's rechte Licht zu stellen wissen, wenn wir seine Humanitätsbestrebungen, sein erfolgreiches, fruchtbares Wirken im Dienste der Freiheit und des Menschenthums kennen lernen und zu würdigen verstehen. —

Eine Viertelmillion Abonnenten und wir wissen nicht wie viel Millionen Leser berechtigen allerdings ein Blatt, sich „Weltblatt" zu nennen. Wir räumen diese Thatsache ein und machen dadurch unwillkürlich Reklame für die „Gartenlaube." Sie wird uns für dieses Anerkenntniss nicht einmal danken, denn sie bedarf dessen nicht, indem sie sich dieses Geschäft selbst besorgt und selten eine Nummer in die Welt schickt, ohne die Gelegenheit dazu gesucht oder ungesucht beim Schopf zu nehmen. Das mag Geschäftssache sein, die wir freilich nicht so gut verstehen, als Herr Ernst Keil. Es mag auch Geschmacksache sein, de

[7] Vgl. Jahrg. 1870, No. 119. Wir folgen in vielen Punkten diesem vortrefflichen Artikel.

gustibus non est disputandum; in Bezug auf das Parfüm aber erinnert es jedenfalls an das allbekannte Sprüchwort. Ueber diesen Gesichtspunkten steht im Bereiche der schönen Literatur das Gefühl; und wenn und weil und obgleich die „Gartenlaube“ sich die Geltung eines Weltblattes verschaflt hat, das nur Exquisites und Pikantes liefert, so soll sie es doch, meinen wir, nicht für die Welt sein, von der es heisst: „sie liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.“ —

In dieser Zeitschrift nun führt uns Herr Karl Vogt, nach einem ergötzlichen Präuludium, worin wir mit der Staatsorganisation der damals noch preussischen Hauptstadt des „Fürstenthums“ Neuenburg und mit einigen ihr zur Zierde gereichenden Persönlichkeiten Bekanntschaft machen, Agassiz vor, und wir lernen einige der Beziehungen kennen, in denen derselbe zu Humboldt stand. Karl Vogt räumt es selber ein, dass jedesmal, wenn die Casse von Agassiz die bedenklichste Ebbe zeigte und keine Aussicht auf andere Hilfe am Horizonte sich sehen liess, ein Angstruf an Humboldt erlassen wurde, der dann mit gewohnter Gutmüthigkeit alle Segel aufsetzte, „um unter irgend einem mehr oder minder plausiblen Grunde seinem Souverän einige harte Thaler zu erpressen.“ Freilich macht sich der „Affenprofessor“ über die so sehnlich erwarteten Briefe lustig, indem er höhnisch erzählt, wie Lupen und Vergrösserungsgläser über die schwer zu entziffernden Schriftzeichen, die „Krakelfüsse“ gehalten wurden, wie er über die Arbeit, die das Lesen eines solchen Briefes verursachte, geflucht habe, — aber noch war er ein Freund Humboldts, noch war ihm dessen „Bild“ das eines hülfreichen, wohlwollenden Mannes, der für seine Freunde und „Günstlinge“ (?) Alles that, was ihm nur irgend möglich war, der jede Gelegenheit benutzte, ihnen nützlich und förderlich zu sein, der mit ängstlicher Pünktlichkeit jeden erhaltenen Brief beantwortete und seiner Antwort stets eine gutmüthige und doch witzige und erheiternde Fassung zu geben verstand, — — da reiste der damals 27jährige

junge Gelehrte, im Spätsommer des Jahres 1844, mit diesem Bilde und einem Grusse Agassiz' an Humboldt nach Paris, und hier geschah das phänomenale Ereigniss, wonach der Letztere sich der allerhöchsten Gunst des Herrn Vogt verscherzte. Wie das wohl gekommen sein mag, darüber schweigt der diplomatische Affenprofessor und er hat wahrscheinlich zwingende Gründe hierzu; nur beiläufig erwähnt er, dass zu dem Bilde bald „neue, unerwartete Züge" treten, die es verunzieren, auch kommt der Gruss nicht in erwarteter Weise an den Mann, so dass man fast in Versuchung kommen kann, zu glauben, es fände zwischen beiden Momenten eine Art von Causalnexus statt, der auf die Mittheilung, namentlich auf die Darstellung, noch jetzt, nach 25 Jahren, seinen Einfluss ausgeübt habe.

Bisher war die Schilderung des Gartenlauben-Schreibers, wenn auch parteiisch gehalten, doch immerhin noch zu ertragen, nun aber beginnt er auf das Andenken des Forschers beider Welten eine ganze Fluth von Lügen und Verläumdungen auszuschütten. Indem Herr Vogt die Mitglieder der Pariser Akademie, wie z. B. Brogniard, Arago, Valenciennes u. A. verhöhnt, ihnen Servilität u. s. w. vorwirft, behauptet er, dass Humboldt den Letzteren, der ein mittelmässiger Mensch war, aber für ihn gearbeitet, „ins Herz geschlossen hatte," wie „man ihn überhaupt einer gewissen Schwäche für Mittelmässigkeiten beschuldigte"; auch galt Valenciennes für einen guten „Trampel," was man von seinem an Ruf und Verdienst überlegenen Gegner Düjardin nicht sagen konnte. Die Akademie der Wissenschaften war damals in zwei Parteien gespalten: das Haupt der einen war der oben genannte Alexander Brogniard, „ein altes kleines Männchen," die andere Partei stand unter der Führung des ebenfalls erwähnten François Arago. Gingen beide Hand in Hand, so konnte der Candidat „auf beiden Ohren schlafen," waren beide Führer nicht einig, so wurden die hitzigsten Treffen geliefert, und die Entscheidung lag dann nicht in Paris, sondern in Berlin bei — Humboldt, der Arago dutzte, mit Brogniard auf

dem vertrautesten Fusse stand und den mit Gay-Lussac, Biot und Chevreuil die intimste Freundschaft verband; und wenn es mit Briefen nicht zu machen war, sich's die Mühe nicht verdriessen liess, nach Paris zu kommen und seinen Mann an Ort und Stelle durchzuarbeiten. Als nun nach dem Tode Savigny's Valenciennes auf einen Sitz in der Akademie reflektirte, da soll Alexander v. Humboldt dem Candidaten Düjardin gegenüber, der — nach Vogt — ein selbstständiger Forscher, scharfer Beobachter, in allen Fächern der Wissenschaft zu Hause, Mikroskopiker ersten Ranges war, seinem unfähigen Günstling den Sitz unter den vierzig Unsterblichen durch Intriguen erschlichen haben. Die Brogniardisten waren schon für Valenciennes; unter seinen Widersachern stand Blainville obenan, „er wüthete in dem Garten herum wie ein angeschossener Eber und schwor, dass er niemals die Akademie betreten werde, wenn sie einem solchen Nilpferd, wie Valenciennes, die Thore öffnete.“ Nun war der Name Humboldts in Aller Munde, Valenciennes colportirte täglich einen Haufen von Briefen — im Pflanzengarten, in der Sorbonne, dem Collège de Françe, dem Institut, fragte man nicht mehr: „Wie geht es?“ sondern: „Haben Sie auch einen Brief von Humboldt erhalten?“ A. de Jüssieu, der beim Grusse stets schon die Antwort: „Bien — et vous?“ anticipirte, ehe man noch gefragt hatte: „Comment vous portez-vous?“ hatte jetzt seinen Gruss geändert; er lüftete seinen Hut im Vorbeigehen und sagte: „Moi aussi!“ (Ich auch) — als Antwort auf die präsumirte Frage wegen eines Briefes. „Natürlich wurde auch Humboldt,“ sagt Herr Vogt, „selbst hin und her besprochen, und ich muss gestehen, nicht in vortheilhaftester Weise, weder von Freunden, noch von Feinden!“.......

Der Herr Affenprofessor hat die Eigenthümlichkeit, die Beleidigungen gegen die Manen des edlen Todten, die er in höchsteigener Person ausstösst, einem Dritten, den er redend einführt, in die Schuhe zu schieben.

„Unsere Aktien stehen nicht gut,“ lässt er einen An-

hänger des Valenciennes' zum anderen sagen. „Leider," antwortete dieser, „aber wenn sich der alte Intriguant von Berlin gehörig in's Zeug legt, bringen wir ihn doch durch!"

„Meinen Sie?" fragte Jener.

„Das glaube ich — er hat Fäden in der Hand, von denen Sie keine Ahnung haben, und wenn's nöthig ist, setzt er Himmel und Hölle in Bewegung und ruht nicht eher, bis er reüssirt hat!" —

Humboldt sollte persönlich erscheinen, und Vogt, der begierig ist, ihn kennen zu lernen, sagte zu Lemercier, dass er auf seine Bekanntschaft gespannt wäre. „Dann werden Sie das böseste Maul von Frankreich und Navarra kennen lernen," antwortete Jener, indem er die Augenbraunen in die Höhe zog.

„Streichen Sie so leicht die Flagge, lieber Freund?" fragte Vogt lachend.

„Vor dem zehnmal," antwortete Lemercier, über die Brille hinüberschielend, „der hat in Südamerika die Giftschlangen studirt und viel von ihnen gelernt. Gegen den sind wir Beide nur kleine Kinder, voll Unschuld, Tugend und Naivetät."

Es wollte nicht ziehen mit Valenciennes, erzählt der ehemalige Frankfurter Reichsdiktator weiter in der berühmten Gartenlaube des Herrn Ernst Keil; Arago stand auf den Hinterfüssen, Observatorium und Pflanzengarten waren in offener Fehde gegen einander, Sorbonne, Collège de Françe, Polytechnicum und Ecole des Mines schwankten hin und her, die Einen mehr auf diese, die Anderen auf jene Seite neigend — da öffnete sich ein Ausblick auf Verständigung. Ein Platz in irgend einer der mathematisch-physikalischen Sektionen wurde frei — Arago hatte seinen Candidaten Brogniard ging für dessen Gegner in das Zeug. Man warf sich in den geheimen Sitzungen fast die Stühle an den Kopf und bediente sich in den öffentlichen wenigstens anzüglicher Redensarten. Jetzt war die höchste Zeit. Humboldt riss sich endlich von Berlin los. In ein paar

Tagen hatte er sein Netz gewoben und die akademischen Fliegen gefangen. „Was liegt Euch Astronomen, Mathematikern und Physikern daran,“ sagte er zu den Anhängern Arago's, „ob ein Esel mehr in der Sektion für Zoologie sitzt? Wollt Ihr mir den Gefallen thun, mir persönlich, für Valenciennes zu stimmen, wenn ich Euch die Stimmen der Coterie Brogniard für Euren Candidaten bringe?“ Diesen hielt er dieselben oder ähnliche Reden, und es ging, mein Vogt, nach dem alten Sprichworte: Gieb mir den Rhabarber, so reiche ich Dir die Sennesblätter (Pass-moi la rhabarbe, je te passerai le séné) — Valenciennes ging durch.

Vogt wünscht nun, Humboldt zu sehen und er erkundigte sich, wie dies geschehen könne.

„Haben Sie eine neue Untersuchung vor, können Sie Etwas vorzeigen, was noch kein Mensch gesehen hat?“ fragte man den Gartenlauben-Schreiber.

„Warum?“

„Dann brauchen Sie es nur Valenciennes oder einem andern seiner Freunde zu sagen — er kommt dann selbst Morgen früh zu Ihnen.“

„Warum nicht gar!“

„Freilich! Morgen von acht bis elf sind seine Dachstubenstunden. Da kriegt er in allen Winkeln von Paris herum, klettert in alle Dachstuben des Quartierlatin, wo etwa ein junger Forscher oder einer jener verkommenen Gelehrten haust, die sich mit einer Specialität beschäftigen, **und zieht diesen die Würmer aus der Nase.** Was er ergattert, weiss er dann trefflich zu benutzen — entweder in seinen Schriften, oder noch mehr in seinen Gesprächen. **Mit den Morgens geliehenen Federn prunkt er Abends in den Salons.**“

Welch' herrliches Gedächtniss der Herr Vogt noch nach einem Vierteljahrhundert hat! Wie wortgetreu er die ganze stattgehabte Conversation wiederzugeben vermag! —

Es soll jedoch noch besser kommen! Im weiteren Ver-

lauf des fingirten Gesprächs erzählt Vogt, dass Humboldt ausserordentlich gerne plaudert. „Wenn er einmal den Spuknapf gefasst hat, lässt er ihn nicht wieder los. Niemand kann zu Worte kommen.“ — „Er ist boshaft wie ein Affe, und Niemand ist von seinen Maliçen sicher.“ — „Er besucht jeden Abend wenigstens fünf Salons und erzählt in jedem dieselbe Geschichte mit Varianten. Sobald er die Dame des Hauses begrüsst und seinen Platz am Kamin eingenommen hat, entsteht ehrfurchtsvolle Stille. Die Dame des Hauses fragt unabänderlich: „Nun, Excellenz (oder Herr v. Humboldt, oder lieber Herr v. Humboldt, lieber Herr oder lieber Freund, je nach dem Grade der Bekanntschaft), was bringen Sie uns Neues?“ Dann zieht er die Schleussen seiner Beredtsamkeit auf und lässt die Wasser fliessen. Hat er eine halbe Stunde lang gesprochen, so steht er auf, macht eine Verbeugung, zieht allenfalls noch den Einen oder den andern in die Fensterbrüstung, um ihm etwas in's Ohr zu plauschen, und huscht dann geräuschlos aus der Thür. Unten erwartet ihm sein Wagen, der ihn in einen andern Salon bringt, wo sich dieselbe Scene wiederholt, und so sofort mit Grazie in infinitum!“ .....

Vogt ging sehr früh. Die Damen im Hause hatten sich kaum im Salon installirt mit einigen Getreuen und einigen Frühgästen, die in gleicher Absicht gekommen waren. Der Physiker Babinet schlief in einer Fensterecke. Das war seine Specialität. Wenn er in der Akademie sein ungeheures Cachenez abgewickelt hatte, struwelte er sich mit beiden Händen das Haar unter einander, legte sich auf beide Ellenbogen und schlief, bisweilen mit lautem Schnarchen.

Also, wie gesagt, Vogt lässt Babinet in einer Fensterecke schlafen. In einer geschlossenen Nebenstube hörte man eine halblaute Stimme, dann ein allgemeines Gelächter. „Nach einiger Zeit ging die Thüre auf und ein Strom von

Akademikern und Naturforschern quoll heraus, in ihrer Mitte zwei kleine Männer mit weissen Haaren, Brogniard, eine der zierlichsten Gestalten, die man sehen konnte, lebendig wie Quecksilber bis in sein höchstes Alter, neben ihm Humboldt, von weit massiverem Typus, in gebeugter Haltung. Ehe ich Diesen und Jenen begrüsst und dem Hausherrn auf einige freundliche Worte geantwortet hatte, war Humboldt an das Kamin geglitten, nicht ohne im Vorbeigehen Babinet auf die Schulter geklopft zu haben, und der Kreis war geschlossen. Humboldt erzählte, ich weiss nicht mehr was, irgend eine Tagesgeschichte, eine Stadtneuigkeit."

Vogt stellt sich dem grossen Naturforscher vor, überbringt ihm den Gruss von Agassiz und überreicht seine Karte. Humboldt verspricht zu schreiben und geleitet den Affendoktor mit den Worten: „Auf Wiedersehen!" hinaus.

Babinet, der Schläfer, erklärt ihn für den „immer denselben Farçeur." Vogt schliesst mit den Worten:. Als ich in das Vorzimmer trat, um nach Hause zu gehen, gab mir der Diener meine Karte.

„Sie haben sie wohl verloren?" sagte er; „ich fand sie vorhin am Boden."

Das Kabel war abgeschnitten. — — —

Mit Recht fragt die „Schlesische Zeitung": Was hat Vogt mit dieser Erzählung gewollt? Die Einleitung erklärt uns das einigermassen. Humboldt und immer wieder Humboldt, Humboldt über die ganze Welt, es giebt nur Einen Humboldt und keine Götter neben ihm; das war das Feldgeschrei der civilisirten Menschheit im vorigen Jahre, eine Begeisterung, ein Götzendienst, eine Vergötterung in Reden und Schriften, in Vereinen und Feierlichkeiten und Stiftungen, eine Tollheit, über der man vergass, dass hinter den Bergen auch Menschen wohnen. Das muss doch einmal ein Ende nehmen. Chr. Ritter von Schlagintweit-Sakünlünski konnte allerdings schon in diesem Sinne gewirkt haben, als er den Heros der Wissenschaft,

in der „Kölnischen Zeitung“, bis in sein Schlafgemach, seine Garderobe, seine Speise- und Gesellschafts- und Studierzimmer, kurz überallhin verfolgte, wo man nicht bloss den grossen Mann, sondern den gewöhnlichen Menschen von Fleisch und Bein zu sehen bekommt. Aber das Mittel war nicht wirksam genug. Die Menschheit befand sich in Humboldtsfuror; erhitzten Leuten, es giebt keine bessere Kur, giesst man Wasser über den Kopf und hat man kein reines, nun dann nimmt man schmutziges. — Diese im Gewande anmuthiger Harmlosigkeit auftretende Causerie Carl Vogts nimmt es sich nicht übel, allerlei schmutzige Wäsche vor den Augen von so vielen Millionen Lesern auszupacken, welche die Wissenschaft als etwas Göttliches und ihre Träger als gottbegnadigte Menschen ansehen; sie bewirthet ihr Publikum mit einer Sorte von Medisançe, die sonst nur „unter guten Freunden“ oder beim Kaffée und Strickstrumpf zu Hause ist; sie wendet das Mikroskop an, nicht um der Natur ein Geheimniss abzulauschen, sondern um den Leuten den Geschmack zu verderben und ihnen zu sagen: Seht her, was für Infusorien und Pilze die Gegenstände Eurer Bewunderung und Verehrung verunstalten!

Was ist denn, um auf den Grund zu gehen, der Sinn und Kern dieses gewaltigen Humboldtscultus gewesen? Haben die vielen Millionen von Menschen, welche sich daran betheiligten, der Person Humboldts ihre Dehors bringen wollen, oder der Sache, nämlich der Wissenschaft, als deren voll- und allgemein giltigster Repräsentant er gegolten hat und noch gilt? Sind die Männer, die vor, mit und nach ihm auf dem Felde der Wissenschaft gearbeitet haben und arbeiten, durch das Licht, dass von Humboldt strahlte, in Schatten gestellt worden? Hat dieser Humboldt, der geflissentlich und consequent allen äusseren Glanz, der ihm in reichstem Maasse offen lag, verschmähend, sein segensreiches langes Leben nur der Wissenschaft leben wollte, hat dieser Humboldt, fragen wir jeden Unbefangenen den Ehrgeiz gehabt, für den Diktator im Reiche der Wissenschaft gelten zu wollen? oder hat er nicht vielmehr die

Wissenschaft zur Diktatur des Lebens zu machen bestrebt? — Der universelle Standpunkt, den er mit unbestrittener Eminenz eingenommen hat, gab ihm nicht blos das Recht, sondern legte ihm die Pflicht auf, die einzelnen Theile, wo er sie fand, zusammenzutragen und aus ihnen das Ganze des Baues zu fügen. Wir wissen Alle, in welcher edeln, bescheidenen und allezeit dienstbereiten Art dies geschah; — erst Carl Vogt findet es für gut, uns durch seinen Pariser Freund, man verzeihe uns die Trivialität, einen Floh in's Ohr setzen zu lassen und uns glauben zu machen, der bewunderte Mann sei ein literarischer Narziss, ein geckenhafter Charlatan gewesen, der sich darauf verstanden habe, dem litherarischen Federvieh die Federn auszuraufen, sich damit zu schmücken und in den Salons damit Furore zu machen. Wissenschaftliche Irrthümer nachweisen ist nothwendig und nützlich und steht über allen Rücksichten. Dahin gehören die „neuen, unerwarteten Züge“ nicht, mit denen Vogt die Photographie Humboldts zu vervollständigen denkt. Sind sie auch wahr? Credat Judaeus Apella! Ist die Quelle unbestritten lauter? **Es riecht daraus etwas wie der Schwefelwasserstoff der Scheelsucht.** Wie denn, wenn die Franzosen, Mitglieder der grande nation, nur dem „alten Intriguanten aus Berlin“ Eins anhängen gewollt, dem pauvre Allemand, der so unverschämt war, ihr und der ganzen Welt grösstes wissenschaftliches Institut zu beeinflussen?!

Bis dahin können wir sagen, dass Carl Vogt nur relata referirt, vielleicht nur um etwas Pikantes für die Gartenlaube zu erzählen; die Schwächen und Blössen grosser Männer, wahr oder erfunden, sind für die grosse Menge immer interessant; wir könnten glauben, dass kein anderer Zweck vorlag. — Aber nun, in den letzten Zeilen der „Begegnung“ kommt die Begegnung. Sie ist kurz, aber pathognomisch. Diese verhängnissvolle Karte ist der Kobold des Ganzen; vielleicht wenn sie sich nicht in's Spiel gemischt hätte, wären wir um die ganze Geschichte gekommen. Alexander v. Humboldt hat Carl Vogts Karte

empfangen und verloren — vielleicht aus Unachtsamkeit, oder fallen lassen — etwa aus Gleichgiltigkeit, aus Nichtachtung? — Wer kann das wissen! Genug, „das Kabel war abgeschnitten.“

Die Moral der Sache lässt sich mit einigen Sprichwörtern abfertigen. Das Wort noblesse oblige gilt nicht blos für den Geburtsadel, sondern auch für den des Herzens und der Gesinnung und darf in der Republik der Wissenschaft keine untergeordnete Stelle einnehmen. Schon die Courtoisie gebietet, von Abwesenden nichts Böses zu sprechen und heischt: ‚de mortuis nil nisi bene!‘

Die „Gartenlaube“ aber ersuchen wir, gleichzeitig mit der Schl. Z., es nicht für ungut zu nehmen, wenn wir uns erlauben, den alten Spruch „vestigia terrent“ ihr in's Gedächtniss zu rufen und sie an die „Amazonen von damals“ zu erinnern. Damals war die preussische Regierung über die „pikante“ Geschichte sehr pikirt. Diesmal könnte es vielleicht ein ansehnlicher Theil der Viertelmillion von Abonnenten und der Million von Lesern sein. Wer kann das wissen! — —

Wie Recht hatte doch Varnhagen v. Ense, als er in seinem Tagebuche über die Herren à la Carl Vogt und Genossen am 24. November 1851 bemerkte: Die Kleinen und Mittelmässigen, die wohl fühlen, dass sie gegen einen Grossen Nichts sind, vereinigen sich gegen Humboldt neidisch und gehässig, und glauben dadurch etwas zu sein. Einer kommt lächelnd zum Anderen, vertraut ihm die Abneigung, die er empfindet, die Schwächen und Mängel, die er entdeckt hat, der Andre nimmt das freundlich auf, antwortet in gleicher Weise, sie drücken sich vergnügt die Hände und sind verbundene Freunde gegen den Helden. Humboldts Schwächen sind bekannt, er thut nichts geheim, aber seine Grösse bleibt unangetastet. Die Grösse seines Geistes, wie die nicht minder seines Herzens! — —

Gegen die Denunziation des Hauptes der deutschen materialistischen Schule könnte man unzählige Gegenbeweise

anführen; wir wollen jedoch blos Ein Beispiel namhaft machen; wir entlehnen es der ersten Ausgabe von des berühmten Liebig's „Organischer Chemie", welche er Humboldt widmete. Die Worte des grossen Chemikers dürften wohl mindestens so glaubhaft sein, wie die des Affenprofessors.

„Zu Ende der Sitzüng vom 22. März 1824", erzählt Liebig, „in der ich der Pariser Akademie meine erste chemische Arbeit vorlegte, mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir aus der Reihe der Mitglieder der Akademie ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wusste er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne dass ich, aus Unerfahrenheit und Scheu, zu fragen wagte: wessen Güte an mir theilgenommen habe.

„Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen.

„Sie waren Tags zuvor von einer Reise aus Italien zurückgekommen; Niemand war von Ihrer Anwesenheit unterrichtet.

„Unbekannt, ohne Empfehlungen in einer Stadt, wo der Zusammenfluss so vieler Menschen aus allen Theilen der Erde das grösste Hinderniss ist, das einer persönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforschern und Gelehrten sich entgegenstellt, wäre ich, wie so viele Andere, in dem grossen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen. Diese Gefahr war völlig abgewendet.

„Von diesem Tage an waren mir alle Thüren, alle Institute und Laboratorien geöffnet; das lebhafte Interesse, welches Sie mir zu Theil werden liessen, gewann mir die Liebe und Freundschaft meiner mir ewig theuren Lehrer Gay-Lussac, Dulong und Thénard. Ihr Vertrauen

bahnte mir den Weg zu einem Wirkungskreise, den seit sechzehn Jahren ich unablässig bemüht war auszufüllen.

„Wie Viele kenne ich, welche gleich mir die Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke Ihrem Schutze und Wohlwollen verdanken! Der Chemiker, Botaniker, Physiker, der Orientalist, der Reisende nach Persien und Indien, der Künstler, Alle erfreuten sich gleicher Rechte, gleichen Schutzes; vor Ihnen war kein Unterschied der Nationen, der Länder. Was die Wissenschaften in dieser besonderen Beziehung Ihnen schuldig sind, ist nicht zur Kunde der Welt gekommen, allein es ist in unserer Aller Herzen zu lesen."[8] — —

Dass übrigens die Pariser Gelehrten über den Charakter, den Conversationston u. s. w. des weltberühmten Mannes nicht so unerhört niederträchtig dachten und sprachen, wie es der Gartenlauben-Schreiber der Menschheit weis machen will, auch hierfür könnten wir eine ganze Masse kräftiger Dementi's beibringen; wir genügen uns mit folgender Erzählung aus H. W. Dove's „Gedächtnissrede auf Alexander von Humboldt":[9] Wer Paris verlässt, ist dort bald vergessen, Humboldt nicht. Bei der ersten Industrieausstellung in Paris sagte ein französischer Gelehrter zu Dove: „Sie haben bei dem Einzuge der Königin von England gesehen, wie wir Könige empfangen. Sagen Sie Herrn v. Humboldt, er möge noch einmal nach Paris kommen, und die Welt wird sehen, wie wir den König der Wissenschaften zu ehren verstehen!"

Humboldt war kein seichter Schwätzer und Phrasenheld, wie dies der Herr Affenprofessor verkündigt; den Zauber seiner französischen und deutschen Conversation wird keiner vergessen, dem die Gelegenheit wurde, ihn kennen zu lernen. Ein Attaché bei der französischen Ge-

---

[8] Vgl. hierüber besonders die folgenden zwei Kapitel: „Alexander v. Humboldt's Beziehungen zu Juden" und „A. v. Humboldt's Beziehungen zu Jüdinnen."

[9] Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1869. S. 9 ff.

sandtschaft in St. Petersburg kam plötzlich zurück nach Paris, nur auf 14 Tage. Warum? fragte man ihn. Um zu plaudern, war die Antwort. Aber eben um der Unterhaltung diesen Reiz zu bewahren, darf auf keinen Gegenstand tief eingegangen werden. Auch dem ernstesten Gespräch wird geistreicher Spott beigemischt. Geht man darauf ein, so darf man auf die höchste Anerkennung rechnen, die mit beifälligem Lächeln in den Worten sich ausspricht: „Ah, que vous êtes méchant!“ Diese ehrende Anerkennung des brillanten Humboldt'schen Esprit's hat Herr Vogt so schamlos karrikirt!

Welche Verehrung man selbst in den vertrautesten Freundeskreisen für Humboldt hegte, beweist folgende lebendige Schilderung jener Tage. „Wenn er eintrat“, heisst es daselbst, „da erhob sich ein allgemeiner Jubelruf sämmtlicher Anwesenden; dann, sobald sie wieder Platz genommen, benutzte die Wirthin das Vorrecht der Hausfrau und warf dem Walfisch der Gelehrsamkeit irgend ein Fässchen zum Spielen hin, und alle Ohren standen offen. Es brauchte aber in jenem Fässchen nicht etwa nur Wissenschaft verpackt und aufbewahrt, es durfte auch die erste beste Welt- und Stadtneuigkeit, vielleicht gar ein Skandälchen darin enthalten sein, der Riese spielte dennoch damit, und wusste es dermassen zu wenden und zu drehen, dass er ihm gewiss eine Seite abgewann, wo Scharfsinn, Witz, Ironie, Erfahrung, Gedächtniss, Universalität und endlich ein klein Bischen Bosheit mit schelmischer Bonhommie versetzt sich zeigen konnte.“

Es ist aber eine ganz falsche Vorstellung, wenn man meint, Humboldt allein habe diesen Ton angeschlagen; an dem Bestreben, auch die streng-wissenschaftlichen Fragen in heiterer Weise darzustellen, betheiligten sich Alle; es war dies der Ton der damaligen Berliner Gesellschaft in den Tagen eines wenig entwickelten öffentlichen Lebens. Wenn Humboldt so von seiner Reise nach dem Altai sagte: „Die Gegend, die ich durchwandert, ist eine Hasenheide von Berlin bis zur Chinesischen Mauer“, versicherte

in ähnlicher Weise Chamisso, den Botaniker herauskehrend, er sammle nur trocknes Heu. Noch pikanter drückte sich ein anderer berühmter Reisender aus. Auf die Frage: „Welcher wissenschaftliche Zweck führt Sie nach Berlin? Denn sonst kommen Sie ja nicht", erwiderte er: „Ich reise auf hohle Köpfe." „Da werden wir also diesmal das Vergnügen haben, Sie längere Zeit in Berlin zu behalten", hiess es weiter. „Nein", sagte er, „ich muss fort; der emberras de richesse erdrückt mich"...

Damit wir nun auch die Ursache des Hasses, womit die klerikale und feudale Partei in Europa das Andenken des edlen Dahingeschiedenen anschwärzt, kennen lernen, wollen wir die liberalen politischen, religiösen und humanitären Ansichten Humboldts in Kürze darzulegen suchen; und dies umsomehr, weil sie uns auch den Schlüssel zu seinen immensen Verdiensten um das Judenthum in die Hand geben. Mögen diese goldenen Aussprüche aus den Briefen an Varnhagen, Bunsen und seinen Schriften hier chronologisch, ohne jeglichen Commentar, folgen. In seinem Briefwechsel mit Varnhagen sagt Alexander v. Humboldt:

Am 9. Juli 1830.[10] „— — Seit vierzig Jahren sehe ich in Paris die Gewalthaber wechseln, immer fallen sie durch eigne Untüchtigkeit, immer treten neue Versprechungen an die Stelle, aber sie erfüllen sich nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt auf's Neue. Ich habe die meisten der Männer des Tages gekannt, zum Theil vertraut, es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber sie hielten nicht aus, bald waren sie nicht besser als ihre Vorgänger, oft wurden sie noch grössere Schufte. Keine Regierung hat bis jetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeinwohl untergeordnet. So lange dies nicht geschieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd bestehen. Die Nation ist noch immer betrogen worden, und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wie-

[10] Vgl. auch das Kapitel: „A. v. Humboldt's Beziehungen zu Juden." S. 104 ff.

der den Lug und Trug strafen, denn dazu ist sie reif und stark genug."

Am 24. April 1837. „— — Ich zeige Ihnen die Liste aller hinterlassenen Werke meines verewigten Bruders, die ich mühsam angefertigt, — — ich arbeite mit Pietät an den Einrichtungen zu dieser Ausgabe, damit ich beruhigt vor der Vollendung hinsterben kann."

Am 3. April 1838. „— — Ich habe für Cotta's neue Quartals-Zeitschrift zwei Aufsätze geschrieben, — — er schickt mir dafür (es sind vier gedruckte Bogen) einen Wechsel auf Frege zu fünfzig Friedrichsd'or, das sind über zwölf Friedrichsd'or der Bogen. Ich habe (so sehr ich Geld brauche) Lust, die Hälfte zurückzugeben — aber indem ich den Entschluss ausführe, fällt mir ein, mich vorher zu erkundigen, was man wohl jetzt als Maximum des Honorars für Journal-Aufsätze betrachten darf, ob sechs, acht oder zehn Friedrichsd'or Sitte ist; dann schicke ich weniger zurück. Es kann mir wichtig werden für die Folge."

Am 3. Juni 1839. „„Das Vaterland retten, sagt Gentzen's erster Mensch, heisst den Preussischen Adel wieder in seine Rechte einsetzen, ihn unbesteuert lassen, damit er, nach einer kurzen Negoziazion, dem Monarchen sein don gratuit frei darbringen könne. Dazu muss der Mensch unaufhörlich an den Boden gefesselt bleiben." Wie die Montmorency's der Uckermark sich müssen gefreuet haben, was nutzlos in ihren armen Seelen lag, in so schulgerechte Dogmen gegossen, in so gebildeter Sprache von einem talentollen Schriftsteller ausgedrückt zu sehen! An Raum und Zeit ist dieser Kastengeist nicht gebunden. Gespensterartig wird erst sich drohend einst wieder zeigen, wenn ich nicht mehr sein werde! Ich frage mich oft, ob unter den Bekreuzten, die (wie die homerischen Helden) ausgestreckt im Wollmarkte auf ihren Säcken der Ruhe pflegen, Adam Müller nicht wieder Unterschriften sammeln könnte? Benjamin Con-

stant hat diesen unbeweglichen Erbtheil der Gesinnung sehr hübsch in der Parabel des Schiffbruchs ausgedrückt: „Grand Dieu, je ne suis pas assez indiscret pour Vous prier de nous sauver tous. Sauvez-moi tout seul.“ („Grosser Gott, ich bin nicht so unbescheiden, Dich zu bitten, uns Alle zu retten, rette mich ganz allein.“)

Am 27. Oktober 1840. „Der Ladenbergischen Administration macht es wenigstens Ehre, dass ich sie dahin hatte bringen können, Dahlmann sehr lobend förmlich für die Universität Breslau, wo eine Vakanz war, vorzuschlagen. Ich habe pflichtmässig Wege eröffnet, die Ausführung ist nicht in meinen Händen. So wie ich von Potsdam zurückkomme, werde ich Minister Eichhorn bedrängen, die Angelegenheit der Gebrüder Grimm, eine echt deutsche, vaterländische Angelegenheit, unmittelbar und ganz officiell zu betreiben.“

Am 3. December 1841: „Es ist für mich eine trübe, schwere Abendluft.“

Am 21. März 1842. „Ihre christliche Glaubenslehre behalte ich noch, der ich mich ehemals schon in Potsdam an dem Straussischen Heiland sehr ergötzt: man lernt daraus nicht blos, was er nicht glaubt und was nicht minder neu ist, als vielmehr, was alles von den schwarzen Männern geglaubt und gelehrt worden ist, die der Menschheit jetzt wieder neue Bande anzulegen verstehen, ja die Rüstung ihrer ehemaligen Feinde anlegen. — — Nicht der Spinozistische Unfall, nur dieser Missbrauch der edelsten geistigen Kräfte zum Dienste einengender Lehren finstrer Jahrhunderte, ist mir ordentlich schmerzlich.“

Am 6. April 1842. „Nach dem so übermüthig veröffentlichten Inquisitionsurtheile des Bruno Bauer darf ich Ihren Strauss wohl nicht länger bewahren. — — Die Methodik darin ist vortrefflich, auch lernt man die ganze Glaubensgeschichte der Zeit kennen, in der man gelebt, besonders die pfäffische List, mit der, nach Schleier-

macher'schen Weise, man sich äusserlich zu allen Formen der christlichen Mythen bekennt, sich Andersdenkenden aneignet, den „Kelch getrunken" in Begleitung von Hofequipagen verscharren lässt,[11] während jeglicher Mythe eine sogenannte philosophische Erklärung untergeschoben wird. — — Der konstitutionelle Roi des Landes[12] hat gestern, vor vierzig Menschen, wieder an seinem Tische gesagt: Die Göttinger Professoren hätten in einer Adresse ihm von ihrem Patriotismus gesprochen, „Professoren haben gar kein Vaterland; Professoren, Huren (der Deutlichkeit wegen setzte er hinzu des putaines) und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben, sie gehen dahin, wo man ihnen einige Groschen mehr bietet." Welche Schande, das einen deutschen Fürsten zu nennen!"

Am 24. Juni 1842. „Ein Donnerwetter in Form einer Cabinetsordre, in den Zeitungen, mit einigen Proben des Censur-Unsinnes, wäre erspriesslicher als das unmögliche Pressgesetz, und ein Grossinquisitor zur Begründung der Pressfreiheit. — — Wie Glasköpfe, Pfauenfedern und Bänder (Orden) den Menschen aufregen . . . ."

Am 3. April 1843. „— — Wie viel erheischten wir damals in solcher Ungerechtigkeitslaune, wenn jetzt, im Vergleich mit der Elendigkeit, die uns umgiebt, die in Wien Versammelten als grosse Staatsmänner sich in der Erinnerung darstellen. Dafür haben wir Hofphilosophen, Missionsministerinnen, Hoftheologen und Ueberraschungsprediger . . . ." —

Am 26. Juni 1843. „Jch habe „aus einem Fenster" zu der Jugend einige Worte über die geistigen Bande gesprochen, welche gleichzeitig und ohne durch räumliche Entfernung gemindert zu werden, das Verständniss freier Gefühle, dauernder Hoffnung in Allem belebt, was die Fortschritte der Menschen ehrt."

Am 27. August 1843. „— — Zum Harren habe ich

---

[11] Schleiermacher.

[12] König Ernst August von Hannover.

wenig Zeit mehr, da ich nun schon dreiundfunfzig Jahre harre. . . . Die Deutschen werden noch manches Buch über die Freiheit schreiben."

Am 6. September 1844. „— — Als Parry auf dem Eise mit vielen Samojeden-Hunden nach dem Pole wollte, wurden Schlitten und Hunde immer vorwärts getrieben. Wie aber die Sonne durch die Nebel brach und die Polhöhe bestimmt werden konnte, fand man, dass, ohne es zu wissen, man mehrere Grade rückwärts gekommen war. Eine bewegliche, gegen Süden durch die Meeresströmung fortgerissene Eisbank war der Boden, auf dem man vorwärts eilte. Die Minister sind der bewegliche, eisige Boden. Ist die Strömung die dogmatisirende Missions-Philosophie?"

Am 13. September 1844. „Ich muss nach Sanssouci auf einige Tage, wo ich leider! meinen 75jährigen Geburtstag erlebe. Ich sage bloss leider! weil ich 1789 glaubte, die Welt würde einige Fragen mehr gelöst haben. Ich habe Vieles gesehen, aber nach meinen Forderungen doch nur wenig. — — Wie grossartig antiscytisch hat sich die Breslauer Universität benommen! Wie erfinderisch wird der Mensch durch politischen Zwang, lauter Strickleiter, Löcher-Scharrer, Verkleidungen, um an die freie Luft zu kommen, und wenn sie die freie Luft haben, werden sie echt deutsch darüber grübeln, ob ihnen besser sei? Dann wird es sein, wie bei dem Prinzen: Dites-moi, si je m'amuse."

Am 15. Januar 1845. „— — Eine grosse Freude ist es mir, wenn mein keckes Auftreten für Prutz ihm endlich nützlich geworden ist. Das ist das elend Wenige, das ich in meiner Lage erlange: ich sterbe aber mit den Gewissens-Glauben, bis an meinen Tod keinen der mir Gleichgesinntem verlassen zu haben."

Am 29. März 1846 (an König Friedrich Wilhelm IV.). „Sich fürchten vor jeder begeisternden Kraft, heisst dem Staatenleben die nährende, erhaltende Kraft nehmen. — — Alles Wirken und Handeln wird gehemmt, wenn durch Verdächtigung man sich der besten Kräfte beraubt.

Am 27. Februar 1847. „Ich bin nur strenge mit den Mächtigen.“

Am 31. Oktober 1849 (Rede an die Stadtverordneten zu Potsdam). „Sie haben, Ihrer würdig, neben der Sorgfalt für das materielle Wohl, von höheren Ansichten geleitet, Ihre Theilnahme und Achtung für die Bestrebungen dargethan, die mit den Fortschritten des Wissens, der Volkserziehung und der allgemeinen Bildung der Menschen zusammenhängen. Als der Lohn für einen Theil dieser Bestrebungen, denen mein ganzes, langes, vielbewegtes Leben gewidmet gewesen ist; nehme ich mit Stolz Ihre ehrenvolle Gabe (den Ehrenbürgerbrief von Potsam) an.“

Am 2. Juli 1850. „Die Weltzustände gleichen der Wasserbouteille, die d'Alembert schüttelte, damit ein Gewebe verschiedeneckiger Blasen entstand. Er sagte dann, um das hydraulische Wissen, in dem er doch selbst so gross war, zu verspotten: „Calculez-moi cela!“ Es wird manche der Blasen zerplatzen, ehe man diplomatisch ihre transitorische Form berechnet.“

Am 5. Februar 1852. „Meine Meinung ist von jeher gewesen, dass die wildeste Republik den geistigen Fortschritten der Menschheit und dem Bewusstsein ihrer Ehrenrechte nicht so viel und so langdauernd schaden kann, als le régime de mon oncle, le despotisme éclairé, dogmatique, milleux, der, welcher alle Künste der Civilisation anwendet, um den Willen und die Laune eines Einzigen herrschen zu lassen. Lesen Sie, um den Abscheu vor solcher Erniedrigung, die wie eine Pest sich zu verbreiten droht, zu vermehren, im heutigen Journal des Débats die Gründe, welche eine Empfehlungsliste der Wählbaren laut dem Constitutionelle nothwendig macht.“

Am 13. März 1853. „Und in welchem Zustande verlasse ich die Welt, der ich 1789 erlebte und mitfühlte — aber Jahrhunderte sind Sekunden in dem grosssen Entwickelungs-Prozess der fortschreitenden Mensch-

heit. Die ansteigende Curve hat aber kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem, sich in solchem Theile des Niederganges zu befinden."

Am 9. Juli 1854. „Ich glaube nie in meinem Leben mit Herrn Senfft von Pilsach gesprochen zu haben; ich könnte ihm auf der Strasse oder in Gesellschaft begegnen und würde ihn nicht erkennen. Bei dem Allen kann ich wohl bei dem König mit ihm gespeist haben. Nachdem, was ich von ihm gehört, fühle ich mich nicht zu ihm hingeneigt."

Am 10. Juli 1854. „Das „Drama" der Kreuzzeitung hat wie Alles, was aus dieser schlechten und an Geistesarmuth kranken Partei kommt, das Gepräge feiger Bosheit!"[13]

Am 29. Juli 1854. „In Spanien ruft der tugendhafte „Aufstand" wie der tugendhafte Johanniter-Orden am Wilhelmsplatze: „Es lebe die Keuschheit!" — viva el pudor (Isabella), viva moralidad (die uneigennützige Christine), — aber sollten Sie, theurer Freund, es für möglich halten, dass der Herr Kultusminister, freilich bisher vergebens, auch ruft, viva el pudor! Er hat ganz officiellement beim König angetragen, dass die unbeboseten Gruppen von der Brücke auf Königlichen Befehl wieder weggenommen und im Zeughause inkarzerirt werden sollen, ohne Furcht vor der Presse, da das neue Frankfurter Presszwang-Bundesgesetz doch nur den genialen, im Münchener Krystallpalaste noch fehlenden Berliner Hunde-Maulkörben gleicht, die uns Literaten nur das Beissen, nicht aber das Bellen verwehrt. Wie viel ist nicht schon an diesen Hunde-Maulkörben gekünstelt worden! Der dritte Ruf: vive la libertad! ist in der Halbinsel doch durchgedrungen, trotz allen vornehmen Ableugnens."

Am 31. Juli 1854. „In den vereinigten Staaten ist aller-

[13] Noch im 83. Jahre zeigte Humboldt einem besuchenden Freunde ein Chamelion mit der Bemerkung: das sei das einzige Thier, welches das eine seiner Augen nach oben, das andere nach unten richten könne; nur unsere Pfaffen könnten das noch, mit dem einem Auge nach dem Himmel, mit dem andern auf die Vortheile und Güter dieser Welt gerichtet. —

dings viel Liebe für mich erwacht, aber das Ganze gewährt mir dort den traurigen Anblick, dass die Freiheit nur ein Mechanismus im Elemente der Nützlichkeit ist, wenig dort veredelnd, das Geistige und Gemüthliche anregend, was doch der Zweck der politischen Freiheit sein soll. Daher Gleichgültigkeit gegen Sklaverei. Aber die V. St. sind ein Cartesianischer Wirbel, Alles fortreissend, langweilig nivellirend."

Am 26. April 1855. „Die Saturnalien des Despotismus und der Schmeicheleien, das freche Fest der Vergessenheit, als gäbe es keine Geschichte von 1813 und 14, ist nun ausgespielt, unter dem freien Inselvolke, eine Art Affenkomödie. Es giebt nur einen Trost, der mich aufrichtet, dass aus dem Allen entstehen wird, was beide Theile gar nicht beabsichtigen. Das ist le principe, das uns Alle überlebt."

Am 24. September 1856. „Es ist Ihnen doch nicht entgangen der Brief des Nudelkönigs an Louis Philipp in der Spener'schen Zeitung. Non v'a bisogno — ganz wie Rochov-Seiffart (in seiner ersten Manier) an die Elbinger — „Es ist gar nicht nöthig, dass mein Volk denke; ich denke für dasselbe; das Volk, das mich so oft verrathen hat, beugt sich unter meiner Gewalt."

Am 21. November 1856. „Und die schändliche Partei, die fünfzigpfündige Negerkinder verkauft, Ehrenstöcke vertheilt, wie der russische Kaiser Ehrendegen und Gräfe'sche Ehren-Nasen, — die erweist, dass alle weisse Arbeiter auch besser Sklaven als Freie wären, — hat gesiegt. Welche Unthat!"

Am 30. November 1856. „— — In den belgischen Kammern wird über mich als einen abzusetzenden Materialisten und Republikaner diskutirt. — — Ueber das, was die Menschen geglaubt und nicht geglaubt haben, pflegt man gewöhnlich erst nach dem Tode (wenn man officiell von Sydow begraben und besprochen worden ist) zu streiten."

Am 7. Februar 1857. „Wie gegen Russland wird man sich gegen Preussen für Waterloo rächen."

Am 11. Januar 1858. „Livingstone's Nachrichten interessirten mich besonders wegen seiner Ansicht über die Kulturfähigkeit des Negerstammes zu einer Zeit, wo unter dem Vorwand freier Arbeit Frankreich auf einer und Nordamerika auf der andern Seite das Sklaveneinfangen in Afrika auf das schmachvollste begünstigen." — —

In den herrlichen Demantkranz dieser Humanitätsprinzipien wollen wir noch folgende Gedankenblumen aus Alexander v. Humboldt's Briefen an Bunsen[14] fügen.

Am 1. Juli 1830. „Das grosse Uebel des Zeitalters und das Charakteristische seiner trägen Schwäche ist, dass man bei so grossen Elementen der Welterneuerung sich in schlammartiger Ruhe wähnt. — — Die Minister leben als Mumien fort, ein Stilleben!"

Am 22. März 1835. „Einem Deutschen steht es warlich[15] nicht an, das edle Bestreben, das Beobachtete zu verknüpfen, das Empirische durch Ideen zu beherrschen, mit Verachtung zu behandeln. — — Von dem rein metaphysischen Studium durch schwächere Anlagen und frühe Beschäftigung mit dem empirischen Wuste getrennt, war mein Zweck: in den stehenden trüben Urschlamm des hiesigen Lebens ein geistiges Prinzip, ein befruchtendes, bildendes, veredelndes zu bringen, das Interesse von der schaalsten, ärmsten Frivolität ab auf etwas Höheres, Ernsteres hinzuziehen."

Am 24. Mai 1836. „Hier ist Alles grau und dunkel und ungeniessbar für mich. Dass man mit dem Alter nicht kälter werden kann für das Höhere des National-Lebens! Alles ist öde um mich her, so öde, dass man nicht begreifen kann, warum ich trauere."

Am 18. September 1839. „— — Welche Zustände, die jener „Alpenwirthschaft"! Reizung durch schamlose Unvorsicht in Dingen, die das Heiligste berühren, und deshalb

[14] „Briefe von Alexander v. Humboldt an Chr. Carl Josias Freiherr von Bunsen. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1869."

[15] Selbverständlich reproducire ich die ursprüngliche Humboldt'sche Schreibweise.

am tiefsten kränken, dann evangelische Geistliche an der Spitze einer fanatischen Schaar, ein Kreuzzug in der Mitte des 19. Jahrhunderts. . . . . . . In der Entfesselung der Leidenschaften glaubt man dort neuen Gestaltungen des Völkerlebens beizuwohnen, — und doch ist es unter religiösen Vorwänden doch nur ein und dasselbe jämmerliche Schauspiel, an dem die Menschheit krankt, der Streit zwischen Horn- und Klauenmännern, zwischen den Montmorency's des Havellandes und der volksthümlichen Gesinnung."

Am 17. September 1842. „Der edle und geistig kräftige Monarch ist von kleinen Geistern umgeben, die der Zeit unkundig, rückgingen, wie die ptolomäischen Epicykliken Alles zu entmuthigen streben. Sie haben es fast schon dahin gebracht, dass von Memel bis Saarbrücken das Gefühl sich aufdrängt, als sei die Nation weit erleuchteter als die Regierung. Da der wissenschaftliche Verkehr in Deutschland von so grosser Wichtigkeit ist, so muss es doppelt betrübend sein, dass der Kultusminister alle unsere Hoffnungen getäuscht hat, Leidenschaftlichkeit, Unvorsicht und gänzlicher Mangel an wissenschaftlicher Bildung haben ihn das schwierige Problem lösen lassen, sich in der kürzesten Zeit aller Universitäten und den gediegensten Männern, deren europäischer Ruf ihm unbekannt ist, unangenehm zu machen."

Am Mittwoch (ohne Monatsdatum) 1845: „— — Ich habe die Schwachheit, zu wollen, dass Die, deren Talent ich früh erkannt und verehrt habe, etwas Grosses hervorbringen. Dadurch hält man sich gegenseitig in der Welt und trägt dazu bei, die Achtung vor geistigen Bestrebungen wie ein heiliges Feuer zu nähren und zu bewahren."

Am 28. Juli 1847. „In dem Judengesetze[16] hat uns das Kultus-Ministerium eben gelehrt, dass Juden nicht einmal extraordinaire Professoren der Geschichte, der heid-

[16] Vgl. weiter unten. S. 55 u. ff.

nischen und griechischen Mythologie, und der orientalischen Sprachen sein können. So Eichhorn und Brüggemann! Es ist ein trauriger Zustand, wenn ein ganzes Volk in seiner geistigen Bildung hoch über der des Ministeriums steht. — — Die Eroberungen der republikanischen Amerikaner missfallen mir höchlichst. Ich wünsche ihnen alles Unglück in dem tropischen Mexiko. Je leur abandonne le Nord, wo sie dann ihr verruchtes Sklavenwesen verbreiten werden."

Am 8. Juni 1858. „Ich gehöre nicht zu Denen, die verzagen, wenn sie die freien Instutionen erlangt, die wir Beide, Sie und ich, immer herangewünscht. Möge man von oben herab lebhaft fühlen, dass die Macht, die jetzigen anarchischen Zustände zu beseitigen, nur in der Nationalversammlung, so unintelligent und unerfahren sie auch ist, gefunden werden könne!"

Am 29. Juli 1848. „Cimmerisch wird in der Politik nur das, was man sich scheut klar aufzufassen oder nur halb will. — — Die Jugend ist eine uralte, in Revolutionszeiten etwas unbequeme, sich immer erneuernde Institution, die sich nicht supprimiren lässt. Dazu ist sie eine geheime Gesellschaft, die sich unter einander versteht von der Newa zum Tajo, vormals das Publikum genannt."

Am 22. September 1848. „Möchte ich doch in meinem schönen Vaterlande noch eine Zeit froherer Aussicht erleben, eine Regierung, die eine konstitutionelle Gesetzesform und die Einheit Deutschlands, bei der von dem partiellen Volksleben soviel wie möglich gerettet wird, ernsthaft wolle. Jetzt aber haben wieder ganz den höchsten Einfluss Rauch und der Hofmarschall Massow, über märkische Edelmannsansichten sich nie erhebend!"

Am 2. November 1849. „Das Benehmen der deutschen Regierungen, die frech Versprechungen brechen, die sie eben eingegangen, unterirdisch ehrloser wühlen als je die Bluthrothen gethan, ja sich nach Unruhen sehnen, um österreichische Truppen aus Voralberg oder Böhmen zu erlan-

gen, schneidet scheinbar alle Hoffnungen der Verständigung ab. Wenn aber in unserm Ministerium, in dem keine leitende, consequent staatsmännische Idee auftaucht, sich Abneigung zur andringenden Reaktion erhält, wenn man nach konstitutionellen Formen die Kammern funktioniren lässt und nicht der rohen materiellen Macht Alles traut, so müssen die mit Blut befleckten Zeitungen des Süd-Ostens und der kühn dort ausgesprochene Absolutismus doch zuletzt das deutsche Volk und die Regierungen durch die Macht der Meinung Preussen zuführen. Was den drohenden alten Bund ohne Volkshaus betrifft, wie ihn hier unter dem Banner der Kreuzzeitung (des . . . . . . Angebers) eine sich religiös dünkende Partei heranwünscht, so sage ich mit Radovitz „man müsse sein Haupt in Schaam verhüllen.“ . . . Bei dem Ministerium ist keine Ahndung des Gedankens, dass es für die öffentliche Stimmung nicht gleichgültig sei, wenn 500 Künstler darben, und verloren geht, woran man früher aus geistigem Interesse gearbeitet. . . . . Die Gerlachs kommen näher: Hannibal ante portas. Aber der edle König hält fest an seinen Verheissungen für Deutschland, wenn ich nicht heisse Wünsche und Hoffnungen verwechsele.“

Am 14. November 1849. „Neben Holstein und allen Meerumflossenen, für die wir die Grobheiten von Jochmus und Pfordten einernten, haben wir jetzt ein zweites Hautübel, Mecklenburg, das albernste aller deutschen Junkerländer. In einem Zeitpunkte, wo wir unsere Stellung nur durch den Contrast mit der Oesterreichischen Zwingherrschaft erhalten und erweitern können, wo man den deutschen Parlamentswahlen zustimmt, ist jeder Rückschritt doppelt gefahrvoll. Der phantastische Grossherzog von Strelitz nennt den edlen, jungen Grossherzog von Schwerin einen rothen Demagogen. Er hatte seit dem 18. März keinen Fuss in das verruchte Land setzen wollen. Seit drei Tagen haust er auf dem historischen Hügel.[17] . . .“

[17] Sanssouci.

Am 15. März 1851. „Hier wird Alles enger und enger. Vier Monate bettelt man bei den Ministern, um einem grossen, von Gauss bewunderten mathematischen Talente (Eisenstein) 500 Thaler wieder zu schaffen, von denen man dem Dürftigen 200 wieder gestrichen: ich setze mich gern jeder Humiliation aus, aber ich bettle vergebens. Der König ist wie immer vom edelsten Gemüthe und Wollen, geistig begabt wie Keiner, das Erhabene und Schöne fühlend in Kunstwerken wie in menschlichen Grossthaten recht ferner Geschichten, — aber die nahe Vergangenheit und die nüchtern erkältende Gegenwart haben ihn verstimmt, ihm das Vertrauen genommen zu der Menschheit, zu der Reinheit jedes lebendigen Aufstrebens der Nationalgefühle. . . .“

Am 28. December 1851. „Zwei Begebenheiten, der eidbrüchige Gewaltstreich in Frankreich und Palmerston's Rücktritt, haben beide, besonders die erstere, den unglücklichsten Einfluss in Deutschland auf die frechste Ermuthigung der Partheien, welche selbst die Morgenröthe der Universalität des Despotismus anbeten, Einheit der Maasregeln zur Gedanken- und Press-Unfreiheit von der Newa bis Neapel, von Neapel bis zur Seine träumen, und den Augenblick nicht erwarten können, wo alle Kammern geschlossen werden können. Im Entzücken über den Staatsstreich und die hoffnungsvollen Deportationen nach Cayenne schrie der sogenannte junge Niebuhr, die Incarnation der Kreuzzeitung, aus, „da Er nun aber alle Macht hat, warum spricht Er denn von neuen Kammern?“ Das Entzücken über Palmerston's Austritt, der in Berlin, Petersburg, Wien, Neapel, Athen nur Revolutionair und Demagoge genannt wird, beutet man nach denselben Hoffnungen aus, ja man kennt das edle treue Land, in dem Sie leben, so wenig, dass man jetzt die unmöglichsten polizeilichen Anforderungen an das englische Ministerium machen zu können wähnt!!! — — Die „Politik der Gegenwart“ herrscht auf dem Continent und wird bit-

tere Täuschungen hervorrufen! — — Der König nimmt sehr verfassungsmässig immer den (als Mitglied der Akademie), welcher mit den meisten Stimmen der Akademie vorgeschlagen worden. **Ich enthalte mich alles Einflusses.** — — Kein phisisches, kein scheinbares Gelingen kann das Unwahre wahr, das Unrechte recht machen. Man zwingt die Flüsse nicht gegen das Gesetz der Schwere sich zu bewegen."

Am 27. März 1852. „Möge der byzantinische Despotismus des Elisée bald wieder bezeugen, dass das, was die Weltgeschichte aller Jahrhunderte lehrt, das Einschreiten der Nemesis, der Triumph des Rechts und der Wahrheit nicht ausbleibt![18] Leider muss ich, der 82jährige Jugendgreis, wie Benjamin Constant sagen: je n'ignore pas que les principes survivront, mais moi je ne sui pas le principe. Ich schliesse dieses traurige Kapitel, indem ich an den letzten Ausspruch unseres Diplomaten am Bundestage (Bismarck-Schönhausen) erinnere „die grossen Städte muss der Gutgesinnte vom Erdboden verschwinden lassen." In Gruner's Proklamation zum Landsturm 1814 hiess es dagegen, „grosse Städte werden der Regel nach nicht verbrannt." — —

Wäre es nicht möglich, dass Sie sich beim König, verehrter Freund, der unglücklichen Wittwe des Prof. Franz und ihrer 6 Kinder annehmen? An ihm haben wir einen der grössten Hellenisten unserer Zeit verloren. Davon weiss aber der Kultus-Minister Herr v. Raumer keine Silbe. Er folgt nur eisiger Eingeschränktheit und seinem politischen Hasse!!! Alle meine früheren mit Boekh gemeinschaftlich gethanen Schritte beim Kultus-Minister sind ohne Erfolg geblieben, und 6 unglückliche Kinder eines vielbegabten Mannes sollen ohne Erziehungsgelder der äussersten Noth hingegeben bleiben! Ein Privatschreiben von Ihnen an den König wird von grosser

[18] Ist Gottlob am 2. September 1870 zu Sedan glorreich in Erfüllung gegangen!

Wirkung sein; ich werde meine schriftliche Eingabe zur Unterstützung eines neuen Gesuchs der Wittwe, von dem sie Ihnen eine Abschrift beilegt, vorsichtig nicht früher abgehen lassen, als bis ich oder die Wittwe durch Ihre Gewogenheit benachrichtigt werden kann, dass Sie einen Schritt beim König bereits haben thun können. Der König hat nie Groll im Herzen und fürchtet, selbst den Verdacht davon zu erregen. Ich habe es gleich bei dem so unerwarteten Tode unseres Freundes dahin gebracht, dass der König ein ausserordentliches Geschenk von 200 Thlr. machte. Rettung ist aber nur von bestimmten Erziehungsgeldern zu erwarten."

Am 1. Januar 1853. „Am 2. December, als der Despotisme intelligent die Menschheit rettete, wurde auch er (der Herzog v. Luynes) vom angehenden Schah in einen Cellular-Gefangenen-Wagen gesperrt. Welche Ironie des Schicksals, das Zusammentreffen des Todes Wellington's und die Erneuerung desselben Systems, für dessen eingebildeten Sturz so viel Menschenblut ganz vergeblich geflossen ist!! — — die Furcht, die er (Palmerston) erregt (Quelle des dynastischen Hasses), ist heilsam in dem allgemeinen Mousson oder vielmehr dem tödtlichen Smum der über Europa wehenden Reaktion!"

Am 31. März 1853. „Das freche moskowitische Auftreten in Constantinopel ist mir, wie so vieles Andere, ein Gräuel."

Am 20. Februar 1854. „Nach Holstein, Bronzell und Olmütz, nach den erduldeten Frechheiten von Schwarzenberg, ist es Zeit, dass die Ehre des Staats wieder gehoben werde. Diese Hebung kann ich mir aber, bei einer Grossmacht, nur im Mitwirken zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes denken, des Strafgerichtes wider die russische Insolenz. Ein blosses Versprechen, dieselben Wünsche zu hegen, wie die zwei Westmächte, Russland nicht zu begünstigen, sich bewaffnet neutral zu halten, sich erst in gewissen Fällen zu entscheiden, kann mich nicht befriedigen. Dazu der Katzenjammer der reak-

tionairen beiden Kammern, und Herr v. Raumer als Kultus-Minister! — — Das hoffährtige Benehmen Russlands hat den Kaiser Napoleon, der sich eines sehr gescheuten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu erfreuen hat, in die Lage gesetzt, eine glänzende diplomatisch-politische Rolle zu spielen, sich sogar durch den Schein der Moderation bei dem englischen Volke, nach der ersten leidenschaftlichen Unbill der Confiskation von Geld und Recht, eine kleine Reputation von Sittlichkeit zu verschaffen. Dieser moralische Nimbus der Consequenz und Klugheit vermehrt Ansichten und Einfluss, täuscht auch die kleinen Staaten, die sich freier glauben, wenn sie einmal Parthei und Schutzherrschaft wechseln. Nun aber sage ich mir: materiellen jetzigen Gewinn hat Kaiser Napoleon bei dem Allen fast gar nicht zu erwarten. Er sucht also wohl zu diesem auf einem langen Umwege zu gelangen? Ich habe König Karl X. sagen hören, Saarlouis ist pour Vous une bicoque; pour moi la moindre acquisition de territoire et une nécessité. Das eigentliche Ziel bleibt, wie mir scheint, das südliche Belgien an Frankreich, Brabant und Antwerpen an Holland bei dem Glauben, dass dies (dem Wiener Congress gemäss) ohne Krieg mit England möglich wäre.“

Am 30. December 1854. „Wir gehen in unserer politischen Isolirtheit in schauderhaftem Dunkel dem Frühjahr entgegen. Usedom ist von vortrefflicher Gesinnung und deshalb von der Kreuzzeitung verleumdet. Alea jacta. Die Zeit, in der man konnte gehört werden, ist längst vorüber.“

Am 19. August 1855. „Ich nehme in dankbarer Demuth, was mir die Vorsehung gespendet, ich murre nicht. — — Der Raumer'sche Gletscher tritt nicht eine Spanne zurück, unbekümmert um Preussens geistigen Ruhm.“

Am 28. September 1855. „Nach dem Leben geschildert führen Sie uns vor die Augen die Consistorialbeamtenkirche, unsere Hofprediger, welche Despotismus

als Gesetzlichkeit, Knechtschaft als Freiheit darstellen, die göttliche Vernunft gottlos und das Gewissen Empörung nennen, und die lutheranischen Nacheiferer in Mecklenburg und Preussen, die die Schlüsselgewalt fordern. Sie haben nur den Abscheu ausgesprochen, den der Vortrag des sophistischen, thalmudistischen,[19] am Hofe angebeteten Oberkirchenraths Stahl über lutherische Intoleranz gemacht hat! Sie haben gebrandtmarkt die Verfolgungen des „geistig beschränkten" Nicolaus, die von Oesterreich, Toskana und Mecklenburg, wo die in den hiesigen Kammern mehrmals von Ministeriellen erbetene Prügelphilosophie herrscht! — — Ich habe gestern drei Stunden als Urwähler gesessen. Sollten Sie glauben, dass Stahl's Freund, der Staatsrath und Professor Keller, in meinem Bezirk ganz naiv forderte, die Wahlmänner müssten versprechen, immer mit dem jetzt bestehenden Ministerium zu votiren und immer für den Frieden, d. h. für Russischen Einfluss? Man hat ihn ausgelacht, und in meiner Umgegend haben überall die Liberalen gesiegt. Bei dem Wenigen, das uns geblieben, macht die Gleichheit, die sich in den Urwahlen ausspricht, doch einen erfreulichen, wohlthätigen Eindruck. In den bewegten Jahren 1849—50 gehörte ich zum freien Handwerkerverein, gestern wählte ich mit 60 Postillonen, weil ich der Post gegenüber wohne. Es ist doch nicht gleichgültig, dass einige Mal im Leben die Menschen der arbeitenden, sogenannten niederen Klassen das Gefühl haben, so viel Recht zu haben, als die Aristokratie, als Keller und der Orientalist Stahl, der gerne Sie und mich verbrennen möchte. So lange solche Institutionen wie die der Urwahlen bleiben (ich würde sogar die unmittelbare Wahl der Volksrepräsentanten vorziehen), ist nicht Alles verloren. Es hängt dann Alles von dem Volksgeiste

[19] Stahl war ein getaufter Jude.

ab, solche Formen nutzbar zu machen. Die Formen können ohne Erschütterung nutzbar werden und zum Wiedergewinn des Temporär-Verlorenen führen."

Am 12. December 1856. „Ein an den Höfen zahm gewordener Waldmensch vom Orinoco hat nach seiner Zähmung nicht das Mitgefühl für das viele Schändliche, Vernunftwidrige, die Menschheit Verdummende, was in beiden Continenten geschieht. — — Thatsachen sind ihrer Natur nach grob, weil man sie nicht leugnen kann. Sie sind grob und darum unbequem, wie Ihr „Gott in der Geschichte."[20] — — Wie belebend war wieder Arndt's Aufsatz in der Kölner Zeitung gegen die mecklenburgische Prügelphilosophie und die Folgen des Lehens von Bauern, Südkarolinische Tendenzen, die im Herrenhause unter den Montmorencys von Pommern und der Uckermark sehr wuchern.— — — Wenn der Mensch mit empfänglichen Gemüthe, in jugendlich vermessener Hoffnung, den Sinn der Natur zu errathen, Gottes erhabenes Reich[21] forschend und ahndungsvoll durchwandert; so fühlt er sich angeregt in jeglicher Zone zu einem geistigen Genuss höherer Art:[22] sei es, dass er aufrichtet den Blick zu den ewigen Lichtern der Himmelsräume, oder dass er ihn niedersenkt auf das stille Treiben der Kräfte in den Zellen organischer Pflanzengewebe. Diese Eindrücke, eben weil sie so mächtig sind, wirken vereinzelt. Wird nun nach einem langen und vielbewegten

---

[20] Der Name eines trefflichen Buches von Bunsen.

[21] Wie wir sehen, erwähnt Humboldt öfter den Namen Gottes und die Vorsehung; es kann also nichts thörichter und — verlogener sein, als den grossen Naturforscher zum Atheisten stempeln zu wollen.

[22] Dieser geistige Genuss war bei Humboldt um so intensiver, als er bei allen seinen Forschungen vom Geiste echtester Menschenliebe beseelt war und die Naturforschung nicht als den Resonanzboden der Eitelkeit und Ruhmsucht betrachtete; so hat er z. B., wie bekannt, sich ganz besonders darum mit Versuchen über die unterirdischen Gasarten beschäftigt, um die armen Grubenarbeiter vor deren gefährlicher Wirkung zu schützen und zu sichern. Unus pro multis! —

Leben, durch Alter und Abnahme physischer Kräfte, Ruhe geboten; so vermehrt und bereichert den Gehalt des Eingesammelten die Aneinanderreihung der selbstgewonnenen Resultate, wie ihre mühevolle Vergleichung mit dem, was frühere Forscher in ihren Schriften niedergelegt haben. Es bemächtigt sich der Geist des Stoffes, und strebt die angehäufte Masse empirischer Erfahrung wenigstens theilweise einer Vernunfterkenntniss zu unterwerfen. Das nächste Ziel ist dann in dem Naturganzen das Gesetzliche aufzufinden. Vor dem wissenschaftlichen Bemühen nach dem Verstehen der Natur schwinden allmälig, doch meist erst spät, die langgepflegten Träume symbolisirender Mythen. — — Der König hat bis zuletzt sehr edel Kuno Fischer gegen den von Hengtenberg aufgehetzten Cultus-Minister in Schutz genommen. Man hat durch Säumniss und bösen Ministerium-Willen den trefflichen Philosophen so verloren, wie Dirichlet und Curtius. So hat das kleine Jena wieder die Ehre von Deutschland gerettet. Es ist ein grosser Verlust für Berlin, dem er angehören muss, wenn es hier einst? besser wird. Unsere philosophische Fakultät wird seine und ihre Ehre zu retten streben.“ — — —

Um das erhabene Bild des edelsten Freiheitsapostels und Humanitätspropheten zu vervollständigen, müssen wir noch die prächtigsten, goldenen Worte Alexander von Humboldts aus seinen beiden verbreitetsten Meisterwerken „Kosmos“ und „Ansichten der Natur“ hier zum Schlusse reproduciren:

Kosmos I, 4. „Wie seit Jahrhunderten das Menschengeschlecht dahin gearbeitet hat, in dem ewig wiederkehrenden Wechsel der Weltgestaltungen das Beharrliche des Gesetzes aufzufinden und so allmälig durch die Macht der Intelligenz den weiten Erdkreis zu erobern, lehrt die Geschichte Den, welcher den uralten Stamm unseres Wissens durch die tiefen Schichten der Vorzeit bis zu seinen Wurzeln zu verfolgen weiss. Diese Vorzeit befragen, heisst dem geheimnissvollen Gange der Ideen nachspüren, auf welchem dasselbe Bild, das früh dem innern Sinne als ein

harmonisch geordnetes Ganze, Kosmos, vorschwebt, sich zuletzt wie das Ergebniss langer, mühevoll gesammelter Erfahrungen darstellt.“

Kosmos I, 6. „Wo in der Ebene, einförmig, gesellige Pflanzen den Boden bedecken, und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen die Ufer sanft bespülen, und durch Alven und grünenden Seetang ihren Weg bezeichnen, überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres Bestehens nach ewigen Gesetzen. In solchen Anregungen ruht eine geheimnissvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert und vom wilden Drange der Leidenschaft bewegt ist. Was ihnen Ernstes und Feierliches beiwohnt, entspringt aus dem fast bewusstlosen Gefühl höherer Ordnung und innerer Gesetzmässigkeit der Natur; aus dem Eindruck ewig wiederkehrender Gebilde wo in dem Beson dersten des Organismus das Allgemeine sich spiegelt, aus dem Contraste zwischen dem sinnlich Unendlichen und der eigenen Beschränktheit, der wir zu entfliehen streben. In jedem Erdstriche, überall wo die wechselnden Gestalten des Thier- und Pflanzenlebens sich darbieten, auf jeder Stufe intellektueller Bildung sind den Menschen diese Wohlthaten gewährt.“

Kosmos I, 32. „Weltbeschreibung und Weltgeschichte stehen auf derselben Stufe der Empirie; aber eine denkende Behandlung beider, eine sinnvolle Anordnung von Naturerscheinungen und von historischen Begebenheiten durchdringen tief mit dem Glauben an eine alte innere Nothwendigkeit, die alles Treiben materieller und geistiger Kräfte, in sich ewig erneuernden, nur periodisch erweiterten oder verengten Kreisen beherrscht. Sie führen (und diese Nothwendigkeit ist das Wesen der Natur selbst in beiden Sphären ihres Seins, der materiellen und der geistigen) zur Klarheit und Einfachheit der Ansichten, zu Auf-

findung von Sätzen, die in der Erfahrungswissenschaft als das letzte Ziel menschlicher Forschung erscheinen.“

Kosmos I, 35, 36. „Gleichmässige Würdigung aller Theile des Naturstudiums ist vorzüglich ein Bedürfniss der gegenwärtigen Zeit, wo der materielle Reichthum und der wachsende Wohlstand der Nationen in einer sorgfältigeren Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften gegründet sind ..... die Vorliebe für Belebung des Gewerbefleisses und für die Theile des Naturwissens, welche unmittelbar darauf einwirken (ein charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters), kann weder den Forschungen im Gebiete der Philosophie, der Alterthumskunde und der Geschichte nachtheilig werden, noch den allbelebenden Hauch der Phantasie den edlen Werken bildender Künste entziehen. Wo, unter dem Schutze weiser Gesetze und freier Institutionen, alle Blüthen der Cultur sich kräftig entfalten, da wird im friedlichen Wettkampfe kein Bestreben des Geistes dem anderen verderblich.“

Kosmos I, 331. „Wer, zu geistiger Selbstthätigkeit erweckt, sich gern eine eigne Welt im Innern baut, den erfüllt der Schauplatz des freien, offenen Meeres mit dem erhabenen Bilde des Unendlichen. Sein Auge fesselt vorzugsweise der ferne Horizont, wo unbestimmt wie im Dufte Wasser und Luft an einander grenzen, in den die Gestirne hinabsteigen und sich erneuern vor dem Schiffenden. Zu dem ewigen Spiel dieses Wechsels mischt sich, wie überall bei der menschlichen Freude, ein Hauch wehmüthiger Sehnsucht“ —

Kosmos I, 378—385. „Durch (mannigfaltige) Beziehungen gehört das dunkle und viel bestrittene Problem von der Möglichkeit gemeinsamer Abstammung (des Menschengeschlechts) in den Ideenkreis, welchen die physische Weltbeschreibung umfasst. Es soll die Untersuchung dieses Problems, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch ein edleres und rein menschliches Interesse das letzte Ziel meiner Arbeit bezeichnen. Das unermessene Reich der Sprachen, in deren verschiedenartigem Organismus sich

die Geschichte der Völker ahndungsvoll abspiegeln, steht am nächsten dem Gebiet der Stammverwandtschaft. Die wichtigsten Fragen der Bildungsgeschichte der Menschheit knüpfen sich an die Ideen von Abstammung, Gemeinschaft der Sprache, Unwandelbarkeit in einer ursprünglichen Richtung des Geistes und des Gemüthes.

„So lange man nur bei den Extremen in der Variation der Farbe und der Gestaltung verweilte, und sich der Lebhaftigkeit der sinnlichen Eindrücke hingab, konnte man allerdings geneigt werden, die Raçen, nicht blosse Abarten, sondern als ursprünglich verschiedene Menschenstämme zu betrachten. Die Festigkeit gewisser Typen mitten unter der feindlichsten Einwirkung äusserer, besonders klimatischer, Potenzen schien eine solche Annahme zu begünstigen; so kurz auch die Zeiträume sind, aus denen historische Kunde zu uns gelangt ist. Kräftiger aber sprechen, auch meiner Ansicht nach, für die Einheit des Menschengeschlechts die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues, welchen die raschen Fortschritte der Länderkenntniss uns in neueren Zeiten dargeboten haben; die Analogie der Abartung in anderen wilden und zahmen Thierklassen; die sicheren Erfahrungen, welche über die Grenzen fruchtbarer Bastard-Erzeugung haben gasammelt werden können. Der grössere Theil der Contraste, die man damals hatte zu finden geglaubt, ist durch die fleissige Arbeit Tiedemanns über das Hirn der Neger und der Europäer, durch die anatomischen Untersuchungen Vroliks und Webers über die Gestalt des Beckens hinweggeräumt.

„„Die Menschenraçen sind Formen einer einzigen Art“, sagt Johannes Müller, „welche sich fruchtbar paaren und durch Zeugung fortpflanzen, sie sind nicht Arten eines Genus: wären sie das letztere, so würden ihre Bastarde unter sich unfruchtbar sein.“ Die Gliederung der Menschheit ist nur eine Gliederung der Abarten, die man mit dem, freilich etwas unbestimmten Worte Raçen bezeichnet.

„Die Sprachen als geistige Schöpfungen der Menschheit, als tief in ihre geistige Entwickelung verschlungen,

haben, indem sie eine nationelle Form offenbaren, eine hohe Wichtigkeit für die zu erkennende Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Racen. Sie haben diese Wichtigkeit, weil Gemeinschaft der Abstammung in das Labyrinth führt, in welchem die Verknüpfung des physischen (körperlichen) Anlagen mit der geistigen Kraft in tausendfältig verschiedener Gestaltung sich darstellt. Die glänzenden Fortschritte, welche das philosophische Sprachstudium im deutschen Vaterlande seit noch nicht einem halben Jahrhunderte gemacht hat, erleichtern die Untersuchung über den nationellen Charakter der Sprachen: über das, was die Abstammung scheint herbeigeführt zu haben.

„Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenraçen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmässig zur Freiheit bestimmt, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genus politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt.“

Kosmos II, 18. „Dem Menschen unbewusst, gesellt sich früh, was die umgebende, mehr oder minder anregende Natur in der Seele abspiegelt, zu dem, was tief und fern in den ursprünglichen Anlagen, in den inneren geistigen Kräften gewurzelt ist.“

Kosmos II., 98. „Vollkommenes Gedeihen und Freiheit sind unzertrennliche Ideen auch in der Natur.“

Kosmos II, 218. „Das Erringen der römischen Weltherrschaft ist allerdings ein Werk gewesen der Grösse des römischen Charakters, einer lang bewährten Sittenstrenge, einer ausschliesslichen, mit hohem Selbstgefühl gepaarten Vaterlandsliebe. Nachdem aber die Weltherrschaft errungen war, fanden sich jene herrlichen Eigenschaften allmälig geschwächt und umgewandelt. Mit dem Nationalgeiste erlosch die volksthümliche Beweglichkeit der Einzelnen. Es

verschwanden Oeffentlichkeit und Bewahrung der Individualität der Menschen, die zwei Hauptstützen freier Verfassungen...... Das Christenthum wurde Staats-Religion, als das römische Reich bereits tief erschüttert und die Milde der neuen Lehre durch den dogmatischen Zwist der Parteien in ihren wohlthätigen Wirkungen gestört war. Auch begann schon damals der „lästige Kampf des Wissens und des Glaubens", welcher unter mancherlei Gestaltung, der Forschung hinderlich, durch alle Jahrhunderte fortgesetzt ward."

Kosmos II., 241, 242. „Religiöse Verfolgung war im Islam wie überall, auch unter christlichen Völkern, mehr Wirkung eines schrankenlosen, dogtisirenden Despotismus, als Wirkung der ursprünglichen Glaubenslehre, der religiösen Anschauung der Nation."

Kosmos II, 268. „Was in jedem einzelnen Zeitpunkte des Völkerlebens einen wichtigen Fortschritt der Intelligenz bezeichnet, hat seine tiefen Wurzeln in der Reihe vorhergehender Jahrhunderte. Es liegt nicht in der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, eine Verfinsterung zu erleiden, die gleichmässig das ganze Geschlecht ergriffe. Ein erhaltendes Princip nährt den ewigen Lebensprozess der fortschreitenden Vernunft."

Kosmos II, 281. „Eine grossartige physische Weltanschauung bedarf nicht blos der reichen Fülle der Beobachtungen, als Substrats der Verallgemeinerung der Ideen; sie bedarf auch der vorbereitenden Kräftigung der Gemüther, um in den ewigen Kämpfen zwischen Wissen und Glauben nicht vor den drohenden Gestalten zurückzuschrecken, die bis in die neuere Zeit an den Eingängen zu gewissen Regionen der Erfahrungswissenschaft auftreten und diese Eingänge zu versperren trachten."

Kosmos II, 337. „Schwache Geister glauben in jeder Epoche wohlgefällig, dass die Menschheit auf den Kulmi-

nationspunkt intellektueller Fortschritte gelangt sei; sie vergessen, dass durch die innige Verkettung aller Naturerscheinungen, in dem Maasse, als man vorschreitet, das zu durchlaufende Feld eine grössere Ausdehnung gewinnt, dass es von einem Gesichtskreise begrenzt ist, der unaufhörlich vor dem Forscher zurückweicht.“ — — „Wie in allen irdischen Dingen, ist auch hier des Glückes Glanz mit tiefem Weh verschwistert gewesen. Die Fortschritte des Wissens wurden durch alle Gewaltthätigkeiten und Gräuel erkauft, welche die s. g. civilisirenden Eroberer über den Erdball verbreiten.“

Ansichten der Natur I, 252. „Was den Charakter einer Landschaft bezeichnet; Umriss der Gebirge, die in duftiger Ferne den Horizont begrenzen: das Dunkel der Tannenwälder; der Waldstrom, welcher tobend zwischen überhengende Klippen hinstürzt: Alles steht in altem, geheimnissvollem Verkehr mit dem gemüthlichen Leben der Menschen. Auf diesem Verkehr beruht der edlere Theil des Genusses, den die Natur gewährt.“

Ansichten der Natur I, 253. „Die Erinnerung an ein fernes, reich begabtes Land, der Anblick eines freien, kraftvollen Pflanzenwuchses erfrischt und stärkt das Gemüth; wie von der Gegenwart bedrängt, der emporstrebende Geist sich gern des Jugendalters der Menschheit und ihrer einfachen Grösse erfreut.“

Ansichten der Natur. I, 286. „Es sterben dahin die Geschlechter der Menschen. Es verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüthe des Geistes welkt, wenn im Sturm der Zeiten die Werke schaffender Kunst zerstieben, so entspriesst ewig-neues Leben aus dem Schoosse der Erde. Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur: unbekümmert, ob der frevelnde Mensch (ein nie versöhntes Geschlecht) die reifende Frucht zertritt.“[23] — — —

[23] Wir haben nur denjenigen Demantschatz aus Alexander v. Humboldts Werken und Briefen zu einem Kranze geflochten, worin sich dessen

Ansichten der Natur. I, 337.[24] „Alles verkündigt eine Welt thätiger, organischer Kräfte. In jedem Strauche, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der von Hautflüglern bewohnten, aufgelockerten Erde regt sich hörbar das Leben. Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen."

Ansichten der Natur. II, 19. „Wer fühlt sich nicht anders gestimmt in dem dunklen Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind im zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende, oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestaltungen in uns hervor." — — „Die Richtung der Kultur, Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit hängen grösstentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Euphrath, dem Halys und dem ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zur sittlichen Anmuth und zu zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen mildern Thälern von Neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichtwerke der Griechen und

---

Humanitätsbestrebungen am hellsten wiederspiegeln. Wollten wir alle die grossen Ideen des modernen Aristoteles hier wiedergeben, wir müssten ein ziemlich voluminöses Buch schreiben.

Wohl aus dem Schatze, dem unermesslichen,
Aus dem Vermächtniss des Unvergesslichen
Bieten wir Dir, Leser nur
Echter Perlen kleine Schnur.

* * *

Stürze Dich selber hinab in die mächtige
Tiefe des Meeres, und reichere, prächtige
Reihen sich in mildem Glanz
Rings um Dich zum Strahlenkranz!

[24] Vgl. auch das Kapitel: „Alexander v. Humboldt und die Bibel."

die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdankten grösstentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und der Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte."

Ansichten der Natur II, 40. „Im kalten Norden, in der öden Heide, kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser, ist."

Solch' herrliche Humanitätsprinzipien verkündete und bethätigte der Mann, der ein Liebling der ultramontan-reaktionären Monarchen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. war! Mit solch' grossartiger Welt- und Menschenanschauung ausgerüstet, betrat er die Geistesarena, um den zu seinen Zeiten heftig entbrannten Kampf um die Judenemancipation zum völligen Austrage zu bringen.

Unter den vielen Wohlthaten Alexander von Humboldts, die er der socialen und politischen Stellung der Juden erwiesen, wollen wir blos die folgenden zwei Thatsachen, weil sie einen Wendepunkt in der Geschichte der Judenemancipation bilden, hervorheben. Erstens: Humboldts Streben, genialen jüdischen Gelehrten einen Sitz in der Berliner Akademie zu verschaffen, und zweitens: sein Bemühen, die preussische Verfassung zur Verbesserung der Lage der Juden einer gründlichen Revision zu unterziehen.

Die Art und Weise, wie Humboldt bei diesen seinen Bestrebungen verfuhr, ist höchst interessant und verdient besonders hervorgehoben zu werden. Als die Berliner Akademie der Wissenschaften den berühmten jüdischen Mathematiker Dr. P. Riess[25], auf Vorschlag Humboldts, zu ihrem Mitgliede aufnehmen wollte, da benachrichtigte Dieser den König voraus von dem Vorhaben der gelehrten Körper-

[25] Vgl. das Kapitel: „A. v. Humboldts Beziehungen zu Juden." S. 97.

schaft. Der König erwiderte, er würde die Wahl ohne alles Bedenken bestätigen. „Ich hoffe doch nicht“, fügte er hinzu, „dass Ihr Bruder die Dummheit begangen, und in die Statuten gesetzt, es dürfe kein Jude in der Akademie sein?“ Der Minister Eichhorn wusste, dass der König kein Bedenken habe, ihm selbst aber war die Sache unangenehm, und er glaubte sie auch Thiele'n, Rochow'n, Stollbergen und Anderen missfällig, daher liess er das Gesuch der Akademie um die Königliche Bestätigung erst sechs Wochen liegen, und schrieb dann an die Akademie, ob sie auch gewusst habe, dass Riess ein Jude sei? Die Akademie war über diese Anfrage sehr aufgebracht, und antwortete einstimmig, sie halte sich an ihre Statuten, habe nach diesen gewählt und weise daher die Frage des Ministers als eine ungehörige zurück, ohne sie zu beantworten. Diese Grobheit steckte Eichhorn ein und liess nun das Bestätigungsversuch an den König abgehen, der es auch sogleich bewilligte. Der König schien einige Unzufriedenheit zu empfinden, als er inne ward, dass er gewährte, was Friedrich der Grosse versagt hatte, nämlich die Zulassung eines Juden zur Akademie; Friedrich hatte die Wahl Moses Mendelssohns nicht bestätigt, man glaubt, aus Rücksicht für Katharina, Kaiserin von Russland, welche Mitglied der Akademie war, und von der man nicht gewiss war, ob ihr solche Genossenschaft auch recht sein würde; aber durch die Vorstellungen Alexander von Humboldts gab er endlich nach und unterzeichnete die Bestätigungsurkunde.

Und wahrlich! es war keine kleine Aufgabe, den romantisch-reaktionären Monarchen Friedrich Wilhelm IV. zu diesem Entschlusse zu bewegen! Wie in allen Dingen, so war besonders in Sachen der Judenemancipation Friedrich der Grosse das Vorbild des Königs. Und wie nun der „aufgeklärte“, „erleuchtete“ Freund Voltaire's, der genialste König des 18. Jahrhunderts, der Erfinder des Satzes: Jeder kann nach seiner eigenen Façon selig werden, über die Juden dachte und dieselben behandelte, darüber haben wir mehrere recht ergötzliche Beispiele. So duldete

er — um nur einige eklatante Fälle anzuführen — niemals, dass ein Jude sich irgend ein Gut erkaufte. Als der Schutzjude Meyer Benjamin in Magdeburg um Bewilligung der Rechte dortiger christlicher Kaufleute bat, da replizirte Fr. eigenhändig: „Der Jude soll sich sofort aus Magdeburg Paquen oder der Commandant wird Ihm herausschmeissen." — Die mit dem Generalschutzprivilegium versehenen Kaufleute Itzig und Benjamin baten, sie bei den ihnen verliehenen christlichen Rechten zu schützen. Fr. replizirte (:1777:): „Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber das sie ganze Fölkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein ganzes Jerusalem daraus machen wollen, das kann nicht seindt." —

Eine Kabinetsordre Friedrichs lautet folgendermassen: An den Präs. Philippi.

„Rath, Besonders Lieber Getreuer. Aus Eurem Schreiben vom gestrigen dato habe ich mit Misfallen ersehen, dass hier polnische Juden hereinkommen, die man mit schlesischer Leinwand hausiren gehen lässt. Was das vor Eselein seindt! Wenn Kaufleute hier wären, die alle die Schlesische Leinwand nach allen den Sorten, die hier gebraucht werden, aufkaufen, und Niederlagen davon anlegen, so würden die Kaufleute das profitiren, wovon die Juden jetzt leben. Es bleibt daher bei meiner Ordre vom 21. d. und müssen die Juden nicht weiter hausiren gehen, worauf Ihr stricte zu achten habet. —

Berlin, den 27. Dec. 1780." —

Als Westpreussen in Besitz genommen wurde, wurden die armen Juden, wie die Zigeuner und Landstreicher, verfolgt, und 4000 über die Grenze gewiesen. Auf dem platten Lande wurden sie gar nicht geduldet, sondern nur in den akzisbaren Städten. —

Die Grundsätze, welche Fr. d. Gr. durch das „revidirte Generalprivilegium und Reglement vor die Judenschaft im Königreich Preussen", vom 17. April 1750, für die Juden

aufstellte, kann man, wie Preuss richtig bemerkt, in folgenden Worten zusammenfassen: „Der König wollte die Zahl der Juden nicht vermehrt wissen: die ordentlichen Schutzjuden durften ihren Schutz nur auf ein Kind vererben, die ausserordentlichen erhielten ihn nur auf Lebenszeit; jene auch nur, wenn das Kind 1000 Thaler baar besass. Fremde Juden hatten nur bei einem Vermögen von 10,000 Thalern Hoffnung, aus besonderer Gnade Aufnahme im Lande zu finden. Nichtkaufleute, die nicht zur Bedienung der Gemeinde gehörten, hiessen ausserordentliche Schutzjuden, und durften sich, gleich den Knechten und Mägden, nicht verheirathen. Ländliche Grundstücke durfte kein Jude besitzen.“ —

Am 29. October 1757 erliess Friedrich abermals eine Verordnung, nach welcher ein neues Schutzprivilegium an einen Juden nur gegen eine neubegründete Fabrik ertheilt werden sollte. Der König machte eigenhändig eine Randbemerkung: „Es sollen keine Juden Privilegien kriegen, es sei, dass sie neue Fabriken anlegen, sonsten bleibt immer dieselbe Zahl Familien.“ —

Am 9. Mai 1769 befahl Friedrich, dass jeder Jude für sein Schutzprivilegium (auch derjenige, welcher nach oben das Recht daran hatt) für 300 Thaler Porzellan, (welches die Berliner königl, Fabrik noch sehr schlecht lieferte), ein Drittheil vom feinen, ein Drittheil vom mittlern, und ein Drittheil vom geringsten nehmen und in die Fremde verkaufen sollte!! —

Als die inländischen Juden 1746 vom Leibzoll befreit zu werden baten, da replizirte Friedrich: „dass, da die Schutzjuden die Geleitsfreiheit nur in derjenigen Provinz, worauf sie den Schutzbrief haben, bishero genossen, in allen Provinzen aber, worinnen sie gereiset, den Leibzoll bishero jedesmal haben entrichten müssen, es also bei dieser Observanz schlechterdings sein Verbleiben haben solle.“

1764 erliess Fr. eine Kabinetsordre an das Generaldirektorium, worin er sagt: „Wir haben aus Eurem Bericht ersehen, dass die Juden sich beigehen lassen, Kühe zu pachten. Wir lassen Euch bei dieser Gelegenheit wissen,

dass Uns dies missfällt, und Wir wollen, dass diese Pachtungen landwirthschaftlicher Gegenstände von Seiten der Juden aufhören, und ihnen nicht ferner erlaubt werden, allermassen denen Juden der Schutz hauptsächlich deshalb erstattet wird, um Handel, Commerce, Manufakturen, Fabriken und dergleichen zu betreiben, andern als christlichen Leuten aber die landwirthschaftlichen Sachen zu ihrer Bearbeitung nicht überlassen werden und mithin jedes in seinem Fache bleiben muss.“ — —

Friedrich Wilhelm IV. hatte nicht übel Lust, seinem erlauchten Ahnhern — wenigstens in diesem Punkte — nachzuahmen. Alexander von Humboldt nannte seinen königlichen Freund den Mann des bestens Herzens, aber allen Einflüsterungen zugänglich.[26] So soll u. A. schon eine Verordnung fertig gewesen sein, welche den Juden chritliche Namen zu führen verbot und soll der König von deren Ausführung zumeist durch einen, ihm anonym zugegangenen Brief abgehalten worden sein, der mit grosser Gründlichkeit darlegte, dass alle Staaten, welche Judenverfolgung geübt, in Verfall gekommen wären.[27] Und gerade in dem Jahre 1842, als Alexander von Humboldt für Dr. Riess einen Sitz in der Berliner Akademie errang, war der König besonders geneigt, sich in das Netz seiner reaktionären Rathgeber locken zu lassen. „Der König hat nichts aufgegeben von seinem bisherigen Vorhaben“, so beklagte sich Humboldt in einem Gespräche mit Varnhagen,[28] „und kann jeden Augenblick neue Versuche darin machen, in Betreff der Juden, der Sonntagsfeier, der englischen Bischofsweihe u. s. w. — — — Kunst und Phantasie auf dem Throne, fanatische Gaukelei umher, und heuch-

---

[26] Vgl. die treffliche Schrift von Isidor Kaim: Ein Jahrhundert der Judenemancipation und ihre christlichen Vertheidiger. Leipzig, Albert Fritsch. 1869. S. 47 ff.

[27] Vgl. über diese Zeitverhältnisse, u. a. die Schrift des genannten Autors: „Ein Wort über die Rechtsverhältnisse der Juden im preussischen Staate.“

[28] „Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen v. Ense“, 3. Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860. S. 124,

lerischer Missbrauch in Spielerei!" Humboldt kannte die Gemüthsbeschaffenheit seines launenhaften Königs, und es ist daher sehr natürlich, dass er die Erlangung der königlichen Bestätigung als einen bedeutenden Geistessieg feierte. In diesem Sinne schrieb er auch an seinen intimsten Freund Varnhagen, unter dem 7. April 1842, hocherfreut:[29] „Ich bin heute nicht nach Potsdam gegangen, um die Wahl in pleno des talentvollen jüdischen Physikers Riess zu betreiben. Sie ist für die Akademie sehr ehrenvoll ausgefallen, nur drei schwarze Kugeln." — —

In ähnlicher, überaus liberaler Weise war Alexander von Humboldt in Bezug auf die Verfassungsfrage der preussischen Juden thätig. Friedrich Wilhelm IV. befasste sich gleich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit der s. g. Judenfrage und fand in seinem Kultusminister Eichhorn das geignetste Werkzeug zur Unterdrückung aller, den Juden zukommenden und verbrieften Rechte. Volle sechs Jahre hindurch bemühte sich Eichhorn das unheilvolle Gesetz für die Juden im Herzogthum Posen, das im Jahre 1833 erschienen ist, allen Juden der preussischen Monarchie aufzuoktroyiren. Welch' unseligen Druck dieses Gesetz auf die Juden Posens ausübte, können wir aus der merkwürdigen Thatsache ersehen, dass selbst die königlichen Regierungen zu Posen und Bromberg, erstere am 21. August 1842, letzte am 25. Juli 1843, also nach zehnjähriger Erfahrung, dem Ministerium erklärt haben: dass das in Rede stehende Gesetz sehr nachtheilig auf die Juden gewirkt habe, und dass die Aufhebung desselben zu wünschen sei.[30] Als nun im Jahre 1842 die ersten Vorberathungen des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten mit nur drei Männern jüdischen Glaubensbekenntnisses begannen, da ging ein Schrei der Entrüstung durch die freisinnige europäische Presse. Wie begründet diese Be-

[29] A. a. O. S. 119.

[30] „Preussens erster Reichstag", von Wöniger, B. 8, S. 353, 434 und „offenes Sendschreiben an das hohe Herrenhaus und Haus der Abgeordneten", von Dr. M. Pinner (Berlin, 1870.)

fürchtungen waren, können wir alsbald ersehen, wenn wir einige §§. dieses Gesetzes, die später die Grundlage des preussischen Judengesetzes vom 23. Juli hier ausmachten, hier anführen. Während das Edikt vom 11. März 1812, §. 8 und 9 lautet: „Sie (die Juden) können daher akademische Lehr- und Schul- auch Gemeindeämter, zu welchem sie sich geschickt gemacht haben, verwalten. In wiefern die Juden zu andern öffentlichen Staatsämtern zugelassen werden können, behalten Wir uns vor, in Folge der Zeit gesetzlich zu bestimmen", schreibt das neue Gesetz in §. 2 vor: „Zu einem unmittelbaren oder mittelbaren Staatsamte, sowie zu einem Communalamte kann ein Jude nur dann zugelassen werden, wenn mit einem solchen Amte die Ausübung einer richterlichen, polizeilichen, oder exekutiven Gewalt nicht verbunden ist. Ausserdem bleiben die Juden allgemein von der Leitung und Beaufsichtigung christlicher Kultus- und Unterrichtungsangelegenheiten angeschlossen. An Universitäten können Juden, soweit die Statuten nicht entgegenstehen, als Privatdocenten, ausserordentliche und ordentliche Professoren der medizinischen und sprachwissenschaftlichen Lehrfächer zugelassen werden. Von allen übrigen Lehrfächern an Universitäten, so wie von dem akademischen Senat und den Aemtern eines Dekans, Prorektors und Rektors bleiben sie ausgeschlossen. In Kunst-, Gewerbe- Handels- und Navigationsschulen können Juden als Lehrer zugelassen werden. Ausserdem bleibt die Anstellung der Juden als Lehrer auf jüdische Unterrichtsanstalten beschränkt." —

§. 71: „Zur Niederlassung ausländischer Juden bedarf es vor Ertheilung der Naturalisationsurkunde der Genehmigung des Ministers des Innern. (Während bei Christen Letztere nicht nöthig ist, sondern die Naturalisation von der Provinzialregierung erfolgt).

„Ausländische Juden dürfen ohne gleiche Genehmigung weder als Rabbiner und Synagogendiener, noch als Gewerksgehilfen, Gesellen, Lehrlinge oder Dienstboten angenommen werden. Die Ueberschreitung dieses Verbots zieht

gegen die Inländer und die fremden Juden, gegen Letztere, sofern sie sich bereits länger als 6 Wochen in den diesseitigen Staaten aufgehalten haben, eine fiskalische Geldstrafe von 20 bis 300 Thalern, oder verhältnissmässige Gefängnisstrafe nach sich. Fremden Juden ist der Eintritt in das Land zur Durchreise oder zum Betrieb erlaubter Handelsgeschäfte nach näherem Inhalt der darüber bestehenden oder künftig zu erlassenden politischen Vorschriften gestattet. In Betreff der Handwerksgesellen bewendet es jedoch bei den Bestimmungen der Ordre vom 14 Oktober 1838 und der mit auswärtigen Staaten besonders geschlossenen Verträge.“ — —

Wie wir schon aus den hier angeführten Beispielen ersehen, wurden durch dieses Judengesetz der Art. 4 und der Art. 12 der preussischen Verfassung, wonach „alle Preussen vor den Gesetze gleich sind“, und „der Genuss der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntniss unabhängig ist“, thatsächlich aufgehoben.

Der Stimmung, die dieses auch in jüngster Zeit vielfach angefeindete Judengesetz s. Z. hervorrief, giebt am Besten ein Artikel der „Königsberger Zeitung“ vom 23. März des Jahres 1842 Ausdruck. Wenn wir nicht irren — heisst es daselbst — sehen wir hier denselben Geist, der uns die Phantome einer Adels-Reunion, die Erneuerung von Zünften und Innungen und manche anderen Dinge aus einer längst vergrabenen Zeit vorführte. Das Judenthum soll in seiner früheren hässlichen Gestalt hergestellt, es soll auf die Satzungen des Talmud und in die düstern, engen, schmutzigen Judengässchen verwiesen werden. Das Band, das den Christen und Juden jetzt schon zusammenhält, soll zerrissen, die aufkeimende Bruderliebe in den Hass der Feindschaft verwandelt werden. Ist das christlich gehandelt? Ist das Liebe, wenn wir Den von uns stossen, der in Gemeinschaft mit uns treten möchte? Ist das die ernste, vorurtheilsfreie Gesinnung, die dem Gesetzschreiber seine Aussprüche vorschreiben sollte? Liegt Bildung besonderer

Corporationen der Juden, historische Entwickelung derselben, abgesondert vom Staate, Beschränkung ihrer Besitzfähigkeit und ihrer Militärpflicht im Interesse der unter und mit uns lebenden Juden? Das Festhalten veralteter unzureichender Formen in ihrer feindlichen Absonderung — heisst dies die historische Entwickelung fortsetzen? Ist denn das Entziehen schon gewährter Rechte der Weg, auf dem man das Judenthum dem Christenthume und der Gesammtbildung unserer Zeit zuzuführen gedenkt? — — Man will die jüdische Nationalität in ihrer Absonderheit bewahren: aber die Juden selbst wissen weder etwas von dieser Nationalität, noch wollen sie etwas davon wissen. Der deutsche Jude will nichts anders als ein Deutscher sein, und ist es seiner Sprache, Gesinnung und Bildung nach; er kennt kein anderes Vaterland, als das Deutsche; was geht uns daher an, ob seine Vorfahren einst in Jerusalem wohnten? Leben doch genug Abkömmlinge von Franzosen, Engländern und Polen unter uns, die wir ohne solche ängstliche Controlle ihrer Stammbäume mit Recht für unsere Landsleute halten! Wir Preussen dürften uns aber alsdann vor Allen nicht als Eingeborne ansehn, da wir wissen, dass unsere Voreltern ebenfalls Eingewanderte sind. Spricht man ferner von Bewahrung der jüdischen Religion, so werden die Juden dies zwar als Zeichen edler Duldsamkeit dem Staate hoch anrechnen, aber doch sich nicht des Lächelns erwehren können, dass der Staat gerade die Sache ihnen ungeschmälert bewahren will, um derentwillen er sie absondern, ja vielleicht aussondern zu müssen glaubt. Sind die Juden in Folge ihrer religiösen Ansichten wirklich schlechte Staatsbürger, so hebe man jede bürgerliche Gemeinschaft mit ihnen auf: dieses Recht hat der Staat. Allein die Erfahrung lehrt uns das Gegentheil; Niemand kann den Juden sittlichen Ernst und was man bürgerliche Tugend nennt absprechen, und wir hörten noch nicht, dass Frankreich, Belgien, Holland und Hessen es jemals bereut haben, ihnen alle Rechte des Staatsbürgerthums eingeräumt zu haben. Wenn

überdies der Staat nichts anderes als die bestmögliche Entwickelung der menschlichen Kräfte bezweckt, so ist nicht einzusehen, warum der Jude nicht ebenso wie der Christ seinen Anforderungen genügen, seinen Zwecken entsprechen soll. Der Staat in seiner Abstraktion kennt keinen Unterschied der Religion, und der Ausdruck: christlicher Staat, wenn er etwas anderes als vollkommener Staat sagen soll, ist eine leere Formel. Dass daher auch die preussischen Juden keine besonderen Rechte und damit versehenen Korporationen verlangen, versteht sich von selbst. Sie erkennen das in unserem Staate geltende Gesetzbuch in allen seinen Theilen an, und unterwerfen sich ihm willig; ja sie halten die Beobachtung unserer Gesetze für ein ihnen gewährtes, ihre ganze bürgerliche Stellung bedingendes Recht. — — Will man endlich, um das Gewissen der Juden zu schonen, ihnen den Militairdienst erlassen, so warte man doch, bis sie selber im Namen ihres Gewissens darum bitten. Unseres Wissens hat weder ihre religiöse Ueberzeugung, noch ihr Ritual sie verhindert, tapferen Antheil an den Schlachten des letzten Krieges zu nehmen.

In jeder Hinsicht müssen wir dem Votum beistimmen, welches schon im Jahre 1812 bei Berathung des Edikts vom 11. März desselben Jahres Hardenberg abgab: Ich kann, sagt er, kein Gesetz über Juden billigen, das mehr als vier Worte enthält: „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten!“ —

Als Alexander von Humboldt von dem drohenden Entwurfe Kunde erhielt, war er überaus entrüstet und er entschloss sich, wenigstens seinerseits gegen solch' mittelalterliche Verordnungen öffentlich aufzutreten. Er richtete daher folgenden Brief an Einen der Ersten Räthe des Königs, den Grafen Stolberg:[31]

„Ich habe, theuerster Graf! mit einem Schmerze, dessen Motive und Richtung Sie mit mir theilen, die Anlage (Journ. des Débats vom 10. März 1842), die gestern angekommen, gelesen. Ich hoffe, dass Vieles sehr falsch und hämisch

---

[31] Preussens erster Reichstag von Wöniger. B. 8, S. 353 und 434.

abgefasst ist, wäre es nicht, so halte ich die beabsichtigten Neuerungen nach meiner innigsten Ueberzeugung für höchst aufregend, mit allen Grundsätzen der Staatsklugheit streitend, zu den bösartigsten Interpretationen der Motive veranlassend, Rechte raubend, die durch ein menschlicheres Gesetz des Vaters bereits erworben sind und der Milde unseres jetzigen Monarchen entgegen. Es ist eine gefahrvolle Anmassung der schwachen Menschheit, die alten Gesetze Gottes auslegen zu wollen. Die Geschichte finsterer Jahrhunderte lehrt, zu welchen Abwegen solche Deutungen den Muth geben. Die Besorgniss, mir zu schaden, muss Sie nicht abhalten, von diesen Zeilen Gebrauch zu machen; man muss vor allen Dingen den Muth haben, seine Meinung zu sagen.“

Diesen herrlichen Brief sandte Humboldt gleichzeitig abschriftlich an Einen der bedeutendsten Juden Berlins mit den Worten: „Sie sehen, mein Theurer, dass meine etwas gestüme Vertheidigung des ewig bedrängten Volkes nicht ganz erfolglos bleiben wird. Man wird etwas scheu werden, und damit ist geholfen, wie durch des edlen Stolberg Mitwirkung.“

Und an Varnhagen schrieb er unter dem 16. März 1842[32]: „Im letzten gekommenen Journal des Débats steht ein scharfer, sehr guter Artikel über das scheussliche Judengesetz, das man androht, und über welches ich bereits sehr eindringende Worte habe hören lassen.

„Es sollte in dem Eingang des Gesetzes von dem „Wunder Gottes, die jüdische Nation zu erhalten“ geredet werden. Ich habe darauf geantwortet: Das Gesetz ist mit allen Prinzipien einer einigenden Staatsklugheit streitend, — es sei eine gefahrvolle Anmassung der schwachen Menschheit, die uralten Dekrete Gottes auslegen zu wollen; die Geschichte finstrer Jahrhunderte lehre, zu welchen Abwegen solche Deutungen Muth geben.“ — — —

---

[32] Briefe von Alex. v. Humboldt an Varnhagen v. Ense, S. 109 ff.

Seitdem Humboldt so hochherzig für die Judenemancipation gekämpft, ist den preussischen Juden die Sonne der Gleichberechtigung fast in ihrer ganzen Prachtfülle aufgegangen, ein neuer, blühender Freiheitsmorgen ist am Horizonte des preussischen Judenthums aufgestiegen, — — aber es ist uns, als waltete der Genius Humboldt's in der liberaleren Gesetzgebung, als wehte der frische Hauch der Humanität noch aus dem Grabe des grossen Todten, als wäre es sein Geist, der uns den Trost und die Hoffnung zuflüsterte:

Nun, armes Herz, vergiss die Qual,
Nun muss sich Alles, Alles wenden. — —

Alexander von Humboldt's Beziehungen zu Juden.

II.

Es ist für den unparteiischen Kulturhistoriker, oder richtiger ausgedrückt, für den Physiologen des Charakters einigermassen eine Beruhigung, wenn er die Wahrnehmung macht, dass das märkische Land- und Krautjunkerthum, das seit einer Reihe von Decennien mit einer Fruchtbarkeit sonder Gleichen Judenfeinde aller Gattungen hervorgebracht, auch Einen Mann in seinem Schoosse gezeitigt, welcher die „noblen Passionen" der Kreuzzeitungshelden gründlich verachtete und für das Judenthum — den tausendjährigen Prügeljungen der Menschheit — eine Liebe an den Tag legte, für die wir ihm zum unaussprechlichen Danke verpflichtet sind. Ja, Alexander von Humboldt war aus einem ganz anderen Holze geschnitzt, als die märkischen Junker à la Senfft-Pilsach, Kleist-Retzow, Thadden-Triglaff und Consorten, die in den Wäldern der Uckermark auf wilde Ebern jagen und in den Herrenhäusern der preussischen Monarchie auf Juden lauern! Er war, wie wir bereits gezeigt haben, nicht nur kein Judenfeind, sondern vielmehr ein warmer, treuer, aufrichtiger Freund und Verehrer der Söhne Israels. Hoffentlich wird es daher für den geschätzten Leser dieser Blätter von Interesse sein, einige, besonders hervorstechende Berührungspunkte des modernen Aristoteles mit berühmten Juden kennen zu lernen; denn auch in diesen Beziehungen

zeigt sich recht deutlich die humane, liebevolle, ich möchte fast sagen, sonnige Gesinnung des grossen Mannes. Wir wollen auch bei dieser Untersuchung ab ovo usque ad mala, d. h. chronologisch und genetisch verfahren.

Im Vordergrunde der Freunde und Lehrer Aexander von Humboldt's steht Moses Mendelssohn. Dieser bedeutendste Popularphilosoph des vorigen Jahrhunderts und einflussreichste Reformator des Judenthums gehört zwar auch zu Denen, auf welche die pietistisch-feudale deutsche Presse, wie z. B. „Zeidler'sche Correspondenz", „Kreuzzeitung" u. s. w. nicht gut zu sprechen ist[38] — aber dieser Umstand kann uns nicht abhalten, es nicht auszusprechen, dass gerade Mendelssohn und sein Freundes- und Schülerkreis es waren, welche die Keime der Humanität, der Menschenliebe und des Liberalismus in das für alles Hohe und Edle empfängliche Herz A. v. Humboldt's gestreut haben. Der „jüdische Sokrates" übte auf die strebenden Geister, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Berlin sich geltend machten, eine ganz ausserordentliche Wirkung aus. Er war gleichsam der Magnet, der die verschiedensten Talente an sich zog und sein Salon, den er eröffnete, war der Sammel- und Brennpunkt fast aller Berühmtheiten der norddeutschen Metropole. Seine gewinnende, Alles bezaubernde Persönlichkeit, sein philosophischer Geist, die Zuvorkommenheit und Aufopferungsfähigkeit gegen Jedermann, die seine Hilfe oder seinen Rath beanspruchte — dies waren Eigenschaften, die ihm alle Herzen im Sturme erobern und seine geistige Herrschaft begründen halfen. Wie gewaltig seine Individualität besonders auf jüngere Leute influirte, darüber sprechen unzählige Schriften des vorigen Saekulums. Wir können es uns nicht versagen, aus dem Wuste der einschlägigen Literatur Ein Zeugniss herauszugreifen und zwar Einen Satz aus den „Denkwürdigkeiten zur Beförderung des Edlen und

---

[38] Vgl. hierüber meine Artikel u. A. in der (Prager) „Gegenwart", v. J. No. 15 und im (Pesther) „Izraelita Közlöny", d. J. No. 31, 33.

Schönen" von C. P. Moritz. Dieser verkehrte als junger Mann sehr oft in Mendelssohn's Hause und sagt von ihm: „In seiner Gegenwart war Einem wohl, man fühlte schon durch seinen Anblick sich gehoben und ermuntert, und nie ist vielleicht Einer ungebessert von ihm gegangen. — — Gutmüthigkeit mit Verstand verknüpft schätzte er über Alles und er war im Lobe derjenigen Personen unerschöpflich, bei Denen er die Eigenschaften antraf. — — Wenn zuweilend von auffallend guten Handlungen die Rede war, die man durch lieblose Urtheile verunglimpfen und ihnen unedle Motive unterlegen wollte, da war er sehr lebhaft in der Vertheidigung solcher guten Handlungen gegen dergleichen Beschuldigungen. Sagte man, dass sie durch Ehrsucht veranlasst wären, so erwiderte er, dass eben dies schon Vortreffliches sei, in guten Handlungen Ehre zu suchen; kurz, er ging in Absicht lieber im Zutrauen als im Mistrauen gegen menschliche Tugend und Güte des Herzens zu weit." In diesen Kreis traten nun die beiden Humboldt's.[34] Ihre eigentlichen Lehrer selber waren aus der Reihe der Freunde Mendelssohns:[35] in diesen Kreis war ganz und gar ihr Leben und ihre Bildung mitten hineingestellt. Sie verkehrten mit den Freunden ihrer Lehrer, mit Männern, wie Biester, Friedländer, Herz, Rammler, Moritz, Teller u. s. w. Und wie beschaffen immer der Geist war, der diese Männer beherrschte: er hatte das Gute, dass er ein bindender und tragender Geist war. Man fühlte sich in der Gemeinschaft eines Strebens, von dessen Berechtigung und Werth man unerschütterlich, ja enthusiastisch überzeugt war. Solche Ueberzeugung, die gleichsam in geschlossenen Gliedern ging, hatte etwas Imponirendes. Ein junger Mann von Verstand konnte nicht anders als sich wohl fühlen in einem Cirkel,

[34] Die Erziehung der ersten Knaben- und Jünglingsjahre der Brüder Humboldt war so gleichmässig, dass wir auch ihre Berührungen mit einzelnen Juden nicht von einander trennen können.

[35] Vgl. hierüber Gustav Schlesier's Lebensgeschichte Humboldt's, besonders aber das vortreffliche Werk von R. Haym: „Wilhelm v. Humboldt. Lebensbild und Charakteristik", (Berlin, 1856), S. 10.

der sich überdies durch ein jugendliches Leben, durch geistige Regsamkeit, durch Ungezwungenheit, durch wahrhafte Liberalität auszeichnete. Ein philosophisch-literarischer Club, in welchem wissenschaftliche Abhandlungen eingeliefert und kritisirt wurden, Lesegesellschaften, in denen die neuesten Erscheinungen der Tagesliteratur vorgetragen wurden, vereinigten die Freunde. An letzteren wenigstens betheiligten sich auch die beiden jungen Humboldt's und bald schlossen sich Beide an Einzelne jener Männer enger an. Sie wurden insbesondere mit Biester und David Friedländer verbunden. Sie waren, als sie Berlin verliessen, Biesterianer und Engelianer, Apostel der „Berliner Monatsschrift", erfüllt mit den Tendenzen der Berliner Aufklärung. Hier trug auch Mendelssohn, vor der Drucklegung seiner „Morgenstunden",[37] Einzelnes aus denselben vor; und noch zwei Jahre vor seinem Hinscheiden sagte der grosse Fürst der Wissenschaften von den „Morgenstunden": „ich habe die Morgenstunden selbst bei Mendelssohn gehört."[38] Noch am 12. November 1855[39] schrieb er an den gelehrten Rabbiner Marco Mortara in Mantua[40]: Da ich seit meiner frühesten Jugend die

---

[37] Die „Morgenstunden" — nebst „Phädon" das beste Werk Mendelssohns — erschienen Anfangs Oktober 1785.

[38] Vgl. das (leider zu flüchtige) Buch Kayserlings: „Mos. Mendelssohn. sein Leben und seine Werke." S. 426.

[39] Kayserling a. a. O. hat falsch 1853, wie überhaupt dieser Herr sehr oberflächlich und, was durchaus nicht zu verzeihen ist, — plagiatorisch arbeitet. Das Quellen nachschreiben ist eine bequeme Sache: was Wunder daher, wenn Herr Kayserling so viele Schnitzer begeht!

[40] Abgedruckt in dem „Compendio della religione israelitica da Marco Mortara Rabbi maggiore degli Israeliti di Mantova"; Vgl. noch ferner Steinschneider: „Hebräische Bibliographie" (Berlin, 1859) II, S. 38 Das Schreiben lautet wörtlich:

„Ayant eu l'honneur dès ma première jeunesse d'être lié en Allemagne avec des hommes éminents, qui dans la philosophie et les mathematiques ont brillé parmi vos correligionnaires, un de nos plus grands anciens litterateurs, l'ami de Lessing, Moyse Mendelssohn, ayant exercé de l'influence sur l'éducation dont nous avon joui, mon frère et moi dans des temps antedéluviens, je voi avec un plaisir bien vif, combien dans toutes les parties de l'Europae l'amour des lettres et des études sérieuses très variées dans leur

Ehre hatte, in Deutschland mit hervorragenden Männern unter ihren Glaubensgenossen, welche in Philosophie und Mathematik geglänzt haben, verbunden zu sein, und da Einer unserer grössten und ältesten Schriftsteller, der Freund Lessings, Moses Mendelssohn, auf die Erziehung, welche ich und mein Bruder in der vorsündfluthlichen Zeit genossen, Einfluss ausgeübt hat, sehe ich mit sehr lebhaftem Vergnügen, wie sich in allen Theilen Europas die Liebe zur Wissenschaft und zu ernsten Studien mannigfaltiger Art unter den Juden bahnbrechen, inmitten der Hindernisse, welche das traurige Erbe vergangener Jahrhunderte und der religiösen Intoleranz des Mittelalters sind.[41] —

Wie wir weiter unten (in dem Abschnitte: A. v. Humboldt und die Bibel) S. 169. Anmerkung 119 zeigen werden, verdankte Humboldt auch die Kenntniss der Bibel, besonders der herrlichen Pentateuch-, Psalmen- und Koheletübersetzung Moses Mendelssohns, die er auch auf verschiedenen Stellen seiner Werke mehrmals dankend zu citiren pflegt. —

---

objet se font jour au milieu des obstacles, qui sont le triste héritage des siècles antérieurs; de l' intolérance religieuse de moyen âge. Agréez je vous prie Monsieur le Grand-Rabin l'expression de ma haute consideration.

„Berlin, 12. Nov. 1855.

„Votre trés humble et trés obéissant serviteur
„Le Baron Alex. de Humboldt."

[41] Dieser letzte Passus erinnert auffallend an einen, weiter unten S. 175 ff., in dem Kapitel: „Alex. v. Humboldt und die Bibel" mitgetheilten Brief an Dr. Emil Löw. Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass fast alle an Juden gerichteten Zuschriften A. v. Humboldts einen ermuthigenden und trostspendenden Inhalt haben; die Ursache hiervon ist, wie mich dünkt, als fühlte gleichsam der geniale Geist das tausendjährige Unrecht, dass das Christenthum gegen die Juden geübt, auf seiner Brust lasten und als wollte er, wenigstens seinerseits, ein Scherflein zur Linderung dieses Weh's beitragen. Für ihn war die vollständige Judenemancipation identisch mit der Gewährung einer vollständigen politischen Freiheit. Aber enttäuscht und verbittert über die trostlosen religiösen Zustände in Preussen schrieb er noch als Greis die wehmuthsvollen Worte an Varnhagen v. Ense:

„Seit 1789 habe ich auf das Anbrechen einer neuen Zeit gewartet, aber nun kann ich nicht mehr warten. Ich muss fort!" — —

Einen nicht geringeren Einfluss wie auf seinen Bruder Alexander übte Mendelssohn auch auf Wilhelm aus. Unter Mendelssohn'scher Einwirkung entstand auch — um nur Ein Beispiel anzuführen — jenes schöne Sonnet, das mit tief-jüdischem Herzen gedichtet und empfunden ist, nämlich:

Die Jungfrau Israels.

Mit Stolz ich auf die Nachbarvölker blicke,
Weil uns der Herr zu seinem auserwählet,
Und Judas Flammenschwert mit Kraft gestählet,
Zu bändigen der Heiden freche Tücke.

Die Blume reiner Frömmigkeit ich pflücke,
Und uns kein Segen der Verheissung fehlet;
Drum Davids heil'ger Harfe laut vermählet
Zum Dank empor ich meine Stimme schicke.

Wenn auch zerstört sind Zions Tempelmauern,
Und wir, zerstreut in allen Ländern, trauern,
Doch edler Stolz in unsrem Busen glühet.

Denn bis zur Weltzerstörung Zorngerichte,
Doch in der völkerwägenden Geschichte
Rein, unvermischet unser Zwölfstamm blühet. — —

Vor Kurzem hat die „Kölnische Zeitung“ einige noch ungedruckte Briefe Alex. v. Humboldts aus den Jahren 1788—90, die an den im Jahre 1837 in Züllichau, in der Provinz Brandenburg, verstorbenen Superintendenten Wegener gerichtet sind und die ein unschätzbares Material zur Kenntniss der Jünglingsjahre A. v. Humboldts und seines Bruders darbieten, veröffentlicht. Einem dieser Briefe, d. d. Berlin, 12. December 1788 (Kölnische Zeitung, Samstag, 4. September, 1869), entnehmen wir folgende, das Verhältniss der beiden Humboldts zu Mendelssohn charakterisirende Stelle: „— — Auf der Rückreise von Aachen war er (Wilhelm von Humboldt) 5 Tage in Düsseldorf bei Jacobi, der ihn, ohngeachtet dass er ein Berliner ist, so liebgewonnen, dass er ihn nicht fortlassen wollte. Mein Bruder hat darüber und über Jacobi's Streit mit Mendelssohn einen interessanten Brief an Herz[42] geschrieben, der mit einem anderen an

[42] Dr. Marcus Herz. Vgl. das folgende Kapitel. S. 133 ff.

Biester über Stark hier von Hand zu Hand geht. Ich wollte, ich könnte sie Dir beide schikken.[43]

„Mein Bruder schreibt, nie habe er die Philosophie in solchem Wohlstande gesehen, als bei Jacobi, nie einen Mann gesehen, der so ex professo metaphysizirt, als Jacobi. Den ganzen Tag wird über Substanz, Zeit und Raum gesprochen. Mein Bruder behauptet, man thue Jacobi viel Unrecht. Man habe ihn nicht gehörig verstanden. Sein Glaube, worauf er dringt, sei anders, als man denke. — — —„ Die spinozitische Fehde, die Jacobi damals gegen Mendelssohn heraufbeschworen und die dem Letzteren das Leben gekostet,[44] beschäftigte, wie wir sehen, auch die beiden Humboldts sehr lebhaft. — —

Vor vier Jahren hat Herr Dr. Julius Löwenberg in Berlin („Jahrbuch für Israeliten", Jahrgang 1865—66) eine Reihe von Briefen der Brüder Humboldt an David Friedländer veröffentlicht, die uns einen Einblick in das Freundschaftsverhältniss des weltberühmten Brüderpaares mit dem treuesten und eifrigsten Schüler und Anhänger Mendelssohns gewähren. Herr Löwenberg sagt mit Recht: mehr als irgend ein anderes, bisher bekannt gewordenes Dokument sind diese Briefe des dioscuräischen Brüderpaares Bekenntnisse der Dankbarkeit für die Belehrung und Bildung, die sie in jüngeren Jahren von jüdischen Freunden empfangen hatten. Sie sind Beweise dafür, dass auch ihr späterer freundschaftlicher Verkehr nicht auf blossen geschäftlichen Verhältnissen allein beruhte, dass vielmehr gegenseitig das theilnahmvollste, edelste Interesse an allen Erlebnissen und geistigen Bestrebungen, an allen wissenschaftlichen Arbeiten gehegt und gepflegt wurde. Und wie sie der Ausdruck der Verehrung und Zuneigung sind, die Wilhelm und Alex. von Humboldt während

---

[43] Wir schreiben nach der authentischen Handschrift Humboldts.

[44] Vgl. über diese berühmte Affaire den sehr gediegenen Aufsatz von Gymnasiallehrer Dr. Bernhard Suphan: „Zu Jacobi's Fehde über den Spinozismus", im II. B. IV. Heft, S. 478 ff. der „Zeitschrift für deutsche Philologie", herausgegeben von Höpfner und Zacher.

eines langen Lebens, auch in der Sonnenhöhe ihres Weltruhmes, jüdischen Männern und ihren Kindeskindern bewahrt und entgegengetragen haben, so sind sie namentlich auch für uns jüdische Epigonen jener Zeit ein erhebendes Vermächtniss von ausserordentlichem Werthe.

Bevor wir den, grösstentheils durch den oben genannten Berliner Forscher mitgetheilten Briefwechsel folgen lassen, müssen wir über den Adressaten, David Friedländer, einige Worte vorausschicken.

David Friedländer wurde am 6. December 1750 zu Königsberg geboren, war also 17 Jahre älter als Wilhelm und 19 Jahre älter als Alexander v. Humboldt. Grossen Einfluss auf seine Ausbildung hatte der berühmte Arzt Marcus Herz, der Gatte der Henriette Herz. In Berlin kam er in Mendelssohns Nähe und dadurch auch in Berührung mit Teller, Spalding, Engel und anderen damaligen Notabilitäten. Durch die von Mendelssohn angebahnte Reformbewegung hingerissen, war er von einer wahrhaften Reformmanie besessen und wollte mit dem ganzen positiven Judenthum ein für alle Mal tabula rasa machen. Sein grosses Verdienst bleibt es, dass er unseren Glaubensbrüdern das Bürgerrecht in Preussen auswirkte. Auch als Schriftsteller war er sehr regsam; wir nennen blos folgende Bücher: „Reden der Erbauung, gebildeten Israeliten gewidmet“ (2 Hefte, Berlin, 1817, 1818); „Moses Mendelssohn, von ihm und über ihn“ (Berlin, 1819); „Beitrag zur Geschichte der Judenverfolgungen im 19. Jahrhundert durch Schriftsteller“, in der Form eines Sendschreibens an Elise von der Recke, geb. Gräfin Medem, (Berlin 1820) und die vom Professor Krug herausgegebene Broschüre: „An die Verehrer, Freunde und Schüler Jerusalems, Spaldings, Tellers, Herders und Löfflers“ (Leipzig, 1823), welche durch die in Berlin entstandene „Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden“ veranlasst worden war. Der damals in Berlin reichste jüdische Banquier, der bekannte Daniel Itzig, setzte ihn zu seinem Schwiegersohne ein. Daher ist die Annahme, dass David Friedländer

— der wahrlich keinen pädagogischen Broderwerb nöthig hatte! — der Lehrer der Humboldts war, eine irrige; dies Verhältniss war lediglich durch persönliche, freundschaftliche Zuneigung herbeigeführt und erhalten worden. Am 1. Oktober 1787 hatten beide Humboldts in Begleitung ihres Hauslehrers, des späteren geh. Staatsraths Kunth, die Universität Frankfurt a. O. bezogen, wo Friedländer im December die Messe besucht hatte. Auf seine Abreise beziehen sich die nächsten drei Briefe, die auf einem Briefbogen geschrieben und von ein und demselben Datum sind, vom 19. December 1787.

1.

So unerwartet und aus mehr als Einer Ursach schmerzlich mir Ihr schneller Abschied von Frankfurt gewesen ist, ebenso unerwartet, aber — und das gleichfalls aus mehr als Einer Ursach —, erfreulich, ist mir Ihr gütiger Brief gewesen. Zwar dürfte ich mit Recht diesen Beweis Ihres Wohlwollens hoffen; aber wenn ein gewisses Zweifeln bei einem gewissen Grade der Liebe so natürlich sein soll, warum nicht auch bei einem gewissen Grade der Freundschaft? Ich will Sie nicht an den Verlust erinnern, den Sie gelitten und den gewiss Ihr Herz tief empfunden hat; aber soll ich Ihnen auch nicht sagen, wie sehr ich mich freue, Sie wieder aufgerichtet und so heiter zu sehen? — dass ich mich dagegen wider dieser allerdings ein wenig verspäteten Antwort nicht entschuldige, das können Sie eher für ein Zeichen meiner Bescheidenheit, als eines Mangels an gutem Ton (denn ich bin ja erst 2 Monate in Frankfurt) annehmen. Muss es denn aber doch entschuldigt sein, nun so bin ich's ja durch die viele Arbeit, die ich habe, genug.

Sagen Sie dies aber Engeln nicht. Seine Freundschaft vertraute mir schon seit langer Zeit die Oberaufsicht über die ganze Gelehrsamkeit unseres Landes an, wenn er nun von dem stupenden Fleiss hört, der auch nicht einmal zur Antwort auf einen so gütigen Brief in so langer Zeit ein paar Minuten finden lässt, so wird er nicht mehr wissen,

wozu er mich bestimmen soll, und auf's wenigste einen Posten für mich schaffen müssen. Lieber sagen Sie ihm so etwas, das etwa nach dem Gegentheil aussieht. Dann wird er erkennen, dass ich ihn noch sehr brauche und mir desto gewisser, wenn ich wieder in Berlin bin, der alte natürliche Freund sein. Um der guten Absicht willen können Sie schon einmal etwas wider Ihren Charakter thun. Vergessen Sie aber auch nicht, ihm dann desto mehr von meiner unwandelbaren, dankbaren Liebe gegen ihn zu sagen. So machen Sie durch eine grosse Wahrheit eine kleine Unwahrheit wieder gut.

Die Mysterien und Giebert habe ich erhalten und erstere gelesen. Haben Sie herzlichen Dank dafür. Mein Urtheil, wenn Ihnen daran liegt, mündlich. Denn jetzt habe ich nur soviel Platz, dass ich mich Ihnen und Ihres Hauses freundschaftlichen Andenken empfehlen kann. Den übrigen hat mein Bruder und Kerr Kunth in Beschlag genommen.

Leben Sie recht wohl, theuerster Freund!

W. Humboldt.

2.

Das jüngste Geschöpf der Familie zu sein, hat einen Nachtheil für mich, der sich leider bis zu diesem Briefe äussert. Wäre mir die erste Seite auf diesem Papier zu Theil geworden, so hätten Sie, mein Bester, wie es in der unabsehbaren Stufenleiter der Dinge (in der wirklichen Welt oder nur in den Köpfen der Philosophen?) geht, von dem Schlechteren zum Besseren fortsteigen können. Aber mir, als wäre das Fehlerhafte meiner Schreibart nicht auffallend genug, einen traurigen Mittelplatz zu geben, mich zu einem unseligen Schlagschatten zu gebrauchen, der die nebenstehenden Gegenstände heben soll, das ist ebenso unerlaubt, als wenn Sie mir zu meiner satirischen Blumenlese Glück wünschen. (Gern wollte ich dergleichen Sammlungen entbehren, würde einem hier der Beitrag nicht von allen Seiten aufgedrungen.)

Wie unangenehm mir Ihre schnelle Abreise und noch

mehr die traurige Veranlassung dazu gewesen, sage ich Ihnen nicht, da ich von Ihrer Freundschaft hoffen darf, dass Sie mir dergleichen Empfindungen zutrauen. Mit Verlangen sehe ich der künftigen Messe entgegen, weil dann einer meiner wärmsten Wünsche in Erfüllung geht, der Wunsch, Ihnen mündlich zu sagen, wie über Alles schätzbar mir Ihre Liebe und Ihr Andenken ist.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause und seien Sie versichert, dass der hiesige Aufenthalt, von welcher Seite Sie ihn angreifen mögen, mir nur als ein nothwendiges Uebel erträglich ist.

Ganz der Ihrige

Humboldt der Jüngere.

N. S. Die lyrische Unordnung, welche in diesem Briefe herrscht, schreiben Sie diesmal nicht mir, sondern Herrn Kunth zu, der hinter mir steht und mich zum schnelleren Schreiben ermahnt, ich möchte lieber ein Dummkopf als unordentliches Genie heissen.

Leben Sie nochmals wohl und schliessen Sie mich in das Gebet Rabbi Hillels ein.[45] — —

Kunths' Nachschrift ist ein integrirender Theil dieser Korrespondenz und dürfte nicht ausgelassen werden.

3.

Mit aller Bescheidenheit, womit sich meine Herren Vorgänger, jeder in seiner Art, so viel wissen, haben sie

---

[45] Die letzten Zeilen sind mit jüdischer Kurrentschrift geschrieben, in welcher Henriette Herz beide Brüder unterrichtet hatte; sie schrieben sie vortrefflich und von Beiden sind noch längere Briefe erhalten. Diese Kurrentschrift pflegte namentlich Alexander von Humboldt auch dann zu gebrauchen, wenn er etwas Wichtiges und Geheimnissvolles Einem mitzutheilen hatte und den Wunsch hegte, dass dasselbe kein Anderer lesen möge. So schreibt er z. B. dem oben erwähnten Wegener u. A. (Kölnische Zeitung, Mittwoch, 8. September 1869), dd. Berlin, 27. Februar 1789: „Wer so seinen Posten verwaltet (wie Zöllner, dem kann man ja wohl keine רענקע (Ränke) zur Erlangung desselben verzeihen", u. a. m. Obige Zeilen beziehen sich darauf, das Hillel, ein Zeitgenosse Jesu, in schöner Humanität auch für Heiden und Ungläubige ein gutes Wort hatte. Vergl. auch das Kapitel „Alexander v. Humboldt's Beziehungen zu Jüdinnen." (S. 140. Anmerkung 96.

mir doch einen so kleinen Raum auf diesem Blatt gelassen, dass es mit meiner Zeit und mit der Lust, die ich habe, Ihnen zu schreiben, in einem sehr unrichtigen Verhältniss steht. Dass Sie dabei vielleicht gewonnen, geht mich nichts an. Indess muss ich mich doch schon nach der Decke strecken, und ich bin zufrieden, wenn Sie nicht ganz verkennen, dass das Strecken nicht unverdienstlich ist, da man doch die Freiheit hat, ein zweites Blatt zu nehmen. — Hier haben Sie eine Quittung in forma probatissima für unsern Engel. Hat er jetzt noch Zweifel, nun so zahle ich künftige Messe das Kapital zurück. Für die Zinsen aber müssen Sie sich schon das Vergnügen anrechnen lassen, was Ihnen der lustige Streit gemacht hat. Ich denke, auf die Art sollen sie nicht verlieren. — Der Ueberbringer Dieses ist Herr Albinut, den Sie vielleicht schon hier auf einem Spaziergang kennen gelernt haben. Es ist der Gesellschafter des jungen Grafen Dohna und ist ein herzensbraver Mann. Er benutzt die jetzigen Weihnachtsferien, um Berlin zu sehen. Können Sie dazu beitragen, dass er seinen Zweck erreicht und einen desto angenehmeren Aufenthalt hat, so thun Sie es doch — ich will nicht sagen, weil ich Sie darum bitte, sondern weil er's so sehr verdient. Ein Paar Zeilen, wenn sie auch wieder nur von Engel handeln, können Sie ihm auch wohl an mich zurückgeben. Denn bis zum Wiedersehen ist es leider noch sehr lange hin.

Kunth.

4.

Alexander von Humboldt, „an den jungen Herrn Friedländer, den ältereren.“[46]

Berlin, den 10. Juli 1788.

Ihr Herr Vater hatte mir vor wenigen Tagen versprochen, mir die Apostelköpfe von Michel Angelo, zum nachradiren, zu leihen.[47] Da ich soeben vom jungen Mendelssohn erfahre, dass er bereits nach Frankfurt abgereiset ist, so wende ich mich an Sie, mein Bester, um Sie zu bitten, mir das Kupfer sobald als möglich zu schicken. Der Spinoza von Oeser, den ich bereits kopirt habe, folgt mit dem gehorsamsten Danke zurück. Empfehlen Sie mich Ihrer ehrenswerthen Frau Mutter und Ihrer ganzen übrigen, mir so schätzbaren Familie. Sagen Sie ersterer, dass ich künftigen Montag reise und dass ich mir ein besonderes Vergnügen daraus machen würde, Ihre etwaigen Befehle dahin auszurichten. — Leben Sie wohl, mein Bester!

A. v. Humboldt, der jüngere.

---

[46] Zum Verständniss dieser Adresse diene die genealogische Notiz:

David Friedländer,
geb. in Königsberg 6. Dec. 1750.
gest. in Berlin 25. Dec. 1834.

Benoni, geb. 4. Juni 1773. gest. 17. Januar 1858.	Moses, geb. 20. August 1774. gest. 24. Februar 1840.
Von seinen Söhnen lebten in Berlin: der älteste als Geh. Ober-Justizrath, der zweite als Geh. Archivrath, der dritte als Direktorial-Assistent im Münzkabinet des königlichen Museums.	Kinderlos.

[47] Al. v. Humboldt war auch in den schönen Künsten schon früh wohlgebildet. Bereits 1780 führt der Katalog der ersten Kunstausstellung der Berliner Akademie unter der Abtheilung Liebhaber auf: „No. 290 Herr v. Humboldt der jüngere: Die Freundschaft weint über der Asche eines Verstorbenen; mit schwarzer Kreide gezeichnet nach Angelika Kaufmann.“ Von seinen hier erwähnten Radirungen besitzt Herr Dr. J. Löwenberg zwei Köpfe nach Raphael und Rembrandt mit radirten Inschriften: „A. v. Humboldt fecit aqua forti 1788.“

5.

Burgörnes, 7. August 1791.[48]

Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erste bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein paar Worte, über meine Art zu leben, zu sagen.

Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und besonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geschäften entfernte, so werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schicksalen einen freundschaftlichen Antheil zu nehmen.

Ich lebe, wie Sie schon aus meinen Plänen wissen, und aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, auf dem Lande, an dem schwer auszusprechenden Orte (Burg-ör-nes), und mein Leben ist so einfach, dass es Ihnen nicht schwer sein wird, sich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beschäftigung mit den Studien, die mir immer die liebsten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart fast ganz hatte vernachlässigen müssen, wechseln mit Spaziergängen und meinem höchst angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfliesst ein Tag nach dem andern, und ein Jeder giebt mir ein stilles, aber sehr genügendes Glück. Für mich ist der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmste; es ist der, den ich am besten auszufüllen vermag, und sollte es nicht wichtiger sein, seinen Kreis — wie gross oder klein — auszufüllen, als gerade diesen oder jenen zu haben? fühle ich je mehr Kräfte

---

[48] Angewiedert von der Misère des damaligen preussischen Staatsdienstes, und in dem frischen Glück seiner im Juli 1791 mit Karoline von Dachröden geschlossenen Verbindung hatte sich Wilhelm v. Humboldt auf die Güter seiner Gemahlin in Thüringen zurückgezogen, um sich hier ungestört dem Drange nach allseitiger wissenschaftlicher Durchbildung hingeben zu können. Die befreundeten Koryphäen des Weimar-Jenaischen Kreises waren nahe, und alsbald begannen „die heiteren Tage des ersten Zusammenlebens in Jena.“ —

Der folgende Brief aus Doro's „Denkschriften und Briefe“, IV, 42—44.

als dieser Kreis fordert, nun so findet sich vielleicht auch ein grösserer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun vor sich. Die intensive Grösse ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach dem andern hin. Wie dies, wie mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muss er bei seinem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gerne, dass ich für diesen Gewinn allein Sinn habe; doch nun genug davon.

Wie geht es Ihnen, mein theurer Freund? Was macht Ihre vortreffliche Familie? Ihre lieben Söhne? Sagen Sie mir bald ein Wort davon. Wenn ich mich je mehr mit politischen Dingen beschäftigt hätte, so wäre ein Langes und Breites über die Stunden zu schwatzen, die rund um Einen vorgehen. Hätte Jemand vor zwanzig Jahren diese Dinge geweissagt, so hätte man ihn verlacht. Nach dieser Analogie zu schliessen, wer weiss, was noch zu erwarten steht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, sollten die Leute doch klug machen, und sie nicht so auf Begebenheiten vertrauen lassen. Wie viel Gutes hat man von Frankreichs Revolution geweissagt? Wie nah ist jetzt wieder Alles dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrichs Zeitalter folgen würde? Hierauf ersparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzanwendung hiervon ist wohl die, dass man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansieht, sich daraus nimmt, was gut und heilsam ist, das Uebrige als Hülse betrachtet, und nur jenen inneren Ideengesetze vertraut.

Verzeihen Sie dies lange Geschwätz, mein Bester. Empfehlen Sie mich den Ihrigen auf's Freundschaftlichste und schreiben Sie mir bald. Es ist ja ein Wort, das Sie in die Wüste sagen. Leben Sie wohl! Ewig Ihr

Wilhelm Humboldt.

6.

Madrid, den 11. April 1799 in Eile.

Mein theurer, verehrungswürdiger Freund! Indem ich Ihnen meinen innigsten Dank für den, mir durch Herrn Tanner u. Comp. bei dem Marquis und Staatsrath Yranda verschafften Credit abstattete, eile ich Ihnen zu melden, dass ich mir heute bereits die ganze Summe von 20,000 livres tournois = 30,000 reaux de vaillon habe auszahlen lassen.

Der vortheilhafte Einkauf mexikanischer Anweisungen (auf die ich 25—39 pr. Cent gewinne) machte diese Zahlung nothwendig. Unser Freund Kunth wird die Erstattung schon mit Ihnen verabreden. Yranda ist einer der ausgezeichnetsten Menschen, die ich kenne. Er hat mich ungemein lieb gewonnen und da Anstand, Politik, Ansehen, Verwandte (die Orelli, Lascassas, Gardoqui ....) und ungeheurer Reichthum ihm Einfluss in beiden Indien verschaffen, so ist mir seine Freundschaft unendlich wichtig geworden. Da mir durch die persönliche Gunst beider katholischen Majestäten die ganze neue Welt eröffnet worden ist, und man bei so einer Reise nicht vorsichtig genug sein kann, so habe ich unseren Freund Kunth um einen neuen Kredit von 20,000 livres auf Madrid gebeten. Ich sehe im Voraus, dass Sie die Last dieses Geschäftes von neuem übernehmen und empfehle mich deshalb von neuem Ihrer unerschöpflichen Güte. Der Kredit auf Yranda wäre mir wieder der liebste.

Ich denke Mitte Mai von hier abzugehen und mich den 2. Junius in Corunna nach der Havanna einzuschiffen. Mein grosser Apparat von chemischen, physikalischen und astronomischen Instrumenten begleitet mich. Werfen Sie einen Blick auf den Welttheil, den ich von Californien an bis zum Patagonenlande zu durchlaufen (messen und zerlegen) gedenke, welch' ein Genuss in dieser wunderbar grossen und neuen Natur! So unabhängig, so frohen Sinnes, so regsamen Gemüthes hat wohl nie ein Mensch sich jener Zone genähert. Ich werde Pflanzen und Thiere sammeln,

die Wärme, die Elasticität, den magnetischen und elektrischen Gehalt der Atmosphäre untersuchen, sie zerlegen, geographische Längen und Breiten bestimmen, Berge messen — aber dies Alles ist nicht der Zweck meiner Reise.

Mein eigentlicher, einziger Zweck ist das Zusammen- und Ineinanderwirken aller Naturkräfte, zu untersuchen, den Einfluss der todten Natur auf die belebte Thier- und Pflanzenschöpfung. Diesem Zwecke gemäss habe ich mich in allen Erfahrungskenntnissen umsehen müssen. Daher die Klagen Derer, welche nicht wissen, was ich treibe, dass ich mich mit zu vielen Dingen zugleich abgebe. Wir haben Botaniker, Mineralogen, aber keine Physiker, wie ihn die sylva sylvarum erheischt. Ich weiss wohl, dass ich meinem grossen Werk „über die Natur“ nicht gewachsen bin, aber dieses ewige Treiben in mir (als wären es 10,000 Säue) wird mir durch die stete Richtung nach etwas Grossem und Bleibendem erhalten. Das schreibe ich, weil es mir so wichtig ist, von einem Freunde, wie Sie, verstanden zu werden. Vielleicht begünstigt das Schicksal meine Pläne. Für die gescheiterte Weltumseglung mit Baudin kann ich Ersatz fordern. Machen Sie mein Andenken bei unserem Herz (Mann und Weib), Veits, Biester und Zöllner lebendig und glauben Sie, dass mir in meinem deutschen, ewig theuren, nie fremden Vaterlande wenige Personen so theuer und werth sind als Sie.

Alexander Humboldt.[48]

---

[49] An dieser Stelle verdient eine Notiz erneuert zu werden, die Biester in der „Neuen Berliner Monatsschrift“ VI. 192 gegeben hatte. Sie lautet

Von Barcellona aus hatte v. Humboldt einem Freunde in Berlin (Kunth) aufgetragen, ihm von hier einen Kreditbrief auf ein solides Haus in Madrid zu schicken, aber ohne irgend eine Vermittelung eines dritten, am allerwenigsten Pariser Banquiers, deren Kredit gerade damals durch die Caisse des comptes courants erschüttert war. — Der Freund wandte sich sofort an ein Berliner Handlungshaus, und erbot sich, im Falle der Name des Herrn v. Humboldt für keine so hinlängliche Bürgschaft erachtet würde, beim Empfang des Kreditbriefes den Belauf der Summa in preussischen Staatspapieren pfandweise zu entrichten, mit dem Vorbehalt, nach einigen Tagen ein anderes Abkommen zur Sicherstellung zu treffen. Wider alles Erwarten

7.

Madrid, 16. December 1799.[49]

Ich bin seit etwa drittehalb Monaten in Spanien, mein lieber Freund, und fange an, mich ein wenig an diese fremden Sitten, die fast in allen Dingen von den französischen abweichen, zu gewöhnen. Ich bin sehr beschäftigt, da ich nur wenige Monate darin zu bleiben und doch den grössten

erfolgte wenige Stunden vor dem Abgang der Post eine ablehnende Antwort. „Man könne sich auf die Geschäfte nicht eher einlassen, als bis man das angebotene Pfand geprüft habe.“ Dann fand sich denn glücklich ein anderes Mittel in der Gefälligkeit, Pünktlichkeit und Solidität des Hauses Mendelssohn u. Friedländer (die Societät von Joseph Mendelssohn und Benoni Friedländer, die indess nur wenige Jahre bestanden), und wie es sich von selbst versteht, ohne dass es hier einer Bürgschaft oder eines Unterpfandes bedurfte. H. v. Humboldt ward sofort über Hamburg bei einem der ersten Banquiers in Madrid, bei dem Marquis d'Iranda in Firma Simon d'Arragori akkredirt. Der 75jährige Marquis, der persönlich an den Geschäften nicht mehr Theil nahm, überhäufte v. Humboldt mit Beweisen von Liebe und Wohlwollen, leistete einen Theil seiner Einrichtungen, besorgte die Wechsel auf Amerika auf das Vortrefflichste, zahlte später noch verschiedene Anweisungen auf sich und zwar selbst ohne die gewöhnlichste Geschäftsprovision. W. Humboldt selbst schrieb von ihm am 4. April 1799:

„Le Marquis d'Iranda est un des hommes les plus distingués de l'Europe. Il m'aine comme un père, et fera tout pour moi.“

[49] Im Spätsommer 1799 hatte auch Wilhelm v. Humboldt mit seiner Familie eine Reise von Paris aus nach Spanien unternommen, von wo Alex. v. Humboldt im Juni desselben Jahres seine ruhmreiche Reise nach Amerika angetreten hatte. Ueber Bayonne, St. Jean de Luz, durch die biskayschen Landschaften Guipuzcoa und Alava, längs den Ufern des Ebro, durch die dürren Hochebenen Kastiliens eilte er nach Madrid, wo die Bibliotheken, Gemäldesammlungen ihn fast drei Monate anzogen. Von Madrid gings nach Kadix, dann wieder nordwärts durch das alte Baetika, über Sevilla, durch die Sierra Morena zu den herrlichen Fluren von Valencia, den Trümmern von Sagunt, nach Barcelona, dem Montserrat und endlich durch Katalonien und die Pyrenäen nach Paris, das Ende April wieder erreicht wurde. — Das herrliche Gedicht „In der Sierra Morena“, das klassische Werk „über die Urbewohner Hispaniens und die baskische Sprache“ waren ausser mehreren Schilderungen, die später in seine gesammelten Werke aufgenommen wurden, die literarische Frucht dieser Reise. Den folgenden Brief publicirte Dr. Löwenberg in Oppenheim's „deutsche Jahrbücher“, VIII. 450, zum ersten Male.

Theil des Landes zu durchreisen gedenke, und das allein hat mich abgehalten, Ihnen früher zu schreiben. Meine jetzige Reise ist zwar ziemlich schnell gewesen, ich habe nirgends lang verweilt und werde es auch nicht, aber es ist mir darum vielleicht nur noch interessanter gewesen, zwei Nationen, die bei erstaunlicher Verschiedenheit doch manche Verwandtschaft durch Abstammung, Sprache und Himmelsstrich besitzen, in den manigfaltigen Abstufungen der Verschiedenheit in den einzelnen Provinzen so schnell hintereinander zu sehen, dass der frühere Eindruck noch völlig frisch war, wenn ich den zweiten empfing; und noch mehr wird dies bei der Reise durch das mittägliche Spanien der Fall sein.

Ungeachtet meines kurzen Aufenthaltes in Spanien (denn ich glaube nicht, dass diese Kürze die Ursache davon ist) habe ich die Spanier sehr lieb gewonnen. Man könnte sie vielleicht die Deutschen des Südens nennen; wenigstens ist mir die Mischung mittäglicher Lebhaftigkeit mit nordischer Bedachtsamkeit, Offenheit und selbst Gründlichkeit im Studium und Arbeiten als das am meisten Auffallende ihrem Charakter erschienen. Freilich aber habe ich auch bis jetzt nur die Kastilianer gesehen, und auf sie muss diese Charakteristik natürlich mehr passen, als auf den heftigen Andalusier und den verschlagenen Valencianer. Denn auch das ist eine Eigenthümlichkeit Spaniens, die ich wenigstens nicht in Deutschland in gleichem Grade, und gar nicht in Frankreich fand, dass der Nationalcharakter der verschiedenen Provinzen auffallend verschieden ist und dass sie sich unter einander, wenn nicht hassen, doch wenigstens verachten. In jeder Provinz wird dem Fremden mehr oder minder deutlich zu verstehen gegeben, dass er Menschen wie hier nicht leicht in der angrenzenden Provinz finden würde. In einer Stadt in Biscaya redete mich ein ganz unbekannter Mensch auf der Strasse ausdrücklich an, um mich zu fragen, wie mir die Biscayer gefielen, und als ich sie lobte, setzte er hinzu: „in Kastilien werden Sie es nicht so finden“; und im Theater in Madrid, als das

Volk in einem sehr empfindsamen Stück oft lachte, sagte mir ein Andalusier, der neben mir sass: „Die Barbaren, wenn Sie das Publikum in meiner Stadt, in Cadix, sähen!“ — und so wird es unstreitig weiter gehen. Die Valencianer scheinen ziemlich allgemein in dem Ruf der Verschlagenheit, des Eigennutzes und selbst des Geizes zu stehen. Die Ursache davon ist leicht aufzufinden. Die Valencianer sind die industriösesten unter den Spaniern, arbeitsam, thätig und erfinderisch in den Mitteln, ihre Zwecke zu erreichen. Der Kastilianer aber ist im Ganzen träge, aber vielleicht auch von einem edleren Stolz. Dieser Gegensatz muss natürlich dieses Urtheil über den Charakter der Valencianer hervorbringen und zum Theil selbst wahr machen. Auch gehören die Valencianer schon zu einem anderen Stamme, als die übrigen Spanier. Sie haben ihre eigene, mit der Tolasanischen sehr übereinkommende Mundart, und in Valencia haben sich mehr, als sonst irgendwo, französische Familien angesetzt und Manufakturen angelegt.

Wenn ich indess zwischen Deutschen und Spaniern eine Aehnlichkeit finde, so denke ich nicht gerade an das nördliche, schon höher kultivirte Deutschland, sondern mehr an das mittlere, besonders Franken und Schwaben. Das Altherthümliche im äusseren Aussehen der Städte, in der Tracht, den Sitten, was man dort, vorzüglich in den Reichsstädten, antrifft, das ist ganz und gar noch in Spanien zu Hause. Der Unterschied, der zwischen beiden Charakteren noch obwaltet, mag ungefähr derselbe sein, der zwischen dem deutschen: ehrbar und dem spanischen: honradro ist. Dies nämlich ist das Beiwort, das der gewöhnliche Kastilianer sich am liebsten giebt, und ich wüsste es durch keinen deutschen Ausdruck zu übersetzen. Ehrbar is zu schlicht und zu bürgerlich dafür, denn es führt noch einen stärkeren Begriff von eigentlichem Ehrgefühl, point d'honneur, mit sich und ist edel genug, auch in der Poesie gebraucht zu werden; und edel drückt bei uns eine feinere Ausbildung des Gefühls aus, die diesem spanischen Wort

ganz fremd ist. Und ebenso nun, sage ich, wie dieses honrado eine Stufe über unserem ehrbar steht, ebenso ist auch in dem Charakter auch des gewöhnlichen Kastilianers etwas, wenn nicht gerade Höheres, aber doch Lebhafteres, Glänzenderes, als in dem Deutschen der eben bezeichneten Provinzen und Klassen.

Ueberhaupt aber kenne ich kaum eine bessere Vorbereitung zum Studium des Mittelalters, als eine Reise durch Spanien. In der That glaubt man mit dem Eintritt in Kastilien um 200 Jahre zurückversetzt zu sein. Ich sage dies nicht sowohl zum Tadel Spaniens, nicht als wäre hier noch Alles Dunkelheit und Barbarei (das ist gar nicht der Fall), ich denke dabei vielmehr an andere eher schätzenswerthe Seiten jener entfernteren Jahrhunderte, an eine gewisse Naivetät und Freimüthigkeit, an eine Schlichtheit und Einfachheit des Charakters, wie sie bei uns nicht mehr, oder schöner und edler gefunden wird. Es ist schwer, dies mit einzelnen Beispielen zu belegen, aber ich wünschte, Sie wären nur drei Tage mit mir, und tausend kleinere und grössere Eigenthümlichkeiten in den Sitten würden dies Ihnen bestätigen.

Ein grosser Beleg dazu ist die Art des Umgang unter den verschiedenen Ständen. Dieser Unterschied ist an sich so gross, wie er nur sein kann; die ersten Granden beugen ihre Kniee, so oft sie dem König den Becher zum Trinken reichen, die Granden selbst sehen sich in ihren Herrschaften wie kleine Könige an u. s. f., aber im Umgange verschwindet dieser Unterschied ganz. Die Königin wird wie die Bettelfrau Senora genannt, der König ebenso Senor, und es ist überall eine Gleichheit und Freiheit im Umgange, die nach unseren Sitten leicht Rohheit scheinen könnte und zum Theil auch ist. Im Deutschen, Französischen und Englischen ist die Sprache der feinen Gesellschaft von der einer roheren oder vertrauteren verschieden, und man erkennt leicht einen Fremden, der diese Nuançen nicht immer weiss. In Spanien spricht der Landmann wie der Grande, und, grobe Schimpfwörter ausgenommen, ist kein Unter-

schied. Nichts ist so gewöhnlich, als in der besten Gesellschaft einen Mann zum anderen, z. B. beim Verwundern über etwas oder bei ähnlichen Vorfällen, sagen zu hören: Aber, Mensch (hombre), wie kann dies sein? und ebenso wird eine Frau kurzweg Frau und ein Mädchen Mädchen genannt.

Noch alterthümlicher ist, was man auch in den grössten Häusern von Equipagen, Ameublements u. s. f. sieht. Immer Pracht, z. B. massiv silberne Kohlenbecken (da man hier fast gar keine Kamine hat), eine Menge schlecht gehaltener Bedienten und fast nirgends geschmackvolle Bequemlichkeit. Mehr als einmal ist es mir vorgekommen, auf einer ganz weissen Kalkwand einen schönen Titian, Guido oder Giordano zu finden, der freilich mehr werth war, als das ganze Ameublement eines französischen oder englischen Hauses. Leider ist, wenigstens in Madrid nicht, die schöne Einfachheit der Sitten, am wenigsten die Tugend der Damen, wie in der Ritterzeit, vielmehr sind die Sitten verderbt und die Rohheit im Umgange beider Geschlechter (und vielmehr gerade und vielleicht nur da) in den höheren Ständen ungeheuer.

Ich habe gerade diese Stände, soviel ich konnte, vermieden. Die sogenannten feinen, gebildeten Spanier, die andere Länder gesehen haben, haben mich nicht am meisten interessirt. Es sind einzelne sehr schätzbare Männer darunter, aber im Ganzen findet man in dieser Klasse auf's Höchste, was man in Frankreich und bei uns täglich siehet, und lernt die spanische Individualität schlecht oder gar nicht kennen, denn die meisten dieser Klasse kennen ihr Vaterland schlecht und achten es noch weniger. Ich bin am liebsten mit der Mittelklasse (zu der denn natürlich auch die meisten Gelehrten gehören) und mit diesem umgegangen, die so erzspanisch sind, dass sie nicht einmal eine andere Sprache geläufig reden. Und in dieser Klasse habe ich viel wahre Aufklärung und viel eigenes Nachdenken gefunden. Nur muss man nie die Schwierigkeit vergessen, die diese Menschen zu überwinden haben, und

Grade der Aufklärung zu unterscheiden wissen, da man nicht Alles auf einmal fordern kann. Dies nicht zu thun, macht, dass die französischen Reisenden gewöhnlich das entgegengesetzte Urtheil fällen.

Die Quelle aller oder doch der meisten Vorurtheile ist natürlich nur die Religion, und da geht nun die Aufklärung sehr mannigfaltige Stufen durch. Einige bestreiten mit wahrem Aufklärer-Eifer vorgebliche Wunder und Heiligenheiten, nicht um überhaupt gegen die Wunder zu reden, sondern um die, die sie für die wahren halten, desto besser zu retten; Andere sind noch, was in Frankreich und Deutschland fast unerhört ist, ausgemachte Jansenisten; Viele sind religiös ohne bigott zu sein u. s. f. Aber zwei, wie es mir scheint, sehr offenbare Symptome einer beginnenden und mehr als beginnenden Aufklärung habe ich sehr allgemein gefunden: Hass gegen den Druck der Inquisition, und eigenes Nachdenken über die Gegenstände der religiösen Tradition. Wie weit nun dieses Vorrücken des Nachdenkens zur Wahrheit ist, hängt natürlich von der Verschiedenheit der Individuen ab.

Die Inquisition verbrennt keinen Ketzer mehr, aber sie thut darum jetzt gleich grossen Schaden, als jemals. Sie hindert die Circulation guter ausländischer Schriften, noch mehr das eigene freimüthige Schreiben und die Verbesserung der Erziehungsanstalten. Zwar fehlt es, trotz ihrem Verbote, nicht an sogar sehr leichten Gelegenheiten, sich ausländische, d. h. französische Bücher zu verschaffen; aber weil es nicht offen und frei geschehen darf, und vor Allem, weil man von seiner eigenen Arbeit keinen öffentlichen Gebrauch machen kann, so bringt dies eine allgemeine Muthlosigkeii oder Indignation hervor, und so arbeiten die meisten Gelehrten nichts oder in Fächern, durch welche die philosophische Kultur nicht gewinnen kann.

Die Erziehungsanstalten sind überaus elend. Glauben Sie, dass es in irgend einer der fünfzehn oder mehr Universitäten, die in Spanien geben mag, nur einen einzigen Professor der Geschichte gäbe? Dass überhaupt Geschichte,

Geographie, Statistik u. s. f. nur irgendwo und irgendwann gelehrt würde? Man lehrt in den untern Schulen schlechterdings nichts als Religion, Lesen, etwas Rechnen und Schreiben (dies letztere aber sehr gut), in den folgenden, die unseren Gymnasien entsprechen, schlecht Lateinisch, auf den Universitäten eine scholastische Metaphysik, Theologie (eigentlich nur Dogmatik, an Bibelerklärung und Kirchengeschichte ist nicht zu denken) und Jurisprudenz. Alles Uebrige (die Medizin ausgenommen, für die besondere Anstalten vorhanden sind) muss Jeder für sich lernen. Dennoch muss er, ohne es ändern zu können, blos mit den Universitätsstudien sechs bis acht Jahre verderben und kann also erst nach dem zwanzigsten Jahre zu lernen anfangen, was bei uns die Kinder wissen. Dennoch habe ich selbst einige wirklich gelehrte Leute gefunden, diese aber verdanken es blos einem eigenen mühseligen Studieren. Was bei dieser Lage der Sache am meisten zurück sein muss, ist, wie Sie selbst sehen, Philosophie und Kenntniss der alten Sprachen. In der Chemie und Mineralogie hat man angefangen seit einigen Jahren, Fortschritte zu machen, die Botanik wird und vielleicht unter allen Wissenschaften am besten betrieben, die übrigen Theile der Naturgeschichte aber so gut als gar nicht. In der Statistik und den Finanzwissenschaften haben seit Cubarras und Kompamanes einzelne Menschen einige Fortschritte gemacht; indess ist die Statistik so zurück, dass z. B. die Bevölkerung Spaniens nur von 1787 mit einiger Gewissheit angegeben werden kann. Am meisten arbeitet man noch für die Geschichte, indess auch das auf welche Weise! Man durchsucht Archive, schreibt Diplome ab, häuft Materialien, allein auf eine Weise, die es dem künftigen Bearbeiter eher erschweren als erleichtern müsste. Beurtheilte man also die wissenschaftliche Fortschritte der Spanier nach den jährlich erscheinenden Büchern, so würde das Urtheil ziemlich ungünstig ausfallen. Aber es ist gewiss, dass man nur Freiheit zu geben brauchte, um auf einmal viele und gute Produkte zu erhalten. Denn wenn jeder Schriftsteller über

seinem Werk ist, so ist es der spanische in doppeltem Grade.

Die schöne Literatur hat vielleicht noch das Meiste aufzuweisen, was sich mit den Produkten des Auslands messen kann. Unter den Dichtern habe ich zwei kennen gelernt, deren Umgang und Freundschaft mir in jedem anderen Lande sehr schätzbar sein würde, Menschen von edlem und gefühlvollem Charakter, frei von jeder Art des Vorurtheils und mit wahrem, anspruchslosem Eifer bloss für die Kunst arbeitend. Von dem Einen besitze ich in der That eine sehr gute Composition, eine Ode an das Meer, mit der ich Sie künftig näher bekannt zu machen gedenke. Was aber in der spanischen Dichtkunst auffallend ist, ist der Mangel an Sentimentalität. Nehmen Sie wenige Stellen aus, und alle älteren spanischen Dichter sind voll lodernden Feuers der Phantasie, aber eiskalt für das Herz. Selbst die französischen des sechzehnten Jahrhunderts, die ihnen offenbar an Poesie nachstehen, haben einen grösseren Gehalt für die Empfindung. In den neueren ist etwas mehr, aber auch nur wenig.

Die spanische Nation hat gewiss ausserordentliche Anlagen, einen äusserst geraden und gesunden Verstand. Sie glauben nicht, wie bestimmt und klar auch der gemeine Spanier sich ausdrückt, und wie gut er seine Sprache kennt und wie rein er sie spricht. Es giebt, das einzige Galizien ausgenommen, gar kein Patois in Spanien — und ausserdem eine natürliche Anlage zum Witz, die jedem Fremden auffallend sein muss, weil man sich die Spanier gewöhnlich so gravitätisch und ernst denkt.

Was aber Spanien, auch wenn man vollkommene Freiheit gäbe, sehr schaden würde, ist seine geographische Lage, durch die es vom ganzen übrigen Europa getrennt, nur mit Frankreich verbunden ist. Der Nachtheil des einseitigen Einflusses der französischen Literatur ist offenbar. Zwischen Franzosen und Spaniern kann keine aufrichtige, auf Gefühl und Gleichheit gegründete Gemeinschaft sein. Die Franzosen müssen die Spanier, die sich nicht selbst

französirt haben, verachten und thun es redlich. Auch scheinen wirklich alle, die ich in Spanien gesehen habe, da zu sein, um immer zu wiederholen: ah! le mauvais pays que l'Espagne!

In der Art, wie die Franzosen, können die Spanier nie glänzen, in dieser müssen sie ihnen ewig nachstehen. Und übrigens ist die französische Kultur fast, wie ihre Revolution, bloss niederreissend; wo sie selbst in der Philosophie aufbauen wollen, gelingt es nur wenig. Sollte Spanien Fortschritte machen, so wäre es durch gründlichere Gelehrsamkeit, durch freies, aber gründliches Nachdenken, und nur dadurch müsste ein Vorurtheil nach dem andern zerstört, nicht aber alle auf einmal durch den Machtspruch, dass man keine haben müsste, unterdrückt werden, was eigentlich der Schlüssel der allgemeinen französischen Kultur ist. Dazu könnte den Spaniern nur englische und deutsche Literatur helfen, aber selbst die Kenntniss der ersteren ist selten, die letztere ist nur durch französische Uebersetzungen bekannt.

Aber es ist Zeit, liebster Freund, dass ich schliesse, sonst bekommen Sie eine ganze Abhandlung über ein Land, das für Sie nur wenig Interesse haben kann. Denn man muss wirklich durch besondere Absichten höher geführt oder durch den Zufall bergan geschleudert sein, wie ich, um sich gerade für dies Ende Europas zu interessiren. Indess müssen Sie mir verzeihen, mein Lieber, dass ich von dem rede, was mir jetzt beständig durch den Kopf geht, und auch Sie, denke ich, nehmen freundschaftlichen Antheil an dem, womit ich mich beschäftige.

Herzlich, mein theurer Freund, freue ich mich, nun nicht mehr lange von Ihnen und meinen übrigen Freunden in Berlin entfernt zu sein. Es ist gewiss ein recht wahres und offenherziges Geständniss, wenn ich Ihnen sage, dass ich in Frankreich und hier nur gerne gewesen bin, weil ich das Interesse eines beobachtenden Fremden nie verloren habe. Gern werde ich je schwerlich ausser Deutschland sein, ich bin einmal echt deutsch und es giebt wenig

Amalgamation zwischen mir und einem Ausländer. Aber ich glaube mit Grund sagen zu können, dass ich meine Reise für meine individuelle Bildung benutzt habe, und wenn ich, wie nun mein Plan ist, jetzt mich in Berlin und Tegel etablire, so hoffe ich, mich desto nützlicher beschäftigen zu können.

Sie werden schon vor mehreren Monaten, mein Theurer, ein Exemplar meiner Schrift bekommen haben; Sie können vielleicht im fünften Stück der Propyläen einen Aufsatz von mir über die französische tragische Bühne gelesen haben. Hätten Sie einmal einen Augenblick Zeit, so thäten Sie mir einen grossen Gefallen, mir zu sagen, ob diese beiden Dinge Ihren Erwartungen mehr entsprochen haben, als was Sie bisher von mir sahen. Ich glaube zwar, dass wir über manche Punkte, besonders in der grossen Schrift, leicht sehr verschiedener Meinung sein können, aber ich wünschte nur zu wissen, ob Sie mehr Klarheit und Bestimmtheit und mehr Methode des Styls gefunden haben? Sollten Sie mich auch für eine Partei eingenommen glauben, der Sie nicht günstig sind, und sollte ich es wirklich sein, so müssen Sie mich nicht für inkurabel halten. Ich erkenne gleichfalls die Fehler, in die diese verfällt, und es liegt mir ebenso viel oder mehr noch daran, diese zu vermeiden, als mich den Vorzügen, die ich auf dieser Seite zu bemerken glaube, zu nähern. Sogar mag mich reiferes Nachdenken und Vergleichung mehrerer Literaturen noch mehr jetzt zu dieser billigeren Gesinnung geführt haben, als ich sie sonst hatte.

Grüssen Sie, liebster Freund, Alle, die sich meiner erinnern, recht herzlich von mir, besonders Herz, Selle und Zöllner. Dem Ersteren besonders bitte ich Sie, zu sagen, wie sehr ich mich freue, bald wieder ihm näher zu sein. Ich habe neulich seiner Frau geschrieben und werde es nächstens auch ihm selber thun. Wenn Sie mir die Freundschaft erzeigen wollen, mir zu schreiben, so sagen Sie mir doch etwas von Engel. Ich setze voraus, dass Sie in fortdauernder Verbindung mit ihm sind, sagen Sie ihm, wie

ich immer mit gleich herzlicher Dankbarkeit und Liebe seiner gedenke und wie innig ich mich freuen würde, zu hören, dass auch er sich noch manchmal meiner erinnert. Sagen Sie mir auch besonders von seiner Gesundheit und was seine Augen machen. Ich habe nicht Zeit, heute Kunth zu schreiben. Entschuldigen Sie mich bei ihm. Von Alexander habe ich einen neuen Brief von Anfangs Oktober gehabt. Er war noch in Cumana, hatte aber eine interessante Reise ins Gebirge gemacht, auf der sein Reisegefährte, ein Wundarzt[50], eine Frau aus einem indianischen Stamm, die im Gebären von den indianischen Geburtshelfern entsetzlich gemisshandelt worden war, glücklich accouchirt hat.

Wegen meiner Geldangelegenheiten sage ich Ihnen durch Herrn Tanner einige Worte. Ich danke Ihnen herzlich für die Mühe, die Sie deshalb haben. Herr Tanner hat mich überall sehr gut adressirt und besonders bin ich Ihnen verbunden, dass Sie mich an ein Haus gewiesen haben, das mitten unter den fürchterlichsten Banquerotten in Hamburg felsenfest gestanden hat. In Madrid hätte es mir unangenehm ergehen können. Mallet in Paris hat mich an ein gutes Haus, Camps & Comp., adressirt, und dies Haus hat fallirt. Glücklicher Weise hatte ich einen direkten Kredit von Herrn Tanner an den Marquis Yranda.

Leben Sie jetzt herrlich wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Söhnen und behalten Sie in liebevollem Andenken Ihren

Wilhelm Humboldt.

8.

Verehrungswürdiger Freund!

Paris, 16. Februar 1805.

Sie zürnen mit Recht, dass ich Ihnen so lange kein Zeichen des Lebens gegeben habe. In der That muss ich

---

[50] Bonpland.

es am meisten bedauern, dass meine Lage es hinderte, selbst mit Denen einen fortgesetzten Briefwechsel zu unterhalten, welchen ich, wie Ihnen, so viele Güte und Freundschaft danke. In den ersten Wochen nach meiner Ankunft in Europa schrieb ich Ihnen oder vielmehr unserem gemeinschaftlichen Freunde Herrn Mendelssohn. Ich hoffe, dass Ihnen dieser Brief in Händen gekommen ist und ich wiederhole heute gern, wenn ich schon an die zahlreichen Beweise Ihrer uneigennützigsten aufopfernden Gewogenheit für mich gewöhnt bin, die bereitwillige Schnelligkeit, mit der Sie, selbst unaufgefordert, überall meinen Geldkredit erhalten haben, ist mir unendlich wichtig gewesen, und Sie können selbst nicht berechnen, wie nützlich Sie mir gewesen sind. Es ist mir ein unangenehmer Gedanke, Ihnen dies Alles schuldig zu sein. Er versetzt mich unwillkürlich in jene frühere Epoche meines Lebens, wo es ein grosser Genuss für mich war, Ihr väterliches Haus besuchen zu dürfen. Ich hoffe diese Zeit kommt bald wieder und ich bitte Sie, Ihren vortrefflichen Vater meiner innigsten und dankbarsten Hochachtung zu versichern.

Mein hiesiges Leben ist so arbeitssam als freudenleer, seitdem ich auf europäischen Boden zurück bin, ich habe mehr begonnen, als ich fast zu leisten im Stande bin. Drei meiner Schriften werden gedruckt, natürlich deutsch und französisch; ich sage natürlich, denn ich habe mit Erstaunen gehört, dass in Deutschland ein Gerücht geht, ich lasse mich in's Deutsche übersetzen. Ein solches Gerücht hat lieblose Quellen. Die spanische Sprache ist jetzt allerdings die, welche ich glaube am korrektesten zu schreiben, aber ich bin stolz genug auf mein Vaterland, um deutsch zu schreiben, sollte es noch so holperig sein. Eine grosse Menge Kupfer ist schon fertig gestochen. Auch ist eine kleine Schrift über die chemische Zersetzung der Luft, welche ich mit H. Gay-Lussac gearbeitet, gedruckt. Ich nenne diese Arbeiten, weil sie Entschuldigungen für mein langes Stillschweigen sind. Sie werden es wenigstens für Sie und die Ihrer Freunde sein, welche wünschen, dass der

Mensch arbeite und vollende. Ich reise in nächster Woche nach Rom ab. Ich bin jetzt, da ich die Herausgabe der meisten Schriften selbst anfange und die Kupfer erst dann dem Buchhändler verkaufe, wenn das Manuscript vollendet ist, oft geldbedürftig. Ich glaube, dass ich H. Fould, dessen Güte ich nicht genug preisen kann, bei meiner Abreise wohl an 2000 Thlr. schuldig bleibe. Ich habe unsern gütigen Freund, Herrn Kunth, gebeten, meinen Kredit bis zu meiner Ankunft recht sorgfältig zu unterstützen. Ich wage es, Sie ebenfalls recht gehorsamst zu ersuchen. Ich schmeichle mir, dass vom nächsten Sommer an, Sie seltener mit meinen Bitten belästigt sein sollen, als bisher.

Ich weiss nicht, ob ich Zeit habe, heut an unsern alten Freund H. Mendelssohn zu schreiben. Grüssen Sie ihn herzlich von mir, so wie Madame Herz und alle unsere Freunde.

Ihr

Alexander Humboldt.

Seien Sie so gütig in meinem Namen alle Personen um Nachsicht zu bitten, welche mich mit ihren Briefen beehrt haben. Seit meiner Ankunft in Enropa habe ich fast jede Woche 45—48 Briefe erhalten. Da ich nun gerade jetzt am eifrigsten studiren soll und für mich wichtige neue chemische Arbeiten angefangen habe, so ist es mir unmöglich gewesen, ohne meine Gesundheit ganz zu zerstören, mich durchzuarbeiten.

9.

Frankfurt, den 17. August 1816.

Ich schicke diesen Brief Ihrem Sohne, liebster Freund, damit Sie ihn bei Ihrer Rückkehr von Karlsbad finden mögen. Ich übergebe Ihnen damit den Agamemnon, der lange angekündigt war und endlich erschienen ist. Nehmen Sie ihn mit Güte und zur Erinnerung an die Zeit, die uns ehemals enger mit einander und nicht ohne mannigfaltige

Beziehung auf wissenschaftliche Gegenstände vereinigte, an. Ich schmeichle mir, dass die Chöre Sie interessiren werden. Es sind in diesen des Agamemnon mehr als in denen der übrigen griechischen Trauerspiele tiefe und gehaltvolle Sentenzen. Ich freue mich herzlich, Ihnen bei dieser Veranlassung die Versicherung meiner hochachtungsvollen Freundschaft wieder geben zu können.

W. Humboldt.[51]

Die Antwort Friedländers lautet:

Eu. Exzellenz

gütiges fortwährendes Wohlwollen, dessen ich mich erfreue, hat mich mit einem neuen Werke Ihrer Muse beschenkt, das mir beinahe den Wunsch entlockte, meine irdische Laufbahn mit dem Anfange dieses Jahrhunderts begonnen zu haben. Warum musste ich im Jahre 1750 geboren werden!

„Gern red ich wohl
„Mit Kundigen, doch Unkundigen bleib ich unerkannt,"

so ruft mir der Wächter im Agamemnon laut und warnend zu. Dies darf mich aber nicht abhalten, Eu. Exzellenz mit dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit meine Verehrung an den Tag zu legen; zudem ich die belehrende Weisung erhalten: auf den Gesang der Chöre besonders meine Aufmerksamkeit zu richten. Auch bin ich nicht so alt, wie der Greis Barsillai[52] und lausche ich noch auf edle Stimmen gern. Die Vorsehung erhalte Sie noch lange der Welt, den Wissenschaften und Ihrem Sie verehrenden

Charlottenburg, 24. August 1816.

Friedländer.

---

[51] Dieser Brief und die Antwort Friedländers sind abgedruckt in Dr. Imanuel Heinrich Ritter: „Geschichte der jüd. Reformation", II. Th. S. 35.

[52] Anspielung auf 2. Sam. 19, 29.

10.[53]

Tegel, 23. Oktober 1826.

Sie beschäftigten sich, wenigstens ehemals gern, verehrtester Freund, mit alterthümlicher, philosophischer Literatur des Orients, und so werfen Sie vielleicht auch einen Blick auf die anliegende Abhandlung[54], welche den Inhalt eines immer höchst merkwürdigen philosophischen Gedichts, wenigstens in gewissenhafter Treue, darstellt. Nehmen Sie aber auch an diesen indischen Produktionen einiges Interesse, so ist doch mir ein wahres Bedürfniss, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern und Ihnen einen, wenn auch schwachen Beweis der herzlichen und aufrichtigen Hochachtung zu geben, von deren ungeschwächter und unveränderlicher Fortdauer ich Sie die Versicherung anzunehmen bitte.

Wilhelm Humboldt.

Ein Jahr später als Goethe geboren, hat David Friedländer denselben um zwei Jahre überlebt. Er starb am 25. December 1834, und so mögen die Condolationen der beiden Humboldts diese Mittheilungen schliessen.

11.

Berlin, 27. December 1834.

Da ich noch immer von einem kleinen Schnupfenfieber, das ich mir durch eine nächtliche Rückkunft von Potsdam zugezogen, gehindert wurde, Ihnen, verehrter, vieljähriger Freund! den Ausdruck meines tiefen, schmerzhaftesten Mitgefühls persönlich darzubringen, so will ich nun, jene Hoffnung für heute aufgebend, nicht länger anstehen, in meinem und meines Bruders Namen diese Zeilen an Sie zu richten.

---

[53] Abgedruckt bei Ritter a. a. O.

[54] Ueber das Sanskrit-Gedicht Bhagavap-Gîtâ, „das heilige Lied“, aus dem grossen Epos Mahâbhârata. In den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften.

In den frühesten, dankbarsten Erinnerungen meiner Jugend dämmert Ihres edlen, geistreichen Vaters angenehme Persönlichkeit in mir auf. Sein Wohlwollen, dessen ich in besonders reichem Maasse genoss, erhöhet die Freude dieser Erinnerung. Der Verewigte gehörte zu Denen, die wohlthätig auf meine Bildung, auf die Richtung meiner Ideen und Gefühle gewirkt haben. Er war mit Engel der Freund unseres Hauses. Kenntniss des Altherthums, Liebe zur speculativen Philosophie, ein feines und sicheres Gefühl für poetische Schönheit, Fähigkeit durch die hohe Bildsamkeit unserer vaterländischen Sprache das schwierigste Problem der Uebertragungen aus dem heiligen Orient kraftvoll zu lösen — all' diese Gaben der Intelligenz waren bei ihm mit den freiesten Ansichten über die Weltbegebenheiten, die wir mit ihm verlebt, mit der wärmsten und edelsten Anhänglichkeit an seinen unterdrückten Volksstamm gepaart.[55] Er hat ein langes, schönes, genussreiches Leben gebracht in dem Kreise seiner Familie, die seinen geistigen Werth zu schätzen wusste, weil sie durch ihn und gleichartig gebildet war.

Empfangen Sie in diesem feierlichen Augenblick mit allem Wohlwollen die erneuerte Versicherung der innigsten Anhänglichkeit und dankbarsten Freundschaft. Ihr

Sonnabend.

Alexander von Humboldt.

---

[55] Trotz dieser Worte Alexander von Humboldts — gewiss das glänzendste Zeugniss, das man einem Manne ausstellen kann! — gehört leider auch David Friedländer zu denjenigen Persönlichkeiten, deren „Charakterbild schwankt in der Geschichte", d. h. unsere Literatur- und Geschichtsforscher schweigen ihn entweder ganz todt — oder sie beschimpfen ihn mit einigen, flüchtig hingeworfenen Phrasen. Keiner ist aber so unverantwortlich bezüglich der Würdigung David Friedländers verfahren, wie der Hirsch Grätz in Breslau, welcher die Stirne hat, in seinem jüngsten (11.) Bande der „Geschichte der Juden" (Leipzig 1870), Friedländer einen Mann zu nennen, „der es mit Allem versucht habe", einen „Affen Mendelssohn" und dgl. mehr!! Eine objektive Charakteristik des Lebens und der Schriften des immerhin bedeutenden und ein Menschenalter hindurch höchst segensreich wirkenden Mannes wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen!

12.

Ich hatte den Tod Ihres verehrten Vaters in meiner Zurückgezogenheit erst spät erfahren und war eben im Begriff, Eu. Wohlgeboren meinen aufrichtigen und lebhaften Schmerz darüber zu äussern, als ich Ihren Brief erhielt. Wahrhaft wohlthätig ist mir darin vorzüglich Eu. Wohlgeboren Versicherung gewesen, dass dem edlen Verstorbenen ein sanftes und schmerzloses Hinscheiden zu Theil geworden ist. Er hatte, und allein durch sein Verdienst und Talent, einen ganz eigenen Standpunkt errungen, und wird diesen auch in spätem Andenken gewiss behaupten. Es hat mich ungemein gefreut, dass sich der Verewigte noch bisweilen mit meinem Bruder und mir in Gedanken beschäftigt hat. Uns wird gewiss immer unvergesslich bleiben, wie er bildend auf uns Beide eingewirkt hat. Durch das grosse Wohlwollen, das er uns schon in der frühesten Zeit schenkte, war er aufmunternd und anregend, sowie durch seinen hellen Verstand, seine fast nie unterbrochene Heiterkeit und seine beständige Richtung auf eine innere oder äussere nützliche Thätigkeit unterhaltend und belehrend für uns. Ueber mehrere wichtige Punkte des Lebens und der Gesellschaft führte er uns früh auf die richtigen, damals bei Weitem noch nicht allgemein getheilten Ansichten. Ich kann Eu. Wohlgeboren nicht genug für die Güte danken, mit welcher Sie mir einige Nachrichten von seinen letzten Stunden haben geben wollen. Ich bitte Sie, mir die Fortdauer Ihrer geneigten Gesinnungen zu schenken und gewiss zu sein, dass ich dieselben immer mit gleicher Aufrichtigkeit und Lebhaftigkeit vertrauensvoll erwidern werde. Ich verbleibe mit ausgezeichneter Hochachtung

Eu. Wohlgeboren ergebenster

Tegel, den 2. Januar 1835.

Wilh. Humboldt.[57] — —

---

[56] Nur wenige Monate später, am 8. April d. J., starb Wilhelm von Humboldt.

Ausser diesen freundschaftlichen Beziehungen zu den Koryphäen der deutsch-jüdischen Wissenschaft stand Alexander von Humboldt noch mit anderen, mehr oder weniger berühmten jüdischen Männern theils durch Korrespondenzen, theils durch seine stets bereite Protektion und Aufopferungsfreudigkeit in Verbindung.

Wer sich einmal in irgend einer Angelegenheit an Humboldt wandte, der konnte dessen gewiss sein, dass er ein williges Ohr und stets bereite Hilfe finden werde. Wen der grosse Nestor der Wissenschaft gar seiner Freundschaft würdigte, der konnte sich glücklich schätzen; ein solcher Freundschaftsbund dauerte durchs ganze Leben, nur der Tod löste ihn. Die hervorstechenden Züge seines liebenswürdigen Charakters — berichtet ein Jugendfreund[57] des genialen Geistes — waren ganz unendliche Gutmüthigkeit, wohlwollende und wohlthätige, zuvorkommende, uneigennützige Gefälligkeit, warmes Gefühl für Freundschaft und Natur, Anspruchslosigkeit, Einfachheit und Offenheit in seinem ganzen Wesen, immer lebendige und unterhaltende Mittheilungsgabe, heitere, humoristische, mitunter auch schalkhafte Laune; — diese Züge, die ihm in späteren Jahren dazu halfen, wilde und rohe Menschen, unter denen er sich lange aufhielt, zahm und geneigt zu machen, in der gesitteten Welt aber überall Bewunderung und Antheil zu erregen, diese Züge erwarben ihm schon während seiner Studienzeit in Freiburg allgemeine Liebe und Ergebenheit.

So hatten und haben es sehr viele jüdische Gelehrte Alexander von Humboldt zu verdanken, dass sie ein ergiebiges und lohnendes Feld ihrer Thätigkeit gefunden haben. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Zu einer Zeit, als auf preussischen Universitäten kein Jude als Privatdocent, geschweige denn als ordentlicher Professor zu Vorlesungen zugelassen wurde, weil die Milch der frommen Denkungsart des „christlich-germanischen“ Staates in das gährende Drachengift des Judaismus sich

---

[57] Carl Freiesleben.

verwandelt hätte, setzte es Alexander von Humboldt, wie wir bereits oben gelesen haben, durch, dass der durch seine mathematischen und naturhistorischen Kenntnisse rühmlichst bekannte Dr. Peter Riesz[58] von der Berliner Akademie der Wissenschaften trotz seines jüdischen Bekenntnisses zum ordentlichen Mitgliede mit 36 gegen 3 Stimmen aufgenommen und in seiner Würde vom Könige Friedrich Wilhelm IV. bestätigt wurde. Am Schlusse seines Amtsschreibens an den Neuaufgenommenen bemerkte Humboldt, „dass dieser Schritt der Anfang der Sühne sei, welche den preussischen Juden abgetragen würde für das 25jährige Unrecht, das sie erdulden mussten.“ Wir können ihm dieses Verdienst nicht hoch genug anschlagen! Dies geschah im Jahre 1842. Aber man denke nur 70 Jahre zurück, wo Moses Mendelssohn zu gleicher Würde von derselben Akademie erhoben wurde, wie benahm sich damals der grosse Friedrich der Zweite, der stets den Wahlspruch im Munde führte: „In meinem Staate kann Jeder nach seiner Façon selig werden“?[59] — Er strich den jüdischen Philosophen von der Liste der Akademiker, was Diesen zu dem bekannten Ausspruche veranlasste: „Besser, dass eine Akademie mich zu ihrem Mitgliede vorgeschlagen und ein König mich gestrichen hat, als wenn ein König mich vorgeschlagen und die Akademie mich gestrichen hätte.“ — —

---

[58] Dr. P. Riesz war der Schwacher des im Jahre 1853 an der Cholera verstorbenen Majors Meno Burg, des berühmten Verfassers der Schriften: „Die geometrische Zeichenkunst etc.“, Berlin 1822 (2 Theile), „Das architektonische Zeichnen“ (Berlin 1830) u. a. m. Vgl. das vor. Capitel S. 50 ff.

[59] Der geistreiche Mathematiker und Satiriker Kästner verherrlichte Mendelssohn damals durch folgendes Gedicht (gesammelte politische und prosaische Werke, Berlin 1841, IV, 144):

„Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und Diesen kennt er nicht.“ —

Professor Julius Fürst[60] in Leipzig, neben Leopold Zunz der grösste jüdische Gelehrte unserer Zeit, hat ebenfalls dem unendlichen Wohlwollen Humboldts viel zu verdanken. Fürst wanderte als junggebackener Dr. philosophiae nach Leipzig, um sein Erstlingswerk: „Lehrbuch des aramäischen Sprachgebäudes“ loszuschlagen. Der greise, 80jährige Herr Tauchnitz, damals Chef des renommirtesten Buchhandlungshauses in Leipzig, hatte es zuerst abgelehnt; dann aber sich unter der Hand bei dem Orientalisten Rosenmüller über ihn erkundigt und ihm endlich 6 Thaler pro Druckbogen offerirt. „Wie selig war ich damals über dieses wahrhaft schmachvolle Honorar,“ erzählte er vor einigen Monaten einem Freunde;[61] „doch lange ging das nicht an; ich musste irgend eine Stellung suchen; als Privatdocent in Leipzig hatte ich kaum, wovon satt zu werden; da wandte ich mich an Alexander von Humboldt und bat ihn, für mich eine Anstellung als Sekretair bei der Gesandtschaft in Konstantinopel zu erwirken. Humboldt, der Allen half, wenn er konnte, verschaffte mir eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm III. „Aber um Gottes Willen sagen Sie nicht, dass Sie ein Jude sind,“ rief er mir noch nach, als ich erwartungsvoll zur Audienz fuhr. Der König behandelte mich, wenn auch in seiner kurzen Weise, doch gnädig genug. Es schien Alles gut zu gehen. Schon hatte er mir mit einem gewissen Wohlwollen die Entlassung zugewinkt, da, im letzten Augenblick, wandte er sich scharffixirend noch einmal mir zu. „Jude?“ sagte er finster. „Ja, Majestät.“ Noch ein Wink, und ich war entlassen. Aus meiner Anstellung aber wurde natürlich nichts. Ich kehrte nach Leipzig zurück. Später hat mich Altenstein noch manchmal behelligt. Wie einen Leibeigenen reklamirte er mich zweimal als preussischen Staatsangehörigen, ich kehrte aber nicht

---

[60] Vgl eine ausführliche Biographie und Charakteristik seiner Schriften in der „Gegenwart“, Jahrgang 1870 Nr. 27 und „Berliner Zeitung des Judenthums“ d. J. Nr. 13.

[61] „Posener Zeitung,“ 28. Januar 1870.

nach Preussen zurück und die sächsische Regierung schützte mich. Ich habe es doch noch zu einem preussischen Orden gebracht und den verlieh mir Friedrich Wilhelm IV. auf Humboldts Anregung.“ — —

Heinrich Heine, der Alexander von Humboldt in den Salons der Rahel einigemal gesehen hatte, wandte sich ebenfalls in einer dringenden Angelegenheit an den damals bereits „Urgreis“. In der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich die sogenannte Radowitz'sche Autographensammlung, mit vielen Briefen und Dokumenten, die namentlich auf das reaktionaire Treiben am Hofe in den vierziger Jahren ein neues, seltsames Licht werfen. Hier befinden sich auch folgende zwei Briefe.

Der Brief Heines und die Antwort Humboldts lauten wie folgt:

Herr Baron!

Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermuthigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen.

Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde wiederzusehen, theils auch um die Berliner Aerzte über ein sehr bedenkliches Uebel zu consultiren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner atra cura beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluss mir durch die resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass ich von denselben während meiner Reise durch die Königl. Preussischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiss sehr gut, dass ein solches Gesuch keineswegs im Einklang steht mit den dortigen administrativen Gebräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen,

die alte Registratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern.

Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tiefgefühlten Dank und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre,

Herr Baron!

Ihr ergebenster und gehorsamster

Heinrich Heine

(46, Faubourg Poissonnière.)

Paris, den 31. Januar 1846.

Alexander von Humboldt erwiderte Folgendes:

Wenn, nach einer so langen Reihe von Jahren, Sie mir wieder einmal ein Zeichen des Lebens geben, wenn Sie sich der alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein tiefes Naturgefühl athmenden Buches der Lieder erinnern, so darf ich nicht besorgen, dass Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer so rein menschlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geistreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem schweren physischen Leiden erhalten. Ihr Wunsch beschränkte sich auf die Erlaubniss, ohne Gefahr für Ihre persönliche Sicherheit, Berlin, von Hamburg aus, dieses Frühjahr auf einige Tage besuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hiesige Freunde einmal zu sehen und Berliner Aerzte zu consultiren. Da mir nicht unbekannt sein konnte, dass in dem, was Sie als alte Registratur bezeichnen, viele sehr bittere Anklagen gegen Sie liegen, so habe ich gehofft, Ihren Wünschen am Besten zu entsprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reise den grössten Werth legte. Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen,

dass ich, Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muss, den Preussischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich gegen einander schuldig sind.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und die innigsten Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer so tief erschütterten Gesundheit.

Ihr gehorsamster

A. von Humboldt.

Die Copie des Humboldtschen Briefes, ebenfalls in der Radowitz'schen Sammlung befindlich, ist von Humboldt eigenhändig geschrieben und mit folgenden charakteristischen Anmerkungen versehen:

Meine Antwort eine vorsichtige. Der König, der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preussen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt consultiren zu lassen, es auch bald sichtbar werde, dass hier das Publicum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz sich bekümmere. Die Polizei wusste dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen....

Angesichts der hier ausgesprochenen bewundernden Worte Alexander von Humboldts ist es äusserst unwahrscheinlich, was ein Anonymus[62] berichtet, dass Humboldt sich über Heine weniger günstig geäussert hätte: Er sei, während eines zehnjährigen Aufenthalts in Paris, öfter mit Heine in persönliche Berührung gekommen; aber seine Persönlichkeit habe für ihn immer etwas Zurückstossendes gehabt. „Was seine Schriften angeht, so leiden

---

[62] „Briefwechsel und Gespräche Alexander v. Humboldts mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848 bis 1856.“ (Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1861) S. 90—91.

sie, bei aller Brillanz des Stils, an einer seltsamen Gebrochenheit der Behandlung. Von Moralität kann nun von vornherein nicht bei ihm die Rede sein; allein man ist auch niemals sicher über das letzte Stadium seiner Meinungen."!! — —

Auch mit Ferdinand Lassalle[63]), dem berühmtesten Socialdemokraten unseres Jahrhunderts, kam Alexander von Humboldt in Berührung. Welche Hochachtung dieser für den Verfasser des „Herakleitos", „Bastiat-Schulze" u. s. w. hatte, kann man daraus ersehen, dass der berühmte Naturforscher, Ferdinand Lassalle stets das „Wunderkind" nannte. Lassalle hielt sich lange Zeit in Düsseldorf, der Geburtsstadt Heinrich Heine's, auf[64]; er wollte nun nach Berlin übersiedeln. Allein dieser Wohnungswechsel war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, da Lassalle politisch compromittirt war. Unter Manteuffel's Regiment war es nämlich feststehende Regel, dass den irgendwie hervorragenden Demokraten des Jahres 1848, wenn sie nicht in's Regierungslager übergegangen waren, die Niederlassung in Berlin verwehrt wurde. Diese Strenge dauerte noch fort bis zu der Zeit, in welcher Herr von Bismarck seinen Posten als Bundestagsgesandter bereits mit dem Gesandtschaftsposten in Petersburg vertauscht hatte. Denn durch die Fürsprache Bismarck's erhielt Herr v. Unruh die Erlaubniss, seine Stellung in einer Berliner Fabrik zu übernehmen. Was aber Herrn v. Unruh und Anderen nicht ohne Weiteres gestattet wurde, war auch Lassalle nicht er-

---

[63] Ferdinand Lassalle, geboren am 11. April 1825 zu Breslau, stammte von streng religiösen jüdischen Aeltern ab. Er wurde in der Religion derselben erzogen und trat selbst im reifen Alter nicht, wie jedoch hin und wieder behauptet worden ist, zum Christenthume über. Er blieb Zeit seines Lebens dem Judenthume treu und war, wenn auch bloss dem Namen nach Jude, doch charaktervoll genug, in die weichen Polstern der christlichen Aemter, die man durch ein Bischen Taufwasser erlangen kann, sich nicht zu versenken.

[64] Vgl. „Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalle's. Auf Grund authentischer Belege dargestellt von Bernhard Becker." (Schleiz, Verlag der C. Hübscher'schen Buchhandlung, 1868), S. 16.

laubt. Doch Dieser wusste durch List und Protektion die Schwierigkeiten zu überwinden. Nachdem er sich als Fuhrmann verkleidet nach Berlin eingeschmuggelt hatte, begab er sich zu seinem Gönner Alexander von Humboldt und erhielt durch dessen Fürsprache beim Könige die Erlaubniss zum ungehinderten Aufenthalte in Berlin. Diesen seinen freundsshaftlichen Beziehungen zu Humboldt hatte er es auch zumeist zu verdanken, dass er mit Männern wie Böckh, Förster, Ziegler, Hans von Bülow in Verbindung trat, auch wurde er auf dessen Empfehlung in die „philosophische Gesellschaft" aufgenommen. Wir wissen aus den Tageblättern Varnhagen v. Ense's (3. December 1857), dass Humboldt das oben genannte Hauptwerk Ferdinand Lassalle's: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos" in drei Nächten genau durchgelesen hat. Sehr interessant sind die Aeusserungen Humboldt's über dieses Buch.[65] Schon der äussere Anblick einer so gewichtigen Arbeit erregte seine Ehrerbietung. Es machte auf ihn einen eigenen Eindruk, wenn die Stützen und Geltungen, bei denen er hergekommen, eine nach der anderen fallen, schwinden. Jeder Altgewordene muss dergleichen wahrnehmen und ertragen, aber in unserer Zeit sind die Wandlungen schneller und kräftiger, als in früheren Läuften, und er war besonders empfindlich für sie. „Selbst wo der Inhalt mir nicht verschlägt" — bemerkte er —, „wo mir sachlich nichts verloren geht, weil die Gegenstände nicht unmittelbar in meinen Kreis gehören, so ist mir doch die Erscheinung immer etwas peinlich. So geht es mir jetzt betreffs Schleiermachers; seine Schrift über den Herakleitos war bis jetzt das letzte Wort, der Abschluss über diesen Philosophen, selbst Hegels entgegenstehende Andeutungen hatten diese Geltung nicht aufheben können, man ruhte auf ihr wie auf einem weichen Kissen; jetzt kommt neue Kritik und zieht dasselbe ohne weiteres weg!

---

[65] Vgl. „Briefe v. Alexander v. Humboldt an Varnhagen v. Ense." (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860), dritte Auflage, S. 385.

Lassalle schiebt zwar ein anderes, grosses und wohlgestopftes dafür ein, aber der Wechsel ist unbequem. Und doch freut mich die nie rastende Geistesarbeit, der Scharfsinn, die Gelehrsamkeit, der freie und kühne Fortschritt.“ —

Humboldt machte sich daher nicht geringe Sorge, als durch ein Missverständniss der Minister Westphalen auf die Ausweisung Lassalles bestand. Er schrieb entrüstet an seinen Freund Varnhagen[66] (9. September 1858, in später Nachtstunde): „Mein böser Freund Lassalle — Herakleitos der Dunkle — ist trotz aller meiner Verwendungen, trotz der mir gegebenen Verheissungen vom Prinz von Preussen und Illaire doch verjagt worden. Man gab Hoffnung, der Dunkle werde in einigen Monaten (nach den Wahlen) zum noch dunkleren Pythagoras zurückkehren. Welche Distribution der Gerechtigkeit!“ — Aber zum Glücke beruhte die ganze Ausweisungsaffaire, wie gesagt, auf einem fatalen Missverständnisse. — —

Humboldt verkehrte sehr häufig in den Salons der berühmten Juden Marcus Herz, David Veit[67], Gans, Hitzig und Dr. Michael Sachs. Mit Gans unterhielt er sich zumeist über politische Sachen. So sagte er[68] nach der Julirevolution zu Gans, der allzu warme Hoffnungen von der neuen Regierung hegte: Glauben Sie mir, lieber Freund, meine Wünsche stimmen mit den Ihren überein, aber meine Hoffnungen sind schwach. Seit vierzig Jahren seh' ich in Paris die Gewalthaber wechseln, immer fallen sie durch eigne Untüchtigkeit, immer treten neue Versprechungen an die Stelle, aber sie erfüllen sich nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt auf's Neue. Ich habe die meisten der Männer des Tages gekannt, zum Theil vertraut, es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber sie hielten nicht aus, bald wurden sie nicht besser

[66] A. a. O. S. 399.

[67] Gatte von Henriette Mendelssohn, der Tochter des grossen Philosophen.

[68] Vgl. das vorige Capitel. A. a. O. S. 24.

als ihre Vorgänger, bald wurden sie noch grössere Schufte. Keine Regierung hat bis jetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeinwohl untergeordnet. So lange dies nicht geschieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd bestehen. Die Nation ist noch immer betrogen worden, und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wieder den Lug und Trug strafen, denn dazu ist sie reif und stark genug.

Wie sind doch diese prophetischen Worte in Erfüllung gegangen!

Humboldt rühmte[69] noch ferner die durch Gans so trefflich besorgte Herausgabe von Hegels „Philosophie der Geschichte“; Gans habe es verstanden, meisterhaft den Charakter der grossen Hegel'schen Individualität zu erfassen, ein Lob, das der berühmte Rechtslehrer in seinem vollen Umfange verdient. — —

Für Dr. Michael Sachs, den begabtesten jüdischen Kanzelredner, den Berlin je besessen, hatte Humboldt eine sehr grosse Vorliebe. Er stand mit ihm in Briefwechsel und besuchte ihn auch öfter in seiner Wohnung, So schreibt er einmal an Varnhagen[70], als er auf einen Brief des Dr. Sachs nicht sofort zu antworten im Stande war (Potsdam, den 2. October 1845): „Es ist allerdings ein grosses Unrecht von mir, einem so vortrefflichen Manne, als dem Verfasser der „religiösen Poesie der Juden in Spanien“, noch nicht geantwortet zu haben. Ich wollte erst lesen, und der Schrecken, am 14. September sechsundsiebenzig Jahre alt geworden zu sein, hat mich dergestalt in den Kosmos versenkt, dass darüber mir liebe Pflichten unerfüllt geblieben sind. Ich werde Herrn Sachs persönlich sehen, und bitte Sie, mich vorher bei ihm zu entschuldigen, denn rechtfertigen darf ich nicht sagen“.

Die Verehrung für Michael Sachs theilte auch Varnhagen v. Ense. Dr. Sachs hatte das von Humboldt

---

[69] A. a. O. S. 44.
[70] A. a. O. S. 183 ff.

erwähnte Werk: „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien" Varnhagen zugeeignet und als der Verfasser es ihm schöngebunden überbrachte, da rief er aus: „ein stattliches, erfreuendes Geschenk, bei welchem das Horazische „Nonum prematur in annum" sich bewährt, denn schon 1835 war es mir zugedacht!" und dabei stellte er folgende Reflexionen an, die er in seinen Tagebüchern notirte: In dem Buche von Sachs gelesen, — — und viele Betrachtungen über Judenthum angestellt; die Zähigkeit und Dauer des Volkes ist merkwürdig und mit ihrer wesentlichen, aber engen Frömmigkeit in tiefstem Zusammenhang, sie haben dem allgemeinen Bildungsgange der Menschheit den von ihnen ausgestossenen Jesus gegeben, dann Spinoza'n und geben noch täglich die ausserordentlichsten Kräfte ab, in Tausenden von Getauften und Nichtgetauften, ohne dass ihr eigener Bestand ärmer wird[71].

Auf einer anderen Stelle[72] bemerkt er von Dr. Sachs, der damals noch Prediger in Prag war: Ueber Herrn Dr. Sachs in Prag viel Gutes von Herrn Asher erfahren. Er ist in der dortigen jüdischen Gemeinde die höchste Autorität, ein verehrtes und geliebtes Haupt, was er für Recht

[71] Vgl. auch Ben Chananja, 9. Jahrgang, S. 602: „Briefe zur Charakteristik der Zeit und Zeitgenossen", XIII; da schreibt der Wiener Prediger Mannheimer an den genialen Oberrabbiner Dr. Löw u. A.: „— — Von Sachs in Berlin habe ich die besten Nachrichten, das muss ich zur Berichtigung der lügenhaften Zeitungsschwätzer auch nur melden. Er steht in Ehren und Ansehen in Berlin, predigt mit ungemeinem Erfolge und Beifalle, und seine Vorträge über jüdische Geschichte und Literatur erfreuen sich der Theilnahme von bedeutenden Autoritäten. So gehört z. B. Humboldt zu denen, die sich persönlich für ihn interessiren. Humboldt hat sein Buch (:„Die religiöse Poesie der Juden in Spanien":) dem Könige überreicht, der ihm eigenhändig darüber geschrieben hat; das kommt freilich nicht in die Zeitungen, weil Sachs nicht zur Fahne des Reformwesens und der Schwindler gehört!" — Humboldt citirt übrigens mehrmals die Sachsischen Schriften, was einestheils davon Zeugniss ablegt, wie sehr der grosse Reisende diese über jüdische Literatur handelnden Werke gelesen und andererseits, welchen Werth er denselben beigelegt hat, da er bloss die gediegensten Arbeiten zu benutzen und anzuführen pflegte.

[72] „Tagebücher von Varnhagen v. Ense u. s. w." 3. B. S. 92.

hält, wird gethan, sein Wort gilt; durch Redlichkeit und Bildung, durch Reinheit und Würdigkeit hat er das erlangt![73]

Kein Gelehrter von europäischem Ruf hat vielleicht so vielen strebsamen Kräften durch Empfehlungen und Fürsprache geholfen, wie Alexander von Humboldt. Jedes, wenn auch noch so geringe, Talent fand in ihm einen liebevollen, theilnehmenden Beschützer, und mit noch grösserem Recht wie François Arago, könnte man ihn „den Ceromonieenmeister der Wissenschaft“ nennen. Aus der ungeheuren Anzahl jüdischer Gelehrter, Kaufleute u. s. w., denen er seine Protektion zuwandte, wollen wir bloss die Folgenden namhaft machen: Achille Fould, Dr. Behrend und Georg Beer. Alle Drei empfahl er an Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Ueber Fould schreibt er von Paris aus (21. Oktober 1831) an Bunsen[74]: Erlauben Sie, mein hochverehrter Freund, dass ich gütiger, schützender[75] Aufnahme bei Ihnen den Sohn einer sehr achtbaren Familie, mit der mein Bruder und ich seit vielen Jahren in vielen Geldgeschäften gestanden haben, Herrn Achille Fould aus Paris mit seiner Gattin, einer geborenen Goldschmidt, empfehle. Der junge Mann ist recht gebildet, der Freund meiner Freunde (der Mendelssohns in Berlin); er reist zur Herstellung seiner Gesundheit.

Den Dr. Behrend führt er in folgender Weise ein (Berlin, 19. März 1840):[76] Ein jüdischer, aber allerdings sehr ausgezeichneter Arzt, Dr. Behrend ist mir von den geschicktesten Männern hier, von Dieffenbach, Jüngcken sehr empfohlen: er hat sich in Zürich um eine Stelle als

---

[73] „Tagebücher etc.“ 1. B. S. 329.

[74] Vgl. „Briefe von Alexander v. Humboldt an Chr. C. J. Freiherr v. Bunsen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869,“ (Sehr treffliches Werkchen!) S. 10 ff.

[75] Ich schreibe die ursprüngliche Humboldtsche Orthographie.

[76] A. a. O. S. 36 ff.

Kliniker bei der Hochschule gemeldet. Er hat schon in Königsberg medizinische Preise gewonnen, hat eine sehr gute Schrift über Hautkrankheiten herausgegeben und geniesst eines sehr unbescholtenen Rufes. Er versichert mir (mich?), dass neben Schönleins Stelle der speciellen Therapie und Klinik noch zwei andere kleine Stellen bei der Hochschule vacant sind. Dr. Behrend hat eigenes Vermögen und ist vorläufig gebötig, ohne Gehalt jede untergeordnete Stellung, selbst interimistisch, anzunehmen. Meine Bitte, hochverehrter Freund, geht also dahin, dass Sie, wenn Sie es können, einige belobende und schützende Worte über den Mann fallen lassen.

Schliesslich wollen wir der für Georg Beer ausgestellten Empfehlung Humboldts Erwähnung thun. Er schreibt an Bunsen (Potsdam, 8. Juni 1848) über ihn:[77] Mein vieljähriger, hochverehrter Freund! Der Teffe eines Mannes, der mir sehr lieb ist, dessen Gesinnungen so edel als seine schöpferischer Talente grossartig sind, der Neffe von Meyerbeer bringt Ihnen diese Zeilen. Sie enthalten eine Bitte. Der sehr junge Reisende, der sehr gute classiche Studien gemacht, sich aber dem Handelsstande widmet, heisst Georg Beer. Sein Vater hat das Verdienst, gemeinschaftlich mit Professor Mädler eine vortreffliche Mondkarte angefertigt und mit vieler Geldaufopferung publizirt zu haben. Die sehr opulente Familie ist durch grosse patriotische Wohlthätigkeit, die sich auf alle Religionsverwandte ausdehnt, wie durch gastliche Aufnahme aller fremden und einheimischen Gelehrten und Künstler in der reizenden Villa im Thiergarden berühmt. Der junge Mensch wird nur wenige Monate in England verweilen, zur Vollendung seiner geistigen Ausbildung. Sie werden mich sehr verpflichten, theurer Freund, wenn Sie dem jungen Georg Beer Ihren Schutz und einiges Interesse schenken wollten. — — —

Wir haben jetzt nur noch die verschiedenen Briefe an

---

[77] A. a. O. S. 102.

und von Humboldt, die das Judenthum betreffen, hier — so weit sie uns zugänglich waren — in chronologischer Reihenfolge mitzutheilen.

In Anerkennung der grossen Verdienste, die sich Alexander von Humboldt um das Judenthum erworben,[78] sandten die Juden Westfalens folgende Adresse an ihn. Diese vom Enkel des Briloner Landrabbiners Friedländer, dem Dr. jur. Alexander Friedländer verfasste und von einem zweiten Enkel des Rabbiners, Buchdruckereibesitzer Moritz Friedländer gedruckte Adresse lautet:[79]

„Hochgeborener Herr Kanzler!

„Hochzuverehrender Herr Geheimrath!

„Eu. Exzellenz erlauben wir uns für die öffentlich kundgegebene hohe, humane Theilnahme an den Verhältnissen der preussischen Israeliten, im Namen der uns anvertrauten Corporation, den tiefgefühltesten Dank auszusprechen, der um so mehr der unverfälschte Ausdruck unserer Gefühle ist, je glänzender Eu. Excellenz erlauchter Name am Horizont der Wissenschaft und Kultur strahlt; je geringer die Zahl der Männer ist, die sich so liebevoll und in so eindringlicher Weise des „ewig bedrängten Volkes“ annehmen. In dieser Zeit der durch die eingeleiteten Verhandlungen bewirkten Spannung und Ungewissheit blicken wir daher auf Eu. Excellenz, als einen Mann, der mit einem „Humboldt'schen Auge“ unsere Lage durchschaut, und in diesem unerschütterlichen Vertrauen wagen wir es, mit unserm Dank eine Bitte zu verbinden.

„Jüngsthin ist nämlich an den gehorsamst unterzeichneten Rabbiner auf seine unterthänigste Immediateingabe

[78] S. das vorhergehende Capitel.
[79] Vgl. „Zeitung des Judenthums“, 1842, S. 428 ff.

folgendes höchste Ministerialrescript ergangen (folgt eine sehr judenfeindliche Verordnung).

„Durchdrungen von der Humanität und Freisinnigkeit unseres erhabenen Monarchen, könnten wir in der Ansicht vom Wesen des Staates, als eines christlichen, nur das Günstigste für unsere gute Sache in Aussicht stellen, wenn ein christlicher Staat vorzüglich der sein sollte, welcher sich dem durch die christliche Religion aufgestellten Ideal eines Staates so nah, als möglich, bringt, eines Staats, der unsere, für unsere selbstständige, freie Entwickelung wirksame Einheit, dessen unmittelbare Lebenswirksamkeit sein soll: selbst zu sein die anerkennende und gewährende Macht des Rechts. Nur als solch' frei-sittlicher Organismus vermag er sich über die confessionellen Unterschiede zu erheben und gewährt gewiss den Israeliten ein ihnen durch die Irrthümer der Jahrhunderte versagtes Recht. Aber wenn, wie es in dem erwähnten höchsten Rescripte angenommen zu sein scheint, ein christlicher, auf dem Grundsatze allgemeiner Liebe fussen sollender, Staat der ist, der seinen hohen Zweck nur durch Ausschliessung Andersglaubender erreichen zu können scheint, so sind damit die höchsten Hoffnungen der Preussischen Unterthanen Mosaischen Glaubens vernichtet. Wenn diese Idee wieder Leben wird, so wird auch das neunzehnte Jahrhundert den Schmerz entschwundener Zeiten nicht heilen! Aber gewiss, sie kann es nicht werden; denn sie hat das Beispiel anderer Staaten, welche allen Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens, gleiches Recht gewähren; sie hat Vernunft und Offenbarung gegen sich. —

„Haben wir denn die traurigen Scenen der Geschichte schon vergessen, die dadurch entstanden, dass der Staat für eine Confession besonders Partei ergriffen? —

„Auch erstreben wir ja weder „obrigkeitliche Gewalt über Christen“ noch auch „das christliche Gemeinwesen beeinträchtigende Rechte“. Gewalt können und wol-

len wir nie verlangen, so lange sie nicht das ausschliessliche Moment der Obrigkeit ist; so lange es der Beruf der letzteren bleibt, die menschliche Freiheit und das Recht zu schützen, so lange Aemter und Würden nicht bloss eine äusserliche Autorität, sondern die wahre Herrschaft des Gesetzes sind, welche die allgemeine Freiheit vor Uebergriffen der Selbstsucht schützt. — „Beeinträchtigende Rechte," Privilegien, wollen wir ebensowenig; es haben sie vielmehr alle Preussischen Israeliten mit einer ihnen aufgebürdeten, falsch verstandenen Nationalität von sich gewiesen, als man ihnen die Kriegsdienstpflicht zu entziehen drohte. Sie haben es da nachdrücklich wiederholt und wiederholen es noch jetzt, dass sie mit ihrer materiellen und moralischen Errungenschaft aufgegangen in das Grosse Ganze Preussens, dass auf Leipzigs Ebenen ihre Vorfahren für dasselbe einen freiwilligen Heldentod gestorben und uns unsere Religion nicht hindert, ein Gleiches zu thun! Darum aber sollten wir auch nur ein Gesetz erwarten dürfen, das nach des hochseligen von Hardenberg's Ausspruche, die vier Worte enthält: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten!

„Dieser Hoffnung aber dürfen wir nach obigem höchsten Rescripte[80] noch nicht Raum geben; vielmehr können wir uns einer durch höchstdässeibe vermehrten, unheimlichen Angst nicht erwähren.

„Doch wohlan, getrost wollen wir harren; wir ergeben uns mit bitterer Resignation in das Unvermeidliche. Aber „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Sie soll der Nachwelt zeigen, dass wir im Kampfe für unser Recht nicht ermatteten.

„Dass Eu. Exzellenz uns in diesem Kampfe mit Rath und That ferner beistehen wollen, dahin geht, mit

---

[80] Es war dies eine anbei folgende sehr judenfeindliche Verordnung, die wir, ihrer Nullität wegen, nicht reproduciren wollten.

nochmaliger Wiederholung des innigsten Dankes, unsere gehorsamste Bitte.

„In tiefster Ehrerbietung

Eu. Excellenz

ganz gehorsamste

„Soest und Brilon
(Westfalen), den 5. Juni 1842.
L. L. Hellwitz,
Obervorsteher der Israeliten des Herzogthums Westfalen und der Grafschaft Mark.“

„J. A. Friedländer,
Landrabbiner des Grossherzogthums Westfalen und des Fürstenthums Wittgenstein.“

Es gab damals Leute, selbst unter unseren Glaubensgenossen, die sich über die „Dankadressen-Manie“ der Judenschaft in Soest und Brilon, zwei der grössten Judengemeinden Europas, moquirten, indem sie es in die ganze Welt hinausriefen und auch drucken liessen, wonach bald ein grosser Mann ohne Belästigung kein gutes Wort über Juden werde sagen dürfen, denn die Büttel der Judenschaft seien flugs mit ihren Adressen hinterher u. s. w.! Ein solches Gebahren, wie es sich besonders im „Orient“ breit machte, zeugte wenig von dem Dankgefühl, das die Juden den glorreichen Bemühungen Humboldts hätten zollen müssen! Solche herrliche Worte, wie sie die Adresse der Soester und Briloner enthielt, waren nicht „Reste altjüdischer Kriecherei“, sondern würdige, ernste, mannhafte Gedanken, würdig eines seines Werthes und seiner Bemühungen sich bewussten Volkes! — —

Nicht minder interessant dürfte es sein, von einer Zuschrift Kenntniss zu erhalten, die ein Jude nach dem Erscheinen des „Kosmos“ an den Verfasser desselben über dieses wundervolle Buch gerichtet. Der Autor dieser Zuschrift war Moses Mendelsohn, ein in Hamburg lebender

jüdischer Schriftsteller, der mehrere werthvolle Schriften herausgab, u. A. einen Divan neuhebräischer Dichter, betitelt: פני תבל, Schuschan-Eduth, d. i. Erklärung der fünf Bücher Mosche's (Stuttgart 1840) u. m. a.

Der Brief lautet:

„An Herrn Geheimrath von Humboldt in Berlin.

„Einer der vielen Verehrer Ihrer Werke kann dem Drange seiner Gefühle nicht widerstehen, Ihnen, dem hochverehrten Verfasser des Kosmos, seinen innigsten Dank für den Hochgenuss, den derselbe ihm verschaffte, hiermit darzubringen. Eine ganze Welt göttlichen Wissens wurde mir zugänglich gemacht; Dinge, deren Zusammenhang mir, bei meinen beschränkten Kenntnissen, unerklärlich gewesen, erschlossen sich meinen schwachen Augen, und es ward Licht in den dunklen Gängen meiner Seele. Am Ziele meines Erdenwallens wende ich den Blick sehnsüchtig nach dem Jenseits, wo der Kosmos sich uns vollends enthüllen wird.

„Ich versetze mich aber schon jetzt auf einen Augenblick in diese Geisteswelt, wo das Wort „Freiheit" überflüssig sein wird, und erlaube mir Ihnen folgende Bemerkung vorzulegen.

„Mit tief durchschauendem Geiste, der alle Zonen, alle Jahrhunderte durchstrichen, haben Sie der Naturpoesie der Völker eine nothwendige Stelle im Kosmos angewiesen, aber die der Hebräer nur wenig bedacht.[81] Zudem Sie dieselbe durch die Erwähnung einer Stelle aus den Schriften unseres Kanzelredners Sachs als dahingehörend bezeichnet. Ihre Darstellung darf sich durchaus nicht auf die Bibel-Poesie beschränken, die Tradition und die neuhebräischen Dichtungen, welches grosse, üppige Feld bieten diese für die Weltanschauung dar! Selbst bei dem be-

[81] Nicht ganz richtig; vergl. das Kapitel: „A. v. Humboldt und die Bibel".

schränkten Ziele, das sich der Komos abstechen musste, verdienten doch, meines Erachtens, die Weisen des Talmuds ebenso gut und vielleicht noch mehr als die christlichen Kirchenväter Erwähnung. Zwar fehlte dem „Volke des Buchs“, den Juden, zu allen Zeiten eines der grössten Anregungsmittel zur Weltanschauung, die bildende Kunst, deren Entwickelung durch die Völkerreligion geweckt und gepflegt, und eben darum von den Zelten Jacobs abgewiesen wurde. Bibel und Talmud verbieten den Juden allen Bilderdienst. Und wenn sie auch die Anfertigung der Formen nicht untersagten, so konnte doch der Künstler bei Vollendung seiner Schöpfung, die zu keiner Andacht führen durfte, auf keine Aufmunterung rechnen, und so fand auch die Begeisterung für diese edle Kunst keinen Eingang bei dem Juden und die ästhetische Anschauung musste diese Vermittelung für ihn aufgeben. Aber eben dieser Mangel versetzte ihn auf eine weit höhere Stufe der Weltanschauung. Was der Meissel nicht vermochte, das that das Wort. Das Bild, welches das geistige Wort hervorruft, bringt den Kosmos näher als das kalte Marmor. Das Wort ist das Licht, das jeden Geist erhellt und belebt. Und die ganze Talmudswelt ist eine lebendige Verherrlichung aller Werke der Schöpfung, von der niedrigsten Pflanze bis zu den ewigen Lichtern des Firmaments. Der Talmud bezieht sich in allen seinen religiösen Gesetzen sowohl, als in seinen Geschichten, Parabeln und seiner Sittenlehre auf die Natur und ihren einigen Schöpfer. Wie die Weisen Griechenlands haben auch unsre Weisen, die Rabbiner, oft uns gerne in der freien Natur lustwandelnd gelehrt, und sich auch mit den Weisen Athens über komische Gegenstände unterhalten. In ihren Hörsälen und inmitten der schwierigsten und scharfsinnigsten Spekulationen auf dem Gebiete der Halacha geriethen sie in agadische Weltanschauung. Unser ganzes, von ihnen überlieferte, Gebetbuch bezieht sich auf den Kosmos. Bei jedem Sinnengenusse, wohin uns dieser führt, verordneten die Rabbiner einen Segensspruch. Beim Anschauen der

ersten Frühlingsblüthen, beim Anblick des Weltmeers oder des Neumonds, beim Hören der Donnerstimme, beim Riechen der winzigsten Gewürzblumen sollen wir den Vater des Kosmos anerkennen. Und so vereinigten sich Gebet und Gesetz im „lieblichen Anschauen der Natur“. Auch viele unserer nachbiblischen Dichter sind, gleich dem Sangmeister der andern Völker, Anhänger des Kosmos. Gabriel, Jehuda Ha Lewi, Alcharisi, Immanuel u. A. m., sowie in neueren Zeiten Wessely und Schalom Kohen verstanden es, alle Schönheiten der Natur zu schildern. Mit den wenigen Farben, mit dem kümmerlichen Vorrathe der Bibelpoesie schufen sie ihre Meisterwerke. Viele blieben gänzlich auf morgenländischem Boden, manche nahmen die Weise des Volkes an, unter welchem sie lebten und, wenn sie wirkliche Dichter waren, so gelang es ihnen, ihren epischen Schöpfungen einen morgenländischen Schmelz zu verleihen, obschon sie niemals der Lorbeerkranz oder die Herrschergunst zur Begeisterung anregt.

„Hamburg, 1845.

Moses Mendelsohn.“[82]

Wir wissen nicht, was Humboldt auf diesen Brief erwidert hat, aber er wird ihn sicherlich erwidert haben, da er fast jede Zuschrift — und er bekam jährlich durchschnittlich 4000 bis 5000 Briefe — zu beantworten pflegte. — —

Der Verfasser der „Zeitspenden der Humanität; Reden und Betrachtungen“, Bernhard B. Hirsch in Elbing, sandte die genannte Schrift an Alexander von Humboldt und enthielt folgende kurze, aber schneidende Bemerkung über das, was für religiöse Duldung und den Fortschritt des Grundsatzes staatsbürgerlicher Gleichberechtigung noch zu thun ist. Das Schreiben des hochgefeierten Mannes lautet;

[82] Mendelsohn ist kein Abkömmling des Mendelssohns.

„Eu. Wohlgeboren werden es nur meinem hohen Alter und meiner durch eine bedrückend zunehmende Correspondenz getrübten Lage zuschreiben, wenn ich Ihnen für Ihre edlen und darum die freiesten Grundsätze wahrer Humanität verbreitenden Reden nur mit wenigen Worten meinen innigen Dank darbringe. Deren Verbreitung ist um so wünschenswerther, als im deutschen Vaterlande selbst die Fortschritte religiöser Toleranz und staatsbürgerlicher Gleichheit der Rechte eben nicht glänzend sind.

„Mit dem Ausdrucke der ausgezeichnetsten Hochachtung

Eu. Wohlgeboren gehorsamster

„Berlin, den 16. Nov. 1856.

A. von Humboldt.“ —

Der bekannte, um die österreichische Industrie wohlverdiente Inhaber der grossen Porzellanfabrik zu Herend bei Weszprim, Herr Moritz von Fischer, hatte, wie er sich selbst ausdrückt, dem ältesten Kenner des Erdballs in unserer Zeit, Herrn Freiherrn Alexander von Humboldt, an dessen Geburtstage mit der Zusendung eines reichen, sinnig ausgewählten Sortiments seiner Fabrikerzeugnisse einen Beweis seiner innigen Verehrung darbringen wollen. Ueber diese Aufmerksamkeit hocherfreut, drückte Alexander von Humboldt seinen Dank in dem nachfolgenden, vollständig mit eigener Hand geschriebenen Briefe, der mir freundlichst durch die Güte des Herrn Leo von Fischer, den edlen Sohn des edlen Vaters, zur Benutzung mitgetheilt wurde,[83] aus:

---

[83] Ich sage für die ausserordentliche Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit dem wackeren Manne hiermit öffentlich meinen besten Dank!

„Wo soll ich Worte finden, hochverehrter Mann, um mich zu rechtfertigen über die Verspätung des innigsten Dankes, den ich Ihnen für den so edlen Ausdruck Ihrer Wünsche an meinem 88. Geburtsfeste, für Ihr mich so ehrendes Andenken aus grosser Ferne, für die so würdige, anmuthig-bescheidene, charaktervolle Darstellung von dem Gelingen Ihrer grossen und patriotischen Schöpfungen — schuldig bin? Meine Rechtfertigung liegt in gemüthlichen Leiden, deren Ursache bei öffentlicher Kunde Ihnen nicht unbekannt geblieben ist. Die allgemeine Betrübniss in den schmerzlichen Tagen der Gefahr, in der das Leben unseres geistreichen, mir so huldvoll zugethanen liebenswürdigen Königs schwebte, musste mich besonders niederschlagen, der ich ihn vor wenigen Monaten an meinem Bette gesehen hatte, als man mich von einem Nervenanfalle tödtlich getroffen glaubte. Seit dem 10. dieses M. dürfen wir wieder an Genesung glauben, die Besserung ist fortschreitend und wir wollen den Allmächtigen anflehen, dass keine Rückfälle eintreten. Der kunstliebende und kunstverständige Baron v. Koller (die herrliche etruskische Vasensammlung des Vaters bin ich selbst in Böhmen von dem verstorbenen Könige von Preussen anzukaufen beordert gewesen) war Augenzeuge von der grossen Freude, welche mir Ihr schönes Geburtstagsgeschenk gemacht hat. Es ist seitdem von Vielen in meinem Hause bewundert worden. Die liebenswürdige Weise, mit der Sie, theurer Mann, das Selbstgeschaffene zu geben wissen, hat mich ohne eine Spur von Beschämung annehmen lassen. Um daran zu erinnern, wie diese Gegenstände für mich einen besonderen Reiz haben mussten, erzähle ich gern, dass ich im 22. Jahre gemeinschaftlich mit dem grossen Chemiker Klapproth bei dem technischen Betriebe der königl. Berliner Porcellanfabrik angestellt war, dass ich noch Versuche über das sogenannte Rollen Porcellanerden gemacht, dass auf der sibirischen Expedition, die ich 1829 für den Kaiser Nicolaus gemacht, ich nach Khuni-Macka-hug nach dem Dsaisau-See in die chinesische Dsungarei eindringend,

in einem Thale der chinesischen Provinz Shi, nordöstlich von der Mandschurei-Stadt Tschugutschaug die Freude hatte, ein Feldlager mit klarem Porcellanmergelthon zu sehen. Meine alte Freundschaft mit Alexander Brogniard dem Direktor von Sèvres, und mit Stanislas Iulien, dem Uebersetzer der chinesischen Werke über die Porcellanfabrikation, haben mich die Wichtigkeit des allgemein anerkannten Interesses für Ihre Erzeugnisse fühlen lassen; in erhabener Arbeit, zarter Dünnheit der Formen, Färbung und Geschmack der nachgeahmten alten Malerei habe ich nie etwas ähnliches Vollkommenes gesehen, als das, was Sie in Ihrer grossen Anstalt in Kerend hervorbringen, Tassen, Teller, netzförmige Durchlöcherung der Vase, Alles täuscht gleichmässig das Auge, und mein Dankgefühl ist so innigst als die Hochachtung, welche dem edlen und glücklichen Beförderer ästhetischer Gewerbthätigkeit in hohem Maase gebührt. Der Zustand des Kranken wird es mir erlauben, nächste Woche nach Berlin zu gehen, um dort in die Hände des Gesandten Baron v. Koller für Sie eine Rolle zu legen mit einem grossen, sehr ähnlichen Bildnisse von mir. Ich bin stolz genug zu glauben, dass einige Zueignungsworte von der Hand des Aeltesten aller Landreisenden, eines fast vorsündfluthlichen, Ihnen angenehm sein könnten.

„Mit dankbarer und freundschaftlicher Verehrung

„Eu. Wohlgeboren gehorsamster

„Al. Humboldt.

„Potsdam, Stadtschloss, den 12. Oktober 1857. Nachts.

„Verzeihung für die inkorrekte und schwer zu entziffernde Handschrift.“ — —

Der Reisende J. J. Benjamin II., welcher Asien, Afrika und Amerika bereiste, wandte sich wegen eines Empfehlungsschreibens an Alex v. Humboldt und Dieser gab ihm folgende zwei Briefe, die wir hier folgen lassen:

1.[84]

Ich habe in Anerkennung des edlen Zweckes, welchen Sie auf so weiten Landreisen verfolgt haben, die Zustände eines zerstreuten und unterdrückten Volkes zu ergründen, mit vielem Interesse einige Bogen Ihres Reisewerks gelesen. Sie schildern Zustände der Entartung der Unterdrückten, der Willkürsgewalt in den Unterdrückern, welche in Europa wenig bekannt sind und Ihrem Buche gewiss und mit Recht viele Leser verschaffen werden.

Mögen Ihre neuen Unternehmungen ebenfalls gelingen!

„Berlin, den 25. März 1858.

„Alexander von Humboldt.“

2.[85]

„In der Einleitung zu dem trefflichen und bedeutsamen Werke, welches der Ueberbringer dieser Zeilen, der Rei-

[84] Abgedruckt in „Acht Jahre in Asien und Afrika. Von 1846 bis 1855. Von J. J. Benjamin aus Foltitscheny in der Moldau. 2. Auflage. Hannover 1858. Selbstverlag des Verfassers.“ Auszug aus einem Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Alex. v. Humboldt, Wirkl. Geh. Raths und Königl. Kammerherrn u. s. w. in Berlin.

[85] Abgedruckt in „Drei Jahre in Amerika. 1859—1862. Von J. J. Benjamin II. Hannover, Selbstverlag des Verfassers.“ Das Original ist in französischer Sprache abgefasst und lautet:

Dans l'introduction de l'important ouvrage, que le porteur de ces lignes, le voyageur Mr. J. J. Benjamin (de Foltitscheny en Moldavie), a publié en 1858 sous le titre: „Huit années en Asie et Afrique“, j'ai exposé conjointement avec notre grand géographe le prof. Ch. Ritter et le botaniste célèbre Mr. B. Seemann de Londres, combien était noble que Mr. B. c'était proposé, en visitant les établissements ou communautés de culte mosáique, qui victimes de l'intolérence religieuse, mènent une triste vie dans ces régions lointaines. L'estimable Mr. B. étant sur le point de faire une expedition semblable, sur les traces de B. de Tudele, j'ose prier tous le agens politiques, consuls et personnes, qui honorent mon nom et mes traxaux de leur indulgence, de s'intéresser vivement aux succès de la nouvelle entreprise et d'augmenter le moyens, qui peuve conduire à la réussit d'un voyage entrepris avec dés-interessement et dans un but entièrement philanthropique.

Le Baron Alexander de Humboldt.

à Berlin, en octobre, 1858.

sende J. J. Bejamin (aus Foltitscheny in der Moldau) 1858 unter dem Titel: „Acht Jahre in Asien und Afrika“ herausgegeben, habe ich gemeinsam mit unserem grossen Geographen, dem Professor Karl Ritter, und dem berühmten Botaniker Berthold Seemann in London auf den schönen und edlen Zweck hingewiesen, welchen Herr Benjamin auf seinen Reisen mittelst der Erforschung und Durchforschung der mosaischen Ansiedelungen oder Gemeinden verfolgt, die in jenen ferneren Gegenden, Opfer politischer Unduldsamkeit, ein trauriges Dasein fristen. Der ehrenwerthe Herr Benjamin steht jetzt auf dem Punkte, den Fusstapfen Benjamins von Tudela folgend, auf's Neue eine ähnliche Reise zu unternehmen, und deshalb wage ich, die politischen Agenten, Consuln und alle diejenigen Personen, welche meinen Namen und meine Arbeiten mit ihrer gütigen Theilnahme beehren, zu bitten, sie wollen sich lebhaft auch für dieses neue Unternehmen interessiren und zur Erweiterung und Vermehrung der Mittel beitragen, welche eine Reise zu begünstigen vermögen, die durchaus uneigennützig und zu einem rein philanthropischen Zwecke unternommen wird.

„Berlin, im Oktober 1858.

„Freiherr A. v. Humboldt.“[86] — — —

Dem Zeugnisse Humboldts schlossen sich an: Karl Ritter, Professor, H. Petermann, Prof. in Berlin, A. Petermann, Prof. in Gotha, Dr. Delitzsch, Prof. in Erlangen, Prof. Dr. E. v. Hoffmann in Erlangen, Dr. J. Liebig in München, Dr. B. Haneberg, Abt in München, Dr. G. H. v. Schubert in München, Pr. Dr. v. Lasaulx in München, Franz Löher in München, Prof. Dr. Neumann in München, Erzbischof Michael v. Deinlein in Bamberg, Dr. G. Anton v. Stahl, Bischof von Würzburg, Dr. Ulrichs in Würzburg, S. Munk in Paris, Johann N. Neumann, Bischof in Philadelphia, L. Agassiz in Cambridge (Vorstadt Boston); Dr. H. Gute in Hannover schrieb dazu die Vorrede. Wie man sieht, hat Herr Benjamin II. durch die empfehlenden, herzlichen Worte eine ganze respektable Anzahl von Gelehrten zu ähnlichen Aeusserungen veranlasst. Wahrscheinlich hat der derartig protegirte Reisende auch ein gutes Geschäft mit seinem Buche gemacht, was die zweite Auflage desselben bis zur Evidenz erheben dürfte. —

[86] Wenn wir alle die Berührungspunkte, die zwischen Humboldt und einzelnen Juden stattfanden, namhaft machen wollten, müssten wir den

Die überaus grossen Verdienste, die sich Alexander von Humboldt durch Wort und Schrift um das Judenthum erworben, veranlassten einen ausgezeichneten jüdischen Gelehrten, Chajim Selig Slonimski, zur Feier des 88sten Geburtstages des hochverdienten Mannes eine hebräisch geschriebene Biographie desselben herauszugeben: Dieselbe erschien unter dem Titel:

אות זכרון לאלכסונדר פאן הומבאלד ביום מלאת לו שמונה ושמנים שנה .קורות ימי חייו ,מסעיו ,וספריו מאת חיים זעליג סלאנימסקי.

Auch unter d. T. „Alexander von Humboldt. Eine biographische Skizze. Dem Nestor des Wissens zu

---

Rahmen, den wir uns in diesem Werke auszufüllen vorgenommen, weit überschreiten; wir beschränken uns deshalb nur auf die Aufzählung folgender Momente:

Als der berühmte Orientalist Julius Oppert in Paris eine Arbeit über „die chaldäischen Längenmaasse" veröffentlichte, da theilte er dieselbe vorher zur Prüfung an Alexander v. Humboldt mit, und erst als Dieser sich über dieselbe lobend aussprach, wurde sie im Bull. Archäol. abgedruckt. Der Kern der Oppert'schen Arbeit war die Entdeckung, dass alle Backsteine Babylons, welche den Stempel Nebukadnezars, Neriglissars und Nabonids trugen, sämmtlich von Einer Grösse waren. Oppert schloss daraus, dass in den Seiten dieser Quadrate uns die Einheit eines Längenmaasses enthalten sei. —

Der gemüthvolle deutsche Dichter L. A. Frankl ward am 21. Oktober 1857 Vormittags durch Meyerbeer Alexander v. Humboldt zugeführt, wobei Frankl Demselben ein Exemplar seines „Kolombo" mit folgender Widmung überreichte: -

„Kein König und kein Schlachtenheld
Sein Ruhm wird ewig gelten!
Du aber hast in neuer Welt
Entdeckt erst neue Welten.
Der Spruch der Mit- und Nachwelt heisst:
Er gab den Körper, Du den Geist." —

Der edle Wohlthäter Geh. Commerzienrath Alexander v. Mendelssohn in Berlin gab dem, durch sein kärgliches Einkommen sich oft in Geldverlegenheit befindlichen Humboldt zuerst eine freie Wohnung in seinem Hause, dann schenkte er ihm das bekannte hübsche Haus auf der Oranienburgerstrasse. —

Humboldt war auch im Besitze einer goldenen Medaille, welche auf Mendelssohns „Phädon" im vorigen Jahrhundert geprägt wurde und die auf der einen Seite das Bildniss des unsterblichen Philosophen, auf der andern die Gestalt des Phädon zeigte; sie befindet sich jetzt im Besitze von Berthold Auerbach, der sie im Jahre 1861 als Geschenk erhielt. —

seinem 88sten Geburtstage gewidmet von S. Slonimski. Berlin, Verlag von Veit & Comp. 1858. S. 100. 8.“

Zunächst einige Worte, die den Verfasser betreffen.

Chajim Selig Slonimski wurde in Bialystock geboren. Mit mathematischen und astronomischen Kenntnissen ausgerüstet, trat er zuerst mit einem Werke Mossde-Ha-Hochma auf, worin der Jugend ein Lehrbuch für sämmtliche physikalische Wissenschaften — in hebräischer Sprache geboten wird. Im Jahre 1835 veröffentlichte er die treffliche Schrift Cuchba de Schebith, die, in sechs Abschnitte zerfallend, sich über verschiedene Gegenstände der Astronomie verbreitet. Slonimski war der Erste, der in diesem Buche auf die merkwürdige Stelle des Sohar aufmerksam machte, die über Gestalt und Bewegung der Erde handelt, welche später viele Zeitungen mittheilten. 1838 gab er unter dem Titel Toldoth Schomajim ein astronomisches Werk heraus, das voll der scharfsinnigsten Forschungen ist. Professor Arminski und der Astronom Baranowski haben eine Belobigung dieses Werkes in polnischer Sprache vordrucken lassen. Ein Sendschreiben Rapaports an den Verfasser, über die Sternnamen in Bibel und Talmud, wie auch Aufstellungen über die Geschichte des Bar-Cochba, das vorne beigedruckt ist, macht dieses Büchlein auch in anderen Beziehungen schätzbar. Slonimski erfand ein Recheninstrument, dass so vortrefflich befunden wurde, dass die Petersburger Akademie in ihrer Sitzung vom 26. Mai 1845 dem jungen jüdischen Mathematiker als Lohn für diese Erfindung den Demidoff'schen Preis, im Werthe von 2500 R. B., der alljährlich für die besten, in russischer Sprache erscheinenden, wissenschaftlichen Werke vertheilt wird, zuerkannte. Slonimski war im Jahre 1844 in Preussen und zeigte hier den berühmtesten Gelehrten sein Recheninstrument. In Berlin machte er die Bekanntschaft von Bessel, Jakobi, Enke, Krelle und anderer grosser Physiker. Alexander v. Humboldt interessirte sich ausserordentlich für ihn und durch seine Vermittelung gelangte der geniale Mathematiker vor den

König, der ihn förmlich mit Beifallsbezeugungen überschüttete. Trotz seines gewaltigen Talents und seiner grossen Verdienste um die Wissenschaft musste Slonimski Zeit seines Lebens am Hungertode nagen und — wie die Akademiker J. Fuss und Bunjakowski in ihrem Memorandum vom 10. April 1845 sich ausdrückten — „er lebte in einem unaufhörlichen Kampfe seines wissbegierigen Geistes mit harter Noth."

Ueber die Tendenz seines Buches spricht sich Slonimski in der Vorrede folgendermaassen aus: Die Lebensereignisse dieses grossen Mannes sind mit der Entwickelungsgeschichte der Künste und Wissenschaften der letzten 70 Jahre eng verbunden; denn alle Werke und Thaten Alexander von Humboldts, die er im Laufe seines Lebens geschaffen, sind in den neueren Entdeckungen und Errungenschaften enthalten; und giebt es wohl Jemand, der an den Pforten der Wissenschaften gewacht und nicht ergriffen wäre von der Grossartigkeit und wunderbaren Fülle, die uns in wissenschaftlicher Beziehung die letzten Jahre gebracht? Wessen Lippen überströmten nicht vom Lobe dieses grossen Mannes? — —

Daher habe ich mich bestrebt, auch unseren Glaubensgenossen, welche Begebenheiten in hebräischer Sprache zu lesen wünschen, die Biographie dieses weltheuren Mannes zu erzählen, um einerseits ihr Herz für die Herrlichkeiten der grossen Entdeckungen, die zu Tage gefördert worden, zu erwärmen und andererseits ihnen zu zeigen, welch' ungeheuren Mühen und Strapatzen sich die Forscher Zeit ihres Lebens unterziehen, ohne zu ermatten, um nur die Geheimnisse der Weisheit zu enthüllen und die Wahrheit zu erlangen! Aber ich wollte hiermit auch ein Erinnerungszeichen auf den Gefilden der hebräischen Sprache für den Namen des Weisen errichten, welcher der Erste in den Wissenschaften ist und der dennoch mit der Fülle seiner Gerechtigkeits- und seines Edelsinns stets den Israeliten beigestanden, um vor den Augen aller Völker und Nationen Rühmenswerthes über dieselben zu äussern; wahrlich! ein jeder

Jude, in dessen Brust die Liebe zu seinem Volke lebt, muss Dank und Verehrung zu Ehren des edlen Weisen darbringen, vor dessen glorreichem Namen selbst die Sonne verblasst und dessen Verdienste die Jahrhunderte überdauern werden.[87]

Die Lektüre dieses vortrefflichen Buches[88] muss Jeden davon überzeugen, dass Humboldt sich keinen besseren Biographen hätte wünschen können, als er in Slonimski gefunden hat. Die Gabe ist, mit einem Worte, des Gebers vollständig würdig. Das Werkchen zerfällt in zwei Theile, wovon der erstere die Biographie des „Nestors des Wissens“ umfasst, der letztere eine gedrängte Uebersicht des Kanons der Naturwissenschaften, des Kosmos, darbietet. Beide Theile sind sowohl in wissenschaftlicher wie sprachlicher Form mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ausgearbeitet.

An dem Gerüst der vielfachen Reiseunternehmungen ranken sich wohlgefügt die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Unternehmungen hinauf: wir begleiten den Touristen nicht allein auf den gefahrvollen Expeditionen in Asien und Amerika, sondern wir belauschen ihn auch in seinen Experimenten; wir sehen in seinem Geiste die für die Wissenschaft so unendlich wichtigen Resultate entstehen. Daneben bietet der Auszug aus dem Kosmos, im II. Theile

---

[87] Die Vorrede lautet in hebräischer Sprache:

קורות ימי חיי האיש הגדול הזה נושאים בד בבד עם קורות השתלשלות החכמות והמדעים, אשר הלכו ונתרחבו במשך שבעים שנה האחרונים, כי כל פעולותיו ומעשיו אשר עמל ויגע בהם כל ימי חלדו, המה ארוגים ומסובכים בתוך המדפים החדשים ההם, ומי האיש אשר שקד על דלתי החכמה לראות את הגדולות והנפלאות, אשר הוציאו לנו הימים האחרונים האלה, ולא תבענה שפתיו תהלה להחוקר הגדול הזה? ע"כ מצאתי את לבבי נכון לספר גם לבני עמנו, התאבים לשמוע דברים בשפת עבר, את תולדות האיש היקר הזה, אם למען העיר את לבבם על תפארת הידיעות הרבות, אשר נפוצו על הארץ בימינו אלה, ולהראות להם את היגיעות והשתדלות העצומות, אשר יגעו ולא ייעפו בהם החוקרים כל ימי חלדיהם לגלות מצפוני החכמה ולהוציא האמת למענהו; וגם למען הקים בזה אות זכרון לשם החכם הזה על שדמות לשון עבר, אשר נוסף על חכמתו הרבה, עמד ברוב צדקתו וחסידותו לימין עם בני ישראל, לדבר טובה עליהם לעיני כל העמים והלשונות, וכל איש ישראל, אשר אהבת עמו נגעה בלבבו, ימלא פיו תודה ותהלה לכבוד החכם החוקר ההוא. אשר לפני שמש ינון שמו וצדקתו תעמוד לעד. —

[88] S. Frankels Monatsschrift. Jahrg. VII. S. 459.

des Werckchens, eine so vortrefflich geordnete, klar und populär durchgeführte Zusammenstellung aller Ergebnisse der neuesten Forschungen im Bereiche der Naturwissenschaften, wie sie sich kaum in den besten, in dies Gebiet einschlagenden deutschen Schriften finden dürften. Man lese nur S. 54 ff. die vortreffliche Abhandlung über die Verspätigung der Lufteindrücke, die wir von den Himmelskörpern empfangen, über das specifische Gewicht der Kometen-Substanz, die Interferenz und Undulation des Lichtes, S. 76 ff. über das Wesen und die Erscheinungen des Magnetismus, S. 85 ff. über die Meerströme: und man wird in dem hier ausgesprochenen Lobe keine Uebertreibung finden. Bedenkt man noch die Schwierigkeit, welche sich dem gelehrten Verfasser in der Anwendung des hebräischen Idioms auf die moderne naturwissenschaftliche Terminologie bieten musste: so wird man mit Erstaunen über die Leichtigkeit und verhältnissmässige Reinheit des Stils erfüllt.

Dieses prachtvolle Büchlein nun schickte der Verfasser an Alexander v. Humboldt, zu dessen 88sten Geburtstage. Wie sehr sich der noch sehr rüstige Jubilar über diese zarte Aufmerksamkeit freute, beweist nachstehendes Schreiben, welches wir noch, als die letzte Kundgebung Humboldts bezüglich der Juden, hier mittheilen wollen:

„Verehrtester Herr Slonimski![89]

„Ich bin tief in Ihrer Schuld durch so lange Verzögerung des Dankes für eine Ehre, die Eu. Wohlgeboren mir so wohlwollend bereitet haben. Die unruhige Lage, in der ich lebe, in einer politisch und gesellschaftlich so sehr bewegten Zeit, kann mich kaum rechtfertigen. Der hebräischen Literatur leider entfremdet, aber von früher Jugend an mit den edelsten Ihrer Glaubensgenossen innigst verbunden, ein lebhafter und ausdauernder Verfechter der ihnen gebührenden und so vielfach noch immer entzogenen Rechte, bin ich nicht gleichgültig für die Ehre, die Sie mir er-

[89] Der Brief ist dem Buche vorgedruckt.

wiesen haben. Das Zeugniss eines tiefen, orientalischen Sprachkenners, des vortrefflichen, so mannigfach ausgebildeten Dr. Michael Sachs, kann eine solche Auszeichnung nur erhöhen. Es ist für den biographisch Belobten fast eine Beruhigung, der Ursprache nicht mächtig zu sein. Ich werde von Dinstag an wieder einige Wochen in Berlin wohnen — und von Dinstag an wird jeden Tag zwischen 1 und 2 Uhr es mir eine Freude sein, Herrn Slonimski, falls er nicht schon nach Warschau zurückgekehrt ist, in Berlin zu empfangen und Ihnen den Ausdruck der innigen Hochachtung mündlich zu erneuern, die Ihren schönen früheren wissenschaftlichen Bestrebungen gebührt.

„Eu. Wohlgeboren gehorsamster

„Alexander von Humboldt.“ — — —

Wir haben die freundschaftlichen Beziehungen Alexander von Humboldts zu den Juden nach den uns vorliegenden, leider nicht sehr ausgiebigen Daten zu schildern gesucht. Welche Hoheit der Gesinnung, welcher Adel des Herzens und welcher erfrischende Odem des wahren, an keine Confession gebundenen Menschenthums spricht aus diesen Zeugnissen! Und welch' erpuickender, trostreicher Zukunftsapostel ist für uns dieser edle Geist! Wenn einmal — was Gott verhüten möge! — wieder die Furie des Judenhasses und des Raçenfanatismus entfesselt werden, wenn der tausendjährige, entsetzliche „Hep-Hep“-Ruf des entmenschten Pöpels abermals ertönen sollte — da wird wohl manch' bekümmertes, verhöhntes und verhetztes jüdische Herz hoffnungsfreudig auf den verklärten, hehren Genius hinaufblicken, der sich uns so liebevoll genaht, der die Wunden, die uns das Christenthum seit achtzehn Jahrhunderten geschlagen, mildern und die Thränen, die uns noch in unseren Tagen die Ungerechtigkeit und Vorurtheile der Regierung und Bevölkerung so oft auspressen, trocknen wollte! — — —

Man hat von gewisser, selbst liberaler, Seite den Juden es zum Vorwurfe gemacht, dass sie noch immer über den „altersgrauen Judenschmerz“ ihre Klagelieder anstimmen. Man ruft uns oft zu: was trauert Ihr noch, die Judenemanzipation ist in dem civilisirten Europa theils vollständig durchgeführt, theils auf dem Wege ihrer Realisirung?! Eine schöne, herrliche Zeit ist sie, dieses Jahrhundert! Seht Ihr denn nicht, wie die Sonne der Humanität mit tausend Flammen leuchtet? wie sie die verwitterten, versteinerten Züge des „ewigen Juden“ belebt und Freiheit bringt den Kindern Israels? .... Wir sind weit davon entfernt, die grossen Fortschritte der Gleichstellung und Gleichberechtigung, die seit einem Jahrhunderte statt fanden, in Abrede zu stellen; wir erkennen dieselben vielmehr dankend an und preisen den Staat und die erlauchten Monarchen, welche den Muth hatten und haben, das Menschenthum nicht über dem „christlich-germanischen“ Confessionalismus zu vergessen .... aber, wir erlauben uns die bescheidene Frage! giebt es, besonders in dem „Staate der Intelligenz“, in Preussen, auch nur eine einzige Nationalität, die in tausend Beziehungen so unterdrückt und geknechtet wäre, wie die jüdische? Was haben wir denn eigentlich während eines Säkulums, seitdem Dohm, Mendelssohn, Herder und andere erlauchte Geister für die Juden in die Schranken traten, erlangt? — Nun, einige Rechte, aber kein Recht, einige Freiheiten, aber keine Freiheit, einige Emancipationen, aber keine Emancipation!! ....

Es ist wohl wahr, wir werden nicht mehr gesteinigt, gefoltert, verbrannt und von unten nach oben gerädert und auf's Rad geflochten; wir werden nicht mehr in die miasmengeschwängerten Ghettis — die trockenen Guillotinen des Mittelalters und der Neuzeit — gepfercht, wir brauchen nicht mehr — wenigstens in einigen Staaten — Leibzoll zu zahlen und auf unseren Köpfen spitze Hüte und auf unseren Röcken gelbe Flecke zu tragen — aber unsere Zeit ist ebenso judenfeindlich wie vor

sechs Jahrhunderten; denn während damals unser Leib gepeitscht und unser Körper vergiftet wurde, wird in unseren Tagen unser Geist geknechtet und geknebelt. Der „christlich-germanische Staat duldet z. B. keinen einzigen ordentlichen Professor; keinen höheren jüdischen Staatsbeamten; kein jüdisches Officier- oder Kadetchen u. s. w. u. s. w.

Zu unserem tiefsten Weh müssen wir es aussprechen, das noch jetzt die Worte des „Trödeljuden“ in Karl Becks gleichnamigem Gedichte zutreffend sind, die da lauten:

Ein jüdisch Kind — auf deutscher Erde —
Ich trug es kaum, du trägst es nie.
Du willst des Christen Herz gewinnen,
Und sinnst und strebst und weisst nicht wie.
Er grollet nicht um Jesu willen,
Er grollet, bis dein Athem stirbt —
Weil deine Hand um Gold und Güter
Geschwinder und beglückter wirbt.

Du musst ja schaffen, musst erraffen,
In steter Gier nach Gut und Geld;
Sie gönnen dir kein Handgewerke,
Sie gönnen dir kein Ackerfeld.
Du darfst ja nicht zur Jugend sprechen
Von eines Lehrers hohem Pfühl,
Kein Sternchen scheint dem wackern Busen,
Der sich bewährt im Kampfgewühl.

Du bist kein Mann in Amt und Würden,
Dein Eid ist matt, dein Herz ist lau;
Doch Geld — o Kind — das darfst du geben
Für einen frommen Kirchenbau.
Du darfst im Land die Kranken heilen,
Den Bettlern reichen Brod und Wein,
Und darfst wie ich und deine Brüder,
Ein schlechter Trödeljude sein. — — —

Darum beugen wir unser Knie in Ehrfurcht vor den Manen Alexander von Humboldts! Allen Verdächtigungen und Einflüsterungen zum Trotze nahte er sich mit seiner sonnigen Menschenliebe den Juden, die das Glück hatten, ihn kennen zu lernen; er war ihnen ein edler, aufopferungsfähiger Freund, ein Rathgeber und Helfer zur

Zeit der Noth. Die Judenfeinde waren auch die Feinde Alexander von Humboldts; sie hetzten und intriguirten stets gegen Denselben, aber es half ihnen nichts; denn es bewährte sich immer an diesem „Alexander dem Grossen“ des Geistes das Dichterwort:

Licht und Geist und Wissensfreiheit
War des Feldherrn Losungswort,
War die heilig grosse Dreiheit,
Der er diente fort und fort.

Und als hätt' er nicht gewonnen
Hundertmal schon Sieg um Sieg,
Immer wieder die Kolonnen
Führt er in den Geisterkrieg.

Ein Besieger selbst der Jahre,
Wuchs Begeistrung ihm und Kraft,
Schaffend noch mit grauem Haare,
Was die Jugend selten schafft. . . . . . .

Alexander von Humboldts Beziehungen zu Jüdinnen.

III.

Während viele berühmte Männer am Ende des vorigen und im Anfange unseres Jahrhunderts, wie z. B. Brinkmann, Prinz Friedrich Wilhelm, Gentz, Friedrich Schlegel, Schleiermacher, im Umgange mit hochgebildeten, kunstsinnigen und feinfühligen Damen die schönsten Blüthen ihres Geistes entfalteten und am liebsten im glatten Parquet jüdischer Salons, wo schwarzgelockte, geistreiche Töchter Zions als Heben den Becher kredenzten, auftraten, finden wir Alexander von Humboldt nur mit zwei, allerdings den genialsten und schönsten, Jüdinnen — denn das spätere Taufwasser derselben konnte ihre echtjüdischen Eigenthümlichkeiten nicht wegwaschen — in freundschaftliche Verbindung treten, mit Henriette Herz und Rahel Levin.

Henriette Herz[90] wurde zu Berlin am 5. September 1764 geboren. Sie war die Tochter des Dr. de Lemos, eines Arztes von portugiesischer Herkunft, aus dessen zweiter Ehe mit einer geborenen Charleville. Ihre ebenso

---

[90] Vgl. Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. (Berlin 1858. Verlag von W. Hertz), die Erinnerungen und Tagebücher von Varnhagen von Ense, 12 Bde., bei F. A. Brockhaus in Leipzig, wie auch die vorzüglich geschriebenen Artikel von R. Hillebrand in der Revue des deux Mondes (15. März 1870) über „die Berliner Gesellschaft von 1789—1815“

frühe körperliche Ausbildung bei grosser Schönheit gab sie manchen ungünstigen Einflüssen preis, welche nur bei einer so gesunden, ursprünglichen Natur ohne nachhaltige schädliche Folgen bleiben konnten. In eine, mit einer Pensionsanstalt verbundene Schule geschickt, bei deren Wahl die Eltern wenig Vorsicht geübt zu haben scheinen, hörte sie schon als Kind von dort aus- und eingehenden Officieren Schmeichelworte, welche ihre Eitelkeit anregen mussten. Glücklicherweise erzählte sie in ihrer Unbefangenheit zu Hause von diesen militairischen Besuchen, und die Eltern entschlossen sich von da an klüglich, sie im Hause unterrichten zu lassen. Aber diese selbst scheinen nicht die Anlässe gemieden zu haben, welche der Eitelkeit des Kindes, und vielleicht ihrer eigenen auf dasselbe, Nahrung geben konnten. Als Prinzessin Amélie, die Schwester Friedrichs des Grossen, einst eine der Lauben, in welchen die Juden am Laubhüttenfeste wohnen und ihre Mahlzeiten einnehmen, besichtigte, wurde ihr in der zu dem Zwecke ausgewählten eines der reichsten Juden als schönste Zier des prächtig geschmückten Raumes die kleine Henriette vorgestellt; und es ist fast zu verwundern, dass Diese sich später eben so oft der schielenden Augen der Fürstin erinnerte, welche ihr sehr missfielen, als der freundlichen Worte und Liebkosungen derselben, welche ihr sehr gefielen. Doch als einige Zeit darauf die Königin Ulrike von Schweden, eine andere Schwester des Königs, bei ihrer Anwesenheit in Berlin der Ceremonie einer jüdischen Hochzeit beiwohnen wollte, und das schöne Kind aus der jüdischen Gemeinde, welche nun schon bei allen Feierlichkeiten, bei denen ein solches anzuwenden war, die Rolle überkam, durch die Entzündung eines Auges verhindert war, unter Ueberreichung eines Carmens eine Anrede zu halten, weinte es sich begreiflicherweise das gesunde Auge gleichfalls krank. Zur Entschädigung liess man bald darauf das acht- bis neunjährige Mädchen in einem Konzerte Clavier spielen, wobei ein junger Officier auf dem Cello begleitete. Man fand, dass sie sehr schön spielte, weil sie sehr schön war.

Und als dem Konzerte ein Ball folgte, und sie nun mit ihrem Tanzlehrer, einem kleinen ältlichen Franzosen, ein Menuet tanzte, fand man wieder, dass sie sehr gut tanze. Und das Kind hatte wohl gemerkt, dass die hinteren Zuschauer sogar auf die Stühle stiegen, und noch die Marone erzählte davon. Die Gegenstände des häuslichen Unterrichts bestanden in Musik, Schreiben, Rechnen und Geographie, besonders aber in Hebräisch. Da der Versicherung Henriette's, sie habe schon damals angefangen das Alte Testament nebst einigen Commentaren desselben in's Deutsche zu übersetzen aller Glauben beizumessen ist, so spricht dies für eine wnnderbare frühe Entwickelung ihres allerdings bedeutenden Sprachtalentes.

Die Lektüre des jungen Mädchens scheint einer angemessenen Leitung entbehrt zu haben. Schon früh las sie Alles ohne Unterschied, was die Bibliothek an Romanen bot. Die Unsittlichkeit mancher der letzteren berührte ihren reinen Sinn nicht, aber die Romane aus der Epoche der Empfindsamkeit, welche mit ihrer Kindheit zusammenfällt, blieben weniger einflusslos. Der Same fiel hier in ein leicht bewegliches Gemüth, und sie liessen eine Reizbarkeit in ihr zurück, welche auch die Jahre nicht bewältigten.

Henriette war 12½ Jahre alt, als sie mit Dr. Marcus Herz verlobt wurde. Eine Grostante derselben eröffnete ihr plötzlich, dass sie einen Mann bekommen würde. Der Vater, Dr. Lemos, frug das Mädchen: „Mein Kind, wen möchtest Du lieber heirathen, einen Doktor oder Rabbiner?“ Da antwortete sie: „Ein Doktor wäre mir freilich lieber.“

„Dies war nun die Einwilligung“ — erzählt sie selber in ihren Aufzeichnungen —, „so gültig, als hätte ich sie durch Brief und Siegel bekräftigt, und nach dem Mittagsessen eröffnete mir meine Mutter, dass ich am Abend dem Dr. Marcus Herz verlobt werden würde, den ich ja genug kenne durch persönliche Bekanntschaft sowohl als durch seinen Ruf als Arzt und Gelehrter. Sie hielt mir dann

eine lange Rede, die mir in dem Augenblick sehr ungelegen kam und mir sehr langweilig war, die ich aber aus kindlicher Pietät und nicht ohne Nutzen für mich anhörte, denn sie enthielt manche gute Lehre, deren ich mich später wohl erinnerte und die mir wohl zu Statten kam." Nach $2^1/_2$ Jahren erst fand die Hochzeit statt.

Ueber ihre Ehe wollen wir auch ihre eigenen Worte anführen: „Meine Ehe darf ich ein glückliches Verhältniss nennen, wenn vielleicht nicht eine glückliche Ehe. Die Ehe bildete für meinen Mann nicht einen Mittelpunkt seines Seins, und nächstdem war die unsere nicht durch Kinder gesegnet. Wäre mir das Glück vergönnt gewesen, ich weiss, ich wäre eine gute Mutter geworden, wie ich eine gute Gattin war. Denn das Zeugniss darf ich mir geben: Mein Mann war durch mich so glücklich, als er überhaupt durch eine Frau werden konnte."

Das Letztere bezeugen Alle, welche ihr eheliches Verhältniss näher kannten. Ludwig Börne, als Kostgänger ihres Gatten längere Zeit Hausgenosse des Ehepaars, und daher hier um so urtheilsfähiger, als eheliche Missklänge oft vor der Welt in die befriedigendsten Consonanzen aufgelöst werden, während sie daheim unaufgelöst das Haus durchschrillen, versicherte, wie Gutzkow in dessen Leben berichtet, nie eine Frau gekannt zu haben, welche sich besser in einen viel älteren Mann zu schicken gewusst hätte als Henriette Herz.

Ihr Mann war doppelt so alt als sie; er wurde am 17. Juni 1747 zu Berlin geboren.[91] Herz sollte sich dem Talmudstudium widmen, ging aber 1762 als Handlungsdiener nach Königsberg und studirte, da er nach einiger Zeit jener Lebensweise überdrüssig war, Philosophie und Medizin, worin sein heller Geist mehr Nahrung fand. Kant gewann ihn lieb und empfahl ihn bei seiner Rückkehr nach Berlin mehreren bedeutenden Männern. Ehe er aber hier seine Studien fortsetzen konnte, machte er, zur Verbesser-

[91] „Jüdisches Athenäum," Leipzig und Grimma, 1851, S. 93—94.

ung seiner Vermögensumstände, eine Reise über Kurland nach Polen als Sekretair des Geh. Raths Ephraim. In Mitau — wohin er von Berlin sowohl an die dortigen Professoren des herz. akad. Gymnasiums als auch von Kant in Königsberg an dessen zu Mitau lebenden Bruder empfohlen worden war — hielt er sich einige Zeit auf, wo es ihm auch gelang einen Verleger, für seine Erstlingsschrift „Versuch über die Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks“ (1776. 8.) zu finden. In Halle zum Doktor promovirt, fand er in Berlin am jüd. Krankenhause eine Anstellung. Im Jahre 1777 fing er an, Vorlesungen zu halten, sowohl über medizinische Gegenstände als auch über Philosophie. Die Letzteren hielt er gewöhnlich vor einem zahlreichen Publikum, worunter selbst die Prinzen des Königlichen Hauses sich befanden, mit vielem Beifall. Im Jahre 1775 reiste er zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit in das Bad Pyrmont, wo ihn der Fürst von Waldeck zum Hofrath und Leibarzt ernannte. Nach seiner Rückkehr in Berlin begann er seine Vorlesungen wieder, die er bis wenige Jahre vor seinem Tode fortsetzte. Im Jahre 1791 wurde er Professor der Philosophie, entsagte jedoch in seinen letzten Lebensjahren dem Studium derselben und widmete sich ausschliesslich seinem ärztlichen Berufe. Er starb am 19. Januar 1803. Ausser seinen kleinen Aufsätzen medizinischen, philosophischen, phychologischen und theologischen Inhalts in den verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte er u. A. noch folgende Schriften: „Versuch über die Ursachen der Geschmacksverschiedenheit,“ von der wir bereits oben gesprochen haben, „Briefe an Aerzte,“ 2 Sammlungen, Berlin 1777, 1778, „Grundriss der medizinischen Wissenschaften,“ Berlin 1782, „Vorlesungen über Experimentalphysik,“ Berlin 1787 und sein Hauptwerk „Versuch über den Schwindel,“ Berlin 1786. –

So war der Mann beschaffen, der die damals in Berlin lebende grösste Schönheit heimführte. Er war ein ausgezeichneter Schüler Kants, ein scharfsinniger, klarer und

nüchterner Kopf. Was wir bei ihm besonders rühmend hervorheben müssen, ist der Umstand, dass er bei seinen tagtäglichen Berührungen mit anderen Confessionen nie den Juden verläugnete, ja, er hatte sich sogar, so weit es sein Rang und sein ärztlicher Stand gestattete, dem jüdischen Ritual nicht so ganz entfremdet. Er, der seine elegante Equipage besass und sonst gewöhnlich in derselben seine Patienten besuchte, bediente sich dieser Sonnabends nur in dem nothwendigsten Falle, nämlich, wenn man in der Umgegend seine Hilfe erwartete, in der Stadt aber sah man ihn am siebenten Tage der Woche zu den Patienten gehen.

Man erzählt, dass, als er einmal an einem solchen Tage auf dem Wege zu einem Kranken war, ein jüdischer Arzt vorbeifuhr, der, bei mehr Arroganz als Sachkenntniss, sonst wenig Praxis hatte. „Nun, was sagen Sie dazu?“ rief unserm Herz ein guter Freund zu, „dieser Doktor fährt am Schabbes!“ — „Ei was!“ erwiderte der Gefragte; „mich wundert es nicht, dass er am Schabbes fährt; mich wundert's dass er überhaupt fährt.“[92]

---

[92] Folgende zwei hübsche Anekdoten dürften jedenfalls von Interesse sein:

Marcus Herz hatte auf seinem Wagen die Anfangsbuchstaben seines Namens, M. H., stehen. „Jetzt fällt es mir ein,“ sagte einst ein vertrauter Freund zu ihm, „dies soll gewiss heissen: „Malach Hamoves“ (der Todesengel). — „Schlecht gerathen!“ versetzte der geistreiche Arzt, „dies heisst: „Mechajeh Hamessim“ (Belebt die Toden). —

Marcus Herz war sehr wohlthätig, namentlich gegen jüdische Studirende. Einstmals aber mochte er übler Laune oder sonst verhindert sein, kurz, einen jungen, ihm dringend empfohlenen Mann liess er ohne alle Berücksichtigung. Nachdem Dieser, wenn auch mit vieler Noth, sein Studium vollendet und sein Doktorexamen gemacht hatte, hielt er es dennoch für angemessen, dem Hofrath Herz ein Exemplar seiner Doktordissertation persönlich zu überreichen. Herz nahm ihn freundlich auf. Unter Anderm erzählte er ihm einen eben vorgekommenen Fall, wo ein Kind ohne ein wichtiges Organ geboren worden. „Was meinen Sie,“ frug er den jungen Arzt „wird das Kind leben können?“ — „Allerdings!“ lautete bestimmt die rasche Antwort. — „Hm!“ sagte H., „woraus schliessen Sie das? Wir Aerzte hier sind noch sehr im Zweifel!“ — „Nun,“ antwortete der junge Mann, „ich habe vier Jahre ohne Herz gelebt, kann das Kind ja auch ohne . . . . leben.“ —

Marcus Herz war mit allen damaligen Trägern der Intelligens Berlins befreundet, und gern übertrugen Diese ihre Freundschaft auch auf die junge, schöne, empfängliche Frau. Wir finden in ihrem näheren Umgange die damals glanzvollsten Namen unter den Koryphäen der Belletristick, Philosophie, Theologie, Naturwissenschaft und das Soldatenthums. Ramler, Moritz, Engel gehörten zu den Schriftstellern, mit denen sie vielfach in und ausser ihrem Hause verkehrte. Aber auch zu dem älteren Spalding, der trotz vorgerückter Jahre den Bewegungen der schönen Literatur mit Theilnahme und jugendlicher Lebhaftigkeit folgte, zu Teller, welchem bis zu seinem Lebensende der Sinn für alles Schöne treu blieb, zu Zöllner, trotz seines geistlichen Standes sehr gewandter Weltmann und angenehmer und belehrender Gesellschafter, bildeten sich freundschaftliche Verhältnisse, ein noch vertrauteres zu Dohm, etwas später ein Gleiches zu dem jüngeren Spalding. Ihren intimen Kreis bildeten noch ferner: Graf Christian Bernstorff, Gentz, der spätere preussische Minister Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, dessen Verhältniss zu ihr vielleicht mehr als das irgend eines ihrer anderen Freunde den Charakter der Liebe trug, und welcher, trotz seines hohen Standes und seiner hervorragenden Stellung in der Gesellschaft wie im Staatsdienste, nicht Anstand nahm, ihr nach dem Tode ihres Gatten seine Hand anzubieten, welche sie jedoch zurückzuweisen sich bemüssigt sah; wie auch: Gustav v. Brinckmann, Fessler, Friedrich Schlegel, Schiller, Göthe, Börne, Schleiermacher und andere hervorragende Capacitäten. Ihre reine Weiblichkeit führte ihr jedoch auch die bedeutendsten Frauen entgegen. Und Berlin war in ihren früheren Jahren an diesen sehr reich. Sie webten die duftendsten Blüthen in den Kranz der Geselligkeit. Sie waren es, welche dieser eine eigenthümliche, noch heute merkbare Färbung verliehen, ja man darf sie vielleicht die eigentlichen Schöpferinnen des Conversationstones der preussischen Hauptstadt nennen.

Marcus Herz las alsbald nach seiner Verheirathung in seiner Wohnung philosophische Collegia, zu welchen sich, wie gesagt, ein sehr gewähltes Publicum einfand. Diese hatten um so mehr eine förderliche Ausdehnung der freundschaftlichen Verbindungen zur Folge, als er die tüchtigeren und interessanteren unter seinen Zuhörern zum Abendessen einlud. Später traten noch sehr beifällig aufgenommene, durch Experimente erläuterte Vorlesungen über Physik dazu, in welcher er durch vortreffliche Instrumente und Apparate unterstützt wurde. Sie wurden, wie bereits oben bemerkt wurde, von Personen aus den höchsten Ständen besucht, sowohl Wissbegierigen, als allerdings auch Neugierigen, und führten dem Ehepaar viele der ausgezeichnetsten Notabilitäten zu. Diesen Vorträgen wohnten selbst die jüngeren Brüder des Königs Friedrich Wilhelm III. bei, und auch den damals etwa vierjährigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. brachte später dessen Erzieher Delbrück mit sich, um ihm einige interessante Experimente sehen zu lassen. Henriette Herz stellte selber einige solche für den kleinen Prinzen mit Phosphor an.

Diesen Vorlesungen verdankte Henriette Herz auch die Bekanntschaft Alexander von Humboldts, die — nach den eigenen Worten der schönen Jüdin — „später zu einer Freundschaft für das Leben sein sollte, welche meine heiteren Tage verschönt, meine düsteren erhellt hat.“ Er hatte nämlich seinen Erzieher, den späteren Geheimen Staatsrath Kunth, veranlasst, Herz wegen der Anlage eines Blitzableiters zu Rathe zu ziehen, damals — es mochte um das Jahr 1785 sein — eine ziemlich seltene Vorrichtung, welche an dem der Humboldtschen Familie gehörenden Schlosse zu Tegel angebracht werden sollte; und bald führte Kunth seine beiden Zöglinge, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, zu, welche hierdurch in den Herz'schen geselligen Kreis traten.

Um das genannte Jahr 1785 bildete sich in Berlin eine Lesegesellschaft, an welcher die ausgezeichnetsten Männer der preussischen Hauptstadt, von den verschiedensten

Fächern und Altern, Theil nahmen. So z. B. Engel, der stets alte und etwas pedantische Ramler, Moritz, Teller, Zöllner, Dohm und der Jurist Klein. Auch die weiblichen Mitglieder ihrer Familien gehörten ihr an. Ausserdem aber auch die beiden sechszehn- bis achtzehnjährigen Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, damals schon von feiner Sitte, lebendig, geistreich, kurz, durchaus liebenswürdig und von umfassendem Wissen. Sie waren bereits in den Herzschen Salon eingeführt, und so konnte es denn bei ihrem Interesse für alles Schöne, welchem sich später wohl auch Einiges für die Schönen dieser Gesellschaft beimischte, nicht fehlen, dass sie der Lesegesellschaft beitraten. Die Versammlungen fanden stets bei dem Kastellan des Königlichen Schlosses, Hofrath Bauer, statt, dessen Frau ihrer Zeit den Anspruch machte, ein bel-esprit zu sein, und zwar im Winter im Schlosse, im Sommer in einem Garten, welchen Bauer vor dem Königsthor besass. Gelesen wurde jedesmal. Kleinere und grössere Aufsätze, lyrische und epische Dichtungen, Dramatisches u. s. w. wechselten ab, und sowohl Männer als Frauen lasen vor. Aber im Winter tanzten die Jüngeren nach dem frugalen Abendessen, und noch als Matrone erinnerte sich Henriette Herz mit Entzücken, dass Alexander von Humboldt sie an einem jener Abende die damals noch neue Menuet à la Rheine lehrte, wie sie im Sommer mit ihm allerlei gesellige Spiele im Freien spielte, bei welchen sich jedoch oft auch die Aeltern betheiligten, Ball schlug u. s. w. Diese Allotria wurden freilich stets nur zur grossen Unzufriedenheit der Frau Bauer getrieben, welcher nie genug gelesen werden konnte.

Der um zwei Jahre ältere Bruder Wilhelm entbrannte alsbald in Leidenschaft für die vergötterte Henriette. Diese dafür gewann eine sichere Superiorität über ihn.[98]

[98] „Wilhelm v. Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von R. Haym" (Berlin, 1858). S. 12.

Sie führte ihn in die Welt ein. Sie machte ihn bekannt mit ihren Freundinnen. Im Kreise dieser Freundinnen und deren Freunde kam es darauf zur Stiftung eines Bundes, des s. g. „Tugendbundes", in dem sich der Moralismus der Männer mit der Empfindsamkeit der Weiber amalgamirte. Es war dies eine Art Tugendbund, dessen Zweck gegenseitige sittliche und geistige Bildung, sowie Uebung werkthätiger Liebe war. Natürlich hatte der Bund seine ordentlichen Statuten und seine eigenen Chiffern. Das vertraute Du verband alle Mitglieder. Auch Auswärtige zählten zu diesen. War es doch besonders reizend, in Geheimschrift mit diesen zu correspondiren, um in gegenseitigem Herzenserguss sich zu geniessen. Ohne Zweifel waren das Spielereien und kindische Dinge: Heutzutage, vermuthen wir, würde sich ein zwölfjähriges Mädchen zu alt dafür halten. Es war den damaligen aber mit diesen Spielen bitterer Ernst! Man hatte im Bundesrath beschlossen, auch Wilhelm von Humboldt in den Bund aufzunehmen. Der gute Junge mochte sich nicht allzu stoisch in der letzten Zeit gehalten haben. Mit zerknirschtem Gemüthe stürzte er daher zu seiner Vertrauten und erklärte, dass er sich leider der ihm zugedachten Ehre nicht würdig fühle. Aber solche Reuescenen waren eben recht im Geschmack der Weiber. Er empfing Absolution. Er ward feierlich initiirt. Dieser Bund gab auch später Anlass zu der Heirath Wilhelm v. Humboldts. „Der Briefwechsel mit Caroline von Dacheröden, in welchem sie uns ihr Herz und ihren Sinn auf die gemüthvollste und geistreichste Weise eröffnete" — erzählt Henriette Herz —, „hatte sie uns seiner würdig kennen gelernt. Therese Heyne hatte bereits Forstern geheirathet, und so konnten wir ihm rathen, die Bekanntschaft dieser ihm geistig Ebenbürtigen zu machen. Er befolgte den Rath, fand sie unserer Schilderung mehr als entsprechend, und sie wurden ein Paar."

Während Wilhelm v. Humboldt Zeit seines Lebens sein Verhältniss zu der Herz als eine Liebesgeschichte be-

trachtete, feierte der nüchterne, ernste, zu Liebeleien und Galanterien wenig geschaffene Alexander von Humboldt nicht so sehr ihre Schönheit, als vielmehr ihre liebenswürdigen Eigenschaften. Die Freundschaft zwischen Alexander von Humboldt und Henriette Herz beruhte auf einer Art natürlicher Verwandtschaft zwischen edlen, gleichgesinnten Seelen, die sich einander nähern und anziehen.[94] Es ist Schade, dass die Briefe Alexander v. Humboldts an Henriette Herz nicht erhalten sind: sie würden über dieses anziehende und höchst interessante Verhältniss manch' helles Licht verbreiten! Henriette unterrichtete Alexander in der hebräischen Sprache; und wenn er in jenen Jahren einer gemeinschaftlichen Freundin und mir — erzählt die Erstere[95] — von dem seiner Familie gehörenden Schlosse Tegel aus schrieb, datirte er den Brief gewöhnlich von: Schloss Langeweile. Freilich that er dies meist nur in solchen Briefen, welche er in hebräischen Schriftzügen schrieb, denn in dieser Schrift hatte ich ihm und seinem Bruder Wilhelm den ersten Unterricht ertheilt,[96] den später ein anderer auf sehr erfolgreiche Weise fortsetzte, und sie schrieben sie trefflich. In den Briefen, deren Inhalt Jedem zugänglich gewesen wäre, kund zu thun, man unterhalte sich besser in der Gesellschaft jüdischer Frauenzimmer, als auf dem Schlosse der Väter, war

---

[94] Vgl. Vossische Zeitung, 1869. No. 219.

[95] „Henriette Herz von J. Fürst", S. 129 ff.

[96] Vgl. das vorhergehende Capitel S. 72.; in einem weiter unten citirten Briefe A. v. Humboldts an seinen Jugendfreund Wegener (Berlin, den 12. December 1788) finden wir folgende Stelle mit hebräischen Lettern geschrieben:

„Ich hoffe zu Gott, dass bei Zöllner nicht wieder die Politik sich darin mischen wird";

דאז ביי צעללנער ניכט ווידער דיא פאליטיק זיך דארין מישען ווירד.

Humboldt hat überhaupt über viele Sachen, die er blos privatissime und unter Discretion zu äussern wagte, mit jüdischen Lettern geschrieben, wie er auch stets für die hebräische Sprache und Literatur seine wärmsten Sympathien bewahrte. Siehe auch das Kapitel: „A. v. Humboldt und die Bibel." —

damals für einen jungen Edelmann nicht ganz unbedenklich!

Als beide Brüder die Universität zu Frankfurt an d. O. bezogen, unterhielt Wilhelm von Humboldt einen lebhaften Briefwechsel mit der schönen, interessanten Frau, für die er eine schwärmerische Neigung hegte, während Alexander von Humboldt[97] einzig und allein seinem Studium nachhing.

---

[97] Wie wenig der grosse Naturforscher für weibliche Liebe empfänglich gewesen, möge folgende kleine Geschichte, die wir dem Tagebuche der 1852 verstorbenen Gräfin von B. entlehnen (Vgl. auch „Breslauer Zeitung", 1869, Nr. 317)' beweisen:

Die nachherige Gräfin von B., eine Deutsche, lebte damals mit ihrem Vater, dem Freiherrn von R., in Paris. Begeistert für die Wissenschaft war es schon lange ihr sehnlichster Wunsch gewesen, ihren berühmten Landsmann kennen zu lernen, als ihr dieses Glück endlich am 8. Oktober in dem Salon eines Verwandten zu Theil wurde. Sie suchte und fand die Gelegenheit einer Zwiesprache mit Alexander von Humboldt, und das einfache und freundliche Benehmen machte den tiefsten Eindruck auf sie. Die Unterhaltung lenkte sich bald auf Südamerika, und Fräulein von R. wünschte die Instrumente kennen zu lernen, deren sich Humboldt bei seinen Messungen und Bestimmungen bedient hatte. (Er war damals kurz vorher von seiner Reise in Amerika zurückgekehrt und hatte sich durch dieselbe einen Weltruhm erworben.) Er lud sie zu einem Besuche ein und bereits am folgenden Tage erschien die Landmännin bei ihm.

Seitdem fanden sich wöchentlich wenigstens zwei Gelegenheiten, bei denen beide einander sahen. Die vertrauteste Freundschaft war eingetreten und ging bei Fräulein v. R. in Liebe über, während hinter Humboldts stetem Lächeln eine Eisschicht lag, die nie schmelzen wollte. Fräulein v. R. wurde unwillig darüber, und die eingetretene Vertrautheit schien ihr eine offene Frage zu erlauben, die Frage: „Haben Sie denn nie geliebt?" — „Nie!" antwortete Humboldt. — „Wissen Sie aber, dass Sie durch Ihre Kälte erschrecken könnten?" — „Ich habe mich vielleicht irrig ausgedrückt, gnädiges Fräulein. Ich habe seit meinen frühesten Jahren geliebt, mit einem Feuer geliebt, das seines Gleichen vielleicht nicht hat." — „Und wer ist, wenn man fragen darf, der glückliche Gegenstand dieser Liebe?" — „Die Wissenschaft." — „Nur die Wissenschaft?" — „Nur die Wissenschaft; sie war meine erste, meine einzige Liebe, und wird die einzige bleiben."

Die Unterhaltung wurde abgebrochen, aber Fräulein v. R. fühlte sich seitdem leidend. Vergebens versuchte sie durch Vernunftgründe ihre Liebe aus dem Herzen auszurotten. Sie hielt sich vor, dass Humboldt ein kalter Egoist sei, durch den nimmer ein weibliches Wesen glücklich werden könne; sie war bemüht, aus seinem Lächeln den Beweis einer grausamen

Nur immer auf kurze Zeit kehrte Alexander seitdem nach Berlin zurück, entweder in Familien- oder in wissenschaftlichen Angelegenheiten; seine weiteren Reisen, sein långjähriger Aufenthalt in Paris vermochten aber nicht sein Herz dem Vaterlande und den Landsleuten zu entfernen. Als er im Jahre 1827 sich bleibend in Berlin niederliess, wurden die Jugendbekanntschaften erneuert, unter ihnen also auch ganz besonders mit Henriette Herz. Alexander verkehrte wieder sehr oft in dem geselligen Hause dieser Frau, welche bei der bescheidensten häus-

---

Falschheit zu finden; sie sammelte aus den mit ihm geführten Gesprächen tausend Beweise, dass er nicht Liebe, sondern Verachtung verdiene. Vergebens!

Vielleicht war es eben die erlittene Verschmähung, welche ihr Feuer in voller Gluth erhielt. Eine ernstliche Erkrankung war die Folge davon.

Ein beiderseitiger Freund (wahrscheinlich Arago) hat die Lage der Kranken richtig durchblickt und übernahm es, mit Humboldt zu sprechen. Lächelnd hörte Dieser an, was ihm vorgestellt wurde und sagte dann: „Fräulein v. R. hat meine innigste Theilnahme erregt, aber eben deshalb muss ich ihre Hand zurückweisen. Sie würde als meine Gattin nur unglücklich werden. Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Ausserdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kindererzeugen für ein Verbrechen." — — —

Der Freund gab seine Bekehrungsversuche auf. Fräulein v. R. schrieb aber unter dem 27. November in ihr Tagebuch:

„Humboldt ist ein räthselhafter Mensch. Er ist mehr Mephistopheles als Faust. Es hält schwer, wenn es nicht unmöglich ist, sein Herz zu durchschauen. Er ist ein Engel oder ein Teufel. Ist seine Freundlichkeit Güte oder Tücke? Ist er Aristokrat, oder Demokrat, Optimist oder Pessimist, Gottesleugner oder demüthiger Verehrer des höchsten Wesens? Enthalten seine Worte Wahrheit oder Spott? Ich vermag alle diese Fragen nicht zu beantworten. Er ist mir ein Räthsel. Und doch wird er mir dabei immer lieber. Ich werde ihn nie vergessen."

Im Monat December verheirathete sich Fräulein v. R. mit dem bejahrten Grafen B. und sah seitdem Humboldt nicht wieder. — —

Für die Wahrheit dieser Aufzeichnungen zeugt unseres Erachtens auch die Thatsache, dass die chronique scandaleuse, die gewöhnlich über die Liaisons berühmter Männer und Frauen so viel zu berichten weiss, den flecken- und mackellosen Charakter Humboldts auch in diesem Punkte nicht zu berühren wagte, wie der Umstand, dass A. v. Humboldt stets unverheirathet blieb, und in allen seinen Schriften und Briefen auch kein einziges, an weibliche Liebe erinnerndes Wort zu finden ist. Humboldt hatte Recht: die Wissenschaft war seine einzige, freilich stürmisch angebetete Geliebte! —

lichen Einrichtung, nur durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit angezogen, die bedeutendsten Männer, Fremde wie Einheimische, um sich versammelte. Je mehr sie zusammenkamen, je näher sie traten, desto mehr lernten sie einander achten und schätzen. Und sobald sich eine Gelegenheit bot, ihr seine Freundschaft zu beweisen, war A. v. Humboldt mit ganzem Herzen dabei. Henriette hat uns manch' charakteristische Momente, Humboldt betreffend, aufbewahrt, die der Mittheilung wohl werth sein dürften. Sie erzählt uns folgenden schönen brüderlichen Zug von Wilhelm von Humboldt. Bei seiner Anwesenheit in Paris im Jahre 1799 verkehrte Dieser viel mit Frau von Staël, ja mehr vielleicht als mit irgend jemand Anderem. Aber es war doch auch nur ihr Geist, der ihn zu ihr hinzog, einen Mangel echter Weiblichkeit glaubte doch auch er, und zwar auf eine wenig wohlthuende Weise, bei ihr zu verspüren. Doch die übrigen Menschen in Paris genügten ihm damals so wenig, dass er sich vergleichsweise bei ihr wohlfühlte. Ihn erfreute damals dort nur die Verehrung, welche man — in jener Zeit schon, noch vor dem Antritt der Reise, welche den Grund zu seiner Weltberühmtheit legte — für seinen Bruder Alexander hatte. Diese Verehrung eines ausgezeichneten Menschen, dessen Inneres er so ganz kannte, schien ihm ein besserer Cultus als der, welchen er damals in den Kirchen von Paris sah, „in diesen Kirchen mit ihren moralischen Inschriften, ihren gipsernen Statuen der Freiheit und den Paar Theophilanthropen, um Gebote verlesen zu hören, die nicht befolgt werden," wie er an Henriette Herz schrieb.

Ueber den Bildungsgang Alexanders giebt sie uns den beachtenswerthen Aufschluss, dass Campe und Engel zu den eigentlichen Lehrern des „lebhaften und geistreichen Alexander" — wie sie ihn selber nennt — gehörten, während Kunth selbst ihm nur wenig Unterricht ertheilte. Als Humboldt im Winter von 1827 auf 1828 in Berlin vor einem gemischten Publikum dem Inhalte wie der Form nach bewundernswerthe Vorträge hielt (die später zu dem „Kos-

mos“ überarbeitet wurden), und einmal die Blicke aller Zuhörer mehr als von freudiger Befriedigung erstrahlten, flüsterte Kunth Henriette'n in's Ohr: „Von mir hat er's wahrhaftig nicht!“ —

Dass übrigens Alexander von Humboldt trotz seines Mangels an echter Liebe zu den Frauen, in den Herzensangelegenheiten derselben ein sehr scharfes Urtheil dokumentirte, möge folgendes Moment erhärten. In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, als die Judentaufen masculini und feminini generis wahrhaft epidemisch wurden, da ging in Berlin auch Marianna Meyer ohne Wissen ihrer orthodoxen jüdischen Eltern zur christlichen Religion über, wobei sie sich — nebenbei gesagt — sehr ausgelassen lustig erwies, während sie wusste, dass die Kunde von ihrer Religionsveränderung für ihre Eltern ein überwältigender Schlag sein musste. Trotz ihres Standes und ihres Glaubens — den die Taufe nicht gut machen konnte — lagen ihr die damaligen aristokratischen Roués und Lebemänner einer nach dem andern zu ihren Füssen, ja ernstlich um sie werbend. Zu ihren Freunden gehörte auch Graf Gessler, der sächsische Gesandte am preussischen Hofe. Er verhehlte seine Gefühle für Marienne Meyer so wenig, dass man nicht Anstand nahm, auch mit ihm bei Gelegenheit von seiner Liebe zu sprechen. Als nun nach seiner Abreise von Berlin Marianne zum christlichen Glauben übergetreten war, und öffentlich und laut behauptet ward, Graf Gessler sei nur abgereist, um alles Erforderliche vorzubereiten, sie aus dem elterlichen Hause zu führen, und sich denn mit ihr zu vermählen, da glaubte Henriette Herz, als sie ihn in Leipzig traf und er sich angelegentlichst nach der Dame seines Herzens erkundigte, wohl von dem mit ihm sprechen zu dürfen, was das Gespräch des ganzen Kreises der gemeinsamen Bekannten war. Wie erstaunte sie jedoch, als sie ihn stutzen, erschrecken sah! Er leugnete jede Absicht, sich mit Marianne zu verbinden, und sie erfuhr nachher, dass er eiligst verschiedenen Freunden in Berlin Briefe geschrieben habe, in welchen er das Vorhaben,

welches man ihm beimass, eifrigst desavouirte. Wie bei anderen Gelegenheiten musste auch hier Henriette Herz den Scharfblick Alexander von Humboldts selbst hinsichtlich solcher Verhältnisse anerkennen. Er hatte von Anfang, im Widerspruch mit der Meinung Aller, es ausgesprochen, dass Graf Gessler Marianne nie heirathen werde. — Ich glaube, dies Beispiel dürfte genügen. —

Leider sollte die Frau, welche in ihrem Eifer, die Sorgen Anderer zu lindern, nie nachliess, noch in ihren spätesten Lebenstagen selbst von Sorgen bedrängt werden. Das Alter vermehrte ihre Bedürfnisse, wiederholte Krankheiten hatten bedeutende Ausgaben erfordert, sie sah ihr kleines Kapital schwinden, und hatte zu fürchten, bei längerem Leben von einer kleinen Wittwen-Pension subsistiren zu müssen, welche schon in jüngeren Tagen zu ihrem Unterhalt nicht ausgereicht hätte. So geheim sie diese Erdennoth hielt, sie kam im Jahre 1845 doch zur Kunde Alexander v. Humboldts. Der treue Freund wusste, dass König Friedrich Wilhelm IV. sich oft mit lebhafter Theilnahme nach dem Ergehen der edlen Frau erkundigte, von welcher er stets des Guten so viel gehört hatte, und in deren Haus, wie wir oben gesehen haben, er schon als Kind durch seinen Erzieher Delbrück eingeführt worden war, wo er unter Anderm die ersten physikalischen Experimente gesehen hatte. Er knüpfte an diese ihm selbst öfter geäusserte hohe Theilnahme an, um den König um eine einmalige Subvention und eine kleine Pension für die Freundin zu bitten. Der König bewilligte die Erstere nicht nur sofort, sondern fügte hinsichtlich der Letzteren hinzu: „Für eine Frau, welche, so lange ihre Kräfte es erlaubten, so thätig für das allgemeine Beste mitgewirkt hat, muss ich mehr thun, als Sie von mir begehren. Für sie muss auch ich thun, was in meinen Kräften steht.“ — Nach sofort vorgenommener Revision des betreffenden Fonds verfügte der König noch an demselben Abende die Bewilligung des Doppelten der erbetenen Pension. Aber die zarte und schonende Form der Bewilligung erhöhte die Gabe

noch weit über ihre pekuniäre Bedeutung hinaus. In einem Handbillet an den Geheimen Cabinetsrath Müller erklärte der König, dass, da die Hofräthin Herz, „eine Frau, deren Namen er von frühester Kindheit an mit der innigsten Hochachtung habe aussprechen hören,“ selbst nichts erbeten habe, und überhaupt die ganze Sache ohne ihr Wissen geschehen sei, Er es angemessen finde, keine Kabinetsordre hinsichtlich der Bewilligung an sie zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn v. Humboldt gehen zu lassen.

So wurde denn die treffliche Frau durch eine sofortige Subvention von 50 Stück Friedrichsd'ors und eine jährliche Pension von 500 Thalern, beide aus der Privat-Chatuille des Königs, nicht nur von lastender Sorge befreit, sondern durch so ehrende Aeusserungen der Theilnahme, deren Kunde ihr nicht vorenthalten ward, mächtig gehoben und mit neuer Lebensfreudigkeit erfüllt.

Der wohlwollende Monarch liess es hierbei nicht bewenden. Schon oft hatte der König den Wunsch ausgesprochen, die ehrwürdige Matrone vor ihrem Ende noch einmal zu sehen, sowie die Hoffnung, ihr einmal im Thiergarten, wo sie ihre Sommerwohnung hatte, zu begegnen. Diese Hoffnung konnte sich in den letzten Zeiten ihres Lebens um so weniger erfüllen, als Schwäche ihr nur selten einen Spaziergang erlaubte. Der König begünstigte sie daher am 6. Juli 1847 durch ihren Besuch, und unterhielt sich aufs Theilnehmendste und Freundlichste mit ihr, zugleich durch lebendige Erinnerung selbst an Kleinigkeiten, welche sie betrafen, ein ehrendes Interesse für sie bekundend. Bis an ihren Tod, im Jahre 1847 den 22. Oktober, bewahrte ihr Alexander von Humboldt seine wärmste Freundschaft. — —

Die zweite „Seele von Berlin“ war Rahel Lewin, nach ihrem Uebertritt zum Christenthume die Taufnamen Antonie Friederike enthaltend, die Gattin Varnhagen v. Ense's. Sie ward geboren am Pfingsttage 1771 zu Ber-

lin.[98] Ihr Lebensgefährte schildert sie als eine leichte, graziöse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuss und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem, schwarzem Haar umflossen, verkündigt geistiges Uebergewicht, die schnellen aber doch festen, dunkeln Blicke lassen zweifeln, ob sie mehr geben oder aufnehmen, ein leidender Ausdruck leiht den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Ihre Stimme ist klangvoll, weich, aus der innersten Seele heraufitönend. In anspruchslosen Aeusserungen der eigenthümlichsten Geistesart und Laune verbinden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und Allem ist zugleich eine tiefe Wahrheit, wie von Eisen, eingegossen, so dass auch der Stärkste gleich fühlt, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht so leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Alle Weisheit der Welt, die sich um sie schaarte, fühlte sich gedrungen, hier mit gebeugtem Haupte zu huldigen. Ihr eigentliches Bemühen war es, in Jedem, der aus den Wogen des eitlen Weltlebens auftauchte, den eigentlichen Kernpunkt wieder aufzufinden. Sie nannte das „im Menschen das Kind entdecken". Prinz Louis Ferdinand nannte sie darum seine moralische Hebamme. „Sie ganz zu würdigen," schreibt Varnhagen, „kann ich Niemandem zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenosse war; denn selbst ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geistes und ihres Gemüthes dort sprudeln, geben nur ein unvollkommenes Bild von ihrem Wesen." „Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beisammen, Geist und Witz, Tiefsinn und Einbildungskraft, verbunden zu einer Folge

[98] Vgl. „Jüdisches Athenäum." (Grimma und Leipzig, 1851). S. 188 ff. „Schmidt-Weissenfels, Rahel und ihre Zeit." (F. A. Brockhaus, Leipzig 1857), „Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (1834) 3 B., „Gallerie v. Bildnissen aus Rahels Umgang, v. Varnhagen v. Ense" (2. B.), „Berühmte Frauen von Claire v. Glümer", 1. Theil. (Leipzig Wigand 1856). —

von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche, gleich Göthe's Worten, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Geistes augenblicklich wirken. Neben allem Grossen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde einen lieblichen Ausdruck gab, ohne den starksten der gewaltigsten Leidenschaften zu verhindern." Weiter sagt er: „Mir war vergönnt, in das reichste Leben zu blicken, es war reich in seinen äusseren Verhältnissen, aber noch reicher durch seinen inneren Gehalt." Es war ein seltenes Schauspiel, die hundert Fühlhörner ihres Geistes nach so vielen Seiten und überall bis in die verborgensten Schlupfwinkel hinabreichen zu sehen, um zu erheben oder zu beruhigen, und Alles, was sich ihr und Anderen als Lebensereigniss ergab, unter den Gesichtspunkt ihrer Klugheit zu stellen. Das war das Geheimniss, das ihr die gewaltige Macht über die Gemüther verlieh, dass sie als Herzenskündigerin die Befähigung hatte, die Bekenntnisse der verschiedensten, der verschlossensten Naturen in ihr Herz aufzunehmen, und auch die fremdesten Schmerzen und Freuden wie eigene Wiegenkinder an ihrem Busen zu beschwichtigen. Weil sie in Allen, die sich ihr geistig näherten, mitlebte, um ihnen ihr geistiges Wesen zu deuten, darum ragte ihr Naturell über alle jene Salonmenschen empor, so dass sie Jedem ein ungelöstes Räthsel blieb. Trotzdem, dass sie nie im Stande gewesen, orthographisch zu schreiben, ihr viele positive Kenntnisse abgingen und ihre ganze Schreibart formlos war, so waren dennoch ihre Gedanken grossartig, treffend und von überraschender Originalität. Mit Recht sagt von ihr Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten: „Eine Frau, die nicht durch ihren Stand und Namen, noch durch Schönheit und glänzende Verhältnisse die Blicke der Welt hat auf sich ziehen, noch durch schriftstellerische oder künstlerische Verdienste berühmt werden können, sondern einzig durch das unbefangene, gleichmässige Walten einer in sich stets wahren

und dabei gütigen und erweckenden Persönlichkeit, durch ihr einfaches, tägliches Leben auf die umgebende Welt gewirkt, und dabei gleichwohl den Besten ihrer Zeit gleichgestanden, überall so tiefen und eigenthümlichen Eindruck gemacht, und eine so beharrliche Aufmerksamkeit und zuneigungsvolle Achtung, ja eine so allgemeine Wohlgesinnung erworben, wie Rahel, eine solche Frau wird zu allen Zeiten als eine seltene und werthe Erscheinung gelten dürfen."

Was einen Schatten auf den sonst so herrlichen Charakter Rahels wirft, ist die Verhöhnung ihrer eigenen angestammten Religion, des Judenthums. Im Jahre 1793 schreibt sie an ihren Freund David Veit:

„Es wird mir nie einkommen, dass ich ein Schlemihl und eine Jüdin bin, da es mir nach den langen Jahren und dem vielen Denken darüber nicht bekannt wird, so werd' ich's auch nie recht wissen."

Und zwei Jahre später an Denselben:

„Glauben Sie mir, verrückt bin ich nicht! ich fehle nicht gemein; es ist immer ein unumstösslicher Berg, wenn man ihn auch nicht sieht. Ich habe solche Phantasie, als wenn ein ausserirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch ins Herz gestossen hätte: „Ja, habe Empfindung, sieh die Welt, wie sie Wenige sehen; sei gross und edel; ein ewiges Denken kann ich Dir auch nicht nehmen; Eins hat man aber vergessen: sei eine Jüdin." — Und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung; mich ruhig halten, kann es fristen, jede Bewegung, sie zu stillen, neuer Tod, und Unbeweglichkeit mir nur im Tode selbst möglich. Lächeln Sie, oder fühlen Thränen aus Mitleid — ich kann Ihnen jedes Uebel, jedes Missbehagen, jeden Verdruss da herleiten." —

Erst wenige Tage vor ihrem Tode, auf ihrem Sterbebette, fielen die Schuppen der Enttäuschung ihr von den Augen und tiefbewegt sprach sie es ihrem Gatten gegenüber aus: „Welche Geschichte! eine aus Egypten und Pa-

lestina Geflüchtete bin ich hier und finde Liebe und Pflege von Euch! Dir, lieber August, war ich zugesandt durch die Fügung Gottes, und Du mir! Mit erhabenen Entzücken denke ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang meines Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, den weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind; was so lange Zeit meines Lebens mir die grösste Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möchte ich das jetzt missen . . . . .“

In ihrem Elternhause sowohl wie in den Salons ihres berühmten Gatten Varnhagen v. Ense versammelte dieses geniale Weib, die „Geistessonne ihres Zeitalters“, die bedeutendsten und hervorragendsten Männer Preussens um sich. Männer, wie Prinz Louis Ferdinand, Gentz, Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck, Schleiermacher, v. Brinckmann, Graf Tilly, Genelli, v. Burgsdorf, v. Guialtieri (starb als Gesandter in Madrid), Graf Cosa-Valencia, Fürst Reuss Schiller, Goethe, Jean Paul, Steffens, Heinrich Heine und noch unzählige Notabilitäten waren ihrem Kreise zugethan, bald um Blüthen und Früchte dahier zu sammeln, bald um deren zu bringen und immer ihren besten Beifall hier zu finden.

Auch Alexander von Humboldt wurde schon in seinen ersten Jünglingsjahren der Rahel zugeführt. Seine Freundschaft zu ihr und ihrem Gatten bildet eines der schönsten Verhältnisse, die wir kennen. Als A. v. Humboldt einmal durch unglückliche Ereignisse in seiner Familie kurze Zeit hindurch briefliches Stillschweigen bewahrte, gab er sich alsbald alle Mühe, wie er an Varnhagen schreibt,[99] „die Verzeihung seiner geistreichen und ewig theuern Gatten zu erbitten.“ Der Köng Friedrich

---

[99] „Briefe Alex. v. Humboldts an Varnhagen v. Ense, 3. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869,“ S. 6.

Wilhelm III. sandte im April 1830 Alex. v. Humboldt in einer vertraulichen diplomatischen Mission an den Kaiser von Russland und der über diese Auszeichnung nicht wenig überraschte Naturforscher beeilte sich dies sofort dem berühmten Ehepaar mit den Worten anzuzeigen:[100] „Da Sie und Ihre geistreiche Frau, meine vieljährige, gütige Freundin, an Allem theilnehmen, was mir Freundliches begegnet, so melde ich Ihnen, dass mich der König während des Reichstages an den Kaiser schickt u. s. w.“ —

In dem Briefwechsel Alex. v. Humboldts mit Varnhagen finden sich folgende zwei Briefe des Ersteren an Rahel, die leider für uns ein wenig unklar gehalten sind. Sie lauten:[101]

1.

Berlin, den 1. Februar 1833.

Mein frühes Antworten ist kein gutes Zeichen, meine verehrte Freundin! Wenn in diesem Lande etwas zu Stande kommen soll, so muss es 14 Monate dauern, dann ist Hoffnung. Der Brief, den ich Sie ja bitte, nicht in der Hand Ihrer Freundin zu lassen, sagt Alles. Man hat mich mündlich und schriftlich erst freundlich und sinnig angehört, aber heute früh kamen die schönen, sehr schönen Zeichnungen zurück! Das unterstrichene Wort konnte mir noch einige Hoffnung geben, aber ich täusche mich lieber selbst, als Andere, und die Bestimmtheit des Charakters von Beuth, der hier allein entscheidet, versperrt die Aussicht. Dass ich den thätigsten Willen gezeigt, wie Sie es wollen, bedarf keiner Erklärung. Das sollte bei Ihnen ein historischer Glaube sein. Möchten Sie mir doch ein tröstendes Wort über den theuren Varnhagen sagen, die einzige glänzende Stütze unserer Literatur (im edleren Sinne des Wor-

---

[100] A. a. O. S. 7.
[101] A. a. O. S. 12.

tes), unseres Vaterlandes, „in dem, sagt der Bischof[102] mit dem gezückten Schwerte, auch die ausgezeichnetsten Talente, als solche, keine Auszeichnung verdienen.“ Es ist kein Wunder, dass so etwas ausgesagt wird, aber was niederschlagender ist, scheint mir die Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt, und die von solchen unwürdigen Aeusserungen auch nicht einmal aufgeregt wird. Schonen Sie Beide Ihr besseres Sein.

A. Ht.

2.

Berlin, den 9. Februar 1833.[103]

Ich bin einmal bei Beuth gewesen, um ihm seine alte Freundschaft mit L. ins Gedächtniss zurück zu rufen. Er meinte, es würde für die Familie nützlich sein, das rein Architektonische von dem bloss Landschaftlichen und den Kupferstichen zu trennen. Nur das Architektonische könne seinem Institute nützen, und wenn der Familie dran läge, so würde er für einige hundert Thaler (400—500 Rtlr?) ankaufen können. So wenig einladend auch dieser Vorschlag ist, glaube ich doch, verehrteste Frau, Ihnen denselben mittheilen zu dürfen. Beuth wünscht dann unmittelbar mit Jemand zu unterhandeln, der ihn in seinem Hause deshalb besuchen wollte. Möge die Frühlingssonne Ihnen Beiden Wärme, Heiterkeit und Kräfte gewähren. Das byzantinische Reich (allhier) ist sehr ernsthaft in zwei Partheien des Bunsen'schen Gesangbuchs und des Elsnerschen Liederschatzes getheilt. Die Kriegs- und Adjutantenmacht ist für den Liederschatz. Ich bin noch unentschieden.

Sonnabend. A. Ht.

Es ist zu bedauern, dass uns die Briefe Rahels nicht vorliegen, auf die sich die hier mitgetheilten Antwortschreiben beziehen. —

[102] Bischof Eylert, ein Ultramontane.
[103] A. a. O. S. 15.

Auf die Nachricht vom Unwohlsein Varnhagens und Rahels schrieb Humboldt am 3. Februar 1833 sehr besorgt:[104] „Ich höre mit Schmerz, dass Sie und Ihre geistreiche Freundin nur Ein klein Stückchen Gesundheit haben, das Sie Sich höflichst gegenseitig ableihen. — Eine Art des Wechsel-Unterrichts oder Azais'scher Compensation, über welche ich tief trauere.“

Als Alex. v. Humboldt das Hinscheiden Rahel Lewins erfuhr, da schrieb er schmerzbewegt an den untröstlichen Gatten:[105] „Denken Sie Sich, dass ich die Schreckensnachricht (Rahels Tod) erst gestern Nacht (8. März 1833) durch Fürst Carolath erhielt. Sie wissen, welche warme, langgeprüfte, nachsichtsvolle Freundin ich an ihr, der Zierde ihres Geschlechtes, verliere; wie liebenswürdig Sie noch für mich war bei dem kleinen mir anvertrauten Geschäft bei Beuth! So tief mit allem Hinfälligen und Trüben des Lebens vertraut, und doch so heiter und so milde! Bei so viel Geist, so gemüthlich und herzlich! Lange wird Ihnen die Welt öde erscheinen, aber das Bewusstsein, bis zum letzten Hauch, einer so schönen Seele gegeben zu haben, was Geist und Herz und Gemüth der Sitten, wie die Ihrigen, theurer Varnhagen, gewähren können, ist doch ein Balsam für die Wunde......“ — —

Und zum Troste Varnhagens sandte er ihm zugleich ein Billet der liebenswürdigen Herzogin von Dessau, Rahel betreffend, zu. Das Schreiben der Herzogin lautete:[106]

Dessau, den 1. December 1833.

— Empfangen Sie auch meinen besten Dank für die mitgetheilten Bücher, die mich jedes in seiner Art sehr interessirten. Die „Rahel“ nicht persönlich gekannt zu haben, bedaure ich, zumal nachdem mir ihr Inneres so bekannt

---

[104] A. a. O. S. 13.
[105] A. a. O. S. 16.
[106] A. a. O. S. 18.

geworden; ich hätte gerne die äussere Erscheinung, und wie sich diese in dem Kern erkennen liess, beobachtet.

Friederike Herzogin v. Anhalt. — —

Wie Varnhagen konnte auch Humboldt nie diese merkwürdige Frau vergessen, von der Heinrich Heine so treffend sagt: „Es ist, als ob die Rahel wusste, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden und wartete; doch als des Wartens kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und auf der Landstrasse stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.“ —

* * *

Henriette Herz und Rahel Levin sind die berühmtesten Jüdinnen unseres Jahrhunderts: sie repräsentiren die weibliche Schönheit, Anmuth und den Verstand, dass sie aber auch die Träger der zartesten, holdesten Weiblichkeit gewesen sein müssen, dies beweist schon der Umstand, dass sie die Freundinnen eines Alexander von Humboldt waren! — —

Wir wollen schliesslich noch einen interessanten Ausspruch anführen, den Alexander von Humboldt über eine — leider — ebenfalls getaufte Jüdin, Fanny Lewald, gethan. In einem Gespräche über diese Dame, die er einige Tage vorher in einer Gesellschaft kennen gelernt hatte, äusserte er einem jungen Freunde gegenüber[107] Folgendes: Ich habe ihr Buch über England durchgeblättert. Sie hat manche Erscheinungen des englischen Lebens gut

---

[107] Vgl. „Briefwechsel und Gespräche Alexander v. Humboldts mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—1856. Berlin, Franz Duncker 1861,“ S. 82 ff.

aufgefasst und ist eine aufgeklärte, geistreiche Dame. Aber eine Idee ist mir in ihrem Buche aufgestossen, die mir äusserst befremdlich, ja fast unerklärlich bleibt. Ich kann natürlich nicht wissen, ob diese Idee bei ihr constant ist. Vielleicht ist es nichts als Einer jener vorübergehenden Einfälle, wie sie bei den Frauen öfter zum Vorschein kommen, nur um anderen Phantasien Platz zu machen. Sie spricht nämlich die Ansicht aus: dass man das Christenthum verbessern und eine neue Religion gründen müsse. Ich weiss nicht, wass sie damit will. Eine neue Religion zu gründen scheint mir, ich möchte sagen, ebenso unmöglich, als hier in Preussen eine Pairskammer zu Stande zu bringen. Man muss doch bedenken, was man unter Religion versteht. Alle bisher bekannten Religionen vereinigen drei Hauptelemente in sich: zuerst einen historischen Mythus, dann etwas Geologie, Schöpfungsgeschichte und endlich ein Moralprinzip. Sollen diese Elemente auch in der neuen Religion wirksam sein? Und wie sollen sie in ihr verbunden werden? Woher will sie den historischen Mythus nehmen? Was ist die moralisch Tendenz dieser Religion? Ich muss gestehen, dass ich mich in solche Weltverbesserungs-Pläne nicht finden kann. Wir haben schon mit der Politik so viel zu thun, dass man uns nicht noch obendrein mit derartigen Ideen beunruhigen sollte. Als nun der Angeredete hierauf erwiderte, der Gedanke der Verfasserin scheine weniger die Predigt einer neuen Religion, als dass sie den Ausdruck anwende auf die Verallgemeinerung und Realisirung der aus den Resultaten der modernen Wissenschaft hervorgehenden freien Bildung, da entgegnete Alex. v. Humboldt kurz und treffend: „Ja, das ist aber doch nicht Religion!“ —

Welchen Eindruck übrigens die Persönlichkeit Alexander von Humboldts auf Henriette Herz und Rahel Levin gemacht hat, dafür haben wir leider keine Nachrichten; aber dass dieser Eindruck ein gewaltiger, überwältigender gewesen sein muss, dies können wir aus einer Schilderung des berühmten amerikanischen Reisenden

Bayard Taylor ersehen, worin die bezaubernde Individualität des bereits „Vorsündfluthlichen“ dargestellt wird. „Ich habe,“ heisst es am Schlusse, „nur den kleinsten Theil seiner Unterhaltung wiedergegeben, welche in einem ununterbrochenen Strome des Wissens dahinfloss. — Ich möchte seinen Geist mit der Quelle von Vaukluse vergleichen: ein ruhiger und tiefer See, ohne Welle auf der Oberfläche aber durch sein Ausströmen einen Fluss erzeugend. „Sie sind viel gereist und haben viel Ruinen gesehen,“ sagte er mir beim Abschiede, indem er mir die Hand reichte, „jetzt haben Sie eine mehr gesehen.“ — „Keine Ruine,“ war meine unwillkürliche Antwort, „sondern eine Pyramide.“ Ich drückte die Hand, welche die Friedrichs des Grossen, Forsters, des Gefährten Cooks, Klopstocks und Schillers, Pitts, Napoleons, Jeffersons, Hamiltons, Wielands, Herders, Göthes, Cüviers, Beethovens, Walter Skotts — kurz aller grossen Männer, die Europa in drei Vierteln eines Jahrhunderts erzeugt hat, berührt hatte. Ich blickte in das Auge, welche nicht allein die gegenwärtige Geschichte der Welt vorüberziehen gesehen, sondern das auch die Katarakte von Atures und die Wälder am Cassiquiare, den Chimborazo und den Amazonenstrom, die altaischen Alpen von Sibirien, die Tartarensteppen und das kaspische Meer betrachtet hatte. Ein solch' glänzender Reichthum von Erfahrung ist ein würdiger Lohn für ein Leben voll so edelmüthiger Hingebung an die Wissenschaft. Ich habe nie ein so erhabenes Beispiel bejahrten Alters, gekrönt mit unvergleichlichen Erfolgen, voll des reichsten Wissens, belebt und erwärmt durch die reichsten Attribute des Herzens, gesehen. Eine Ruine? Nein, ein menschlicher Tempel, vollendet wie das Parthenon!!“ — —

Humboldts Freundschaft, — sagt mit Recht F. Arndt — obwohl einerseits aus wissenschaftlichen Verbindungen entsprungen, andererseits durch persönliche Zuneigung hervorgerufen, hatte aber noch einen tieferen Ursprung — sie beruhte auf seiner Menschenliebe, seinem allgemeinen Wohlwollen, wovon das gegen die Freunde und Freun-

dinnen nur ein besonderer Theil war. Von Liebe für alle göttlichen und menschlichen Dinge war sein Herz erfüllt, darum konnte er sie weit und breit spenden, ein so reiches Gemüth wie Humboldts hat wohl selten ein Sterblicher aufzuweisen. Dem Wohl der Menschheit hat er sein ganzes Dasein gewidmet, Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt, äusseren Glanz, ruhigen Besitz und das Glück des Familienlebens willig zum Opfer gebracht: dem einen grossen Ziel, der Erforschung der gesammten Natur zum Dienst und zur Bildung der Menschheit. Cicero sagt: „So wenig werden aus Hilfsbedürftigkeit Freundschaften gesucht, dass vielmehr Diejenigen die Freigebigsten und Wohlthätigsten sind, welche reich an Gütern aller Art, vornehmlich aber an Tugend, die am meisten sich selbst genug ist, fremder Hülfe am wenigsten bedürfen. Nicht der Gedanke an den Nutzen, sondern das Gefühl der Liebe erzeugt die Freundschaft und unterhält sie. Nichts ist liebenswürdiger und anziehender als die Tugend. Hat man sie selbst in sich und findet sie in anderen, so ist der Grund zur Freundschaft gelegt.“

So fasste der grösste römische Philosoph die Freundschaft auf, so stellte er sie in einem berühmten Werk: „Lälius oder über die Freundschaft“ dar, und so hat sie mehr als zweitausend Jahre später Alexander von Humbold bethätigt. — —

Alexander von Humboldt und die Bibel.[108]

VI.

Seit einer langen Reihe von Jahren kämpfen die begabtesten Apostel der Naturwissenschaften und besonders die federfertigen Propheten des Materialismus und des Atheismus mit einer, wahrlich! einer besseren Sache würdigen Vehemenz gegen jede ideale, geistige Bildung, namentlich aber gegen jede moralisch-religiöse Richtung des Menschengeschlechts. Männer, wie z. B. Büchner, Moleschott, Lyell, Darmin, die mit Recht als glänzende Meteore auf dem mit genialen Geistern dicht genug besäten Himmel der Naturwissenschaften betrachtet werden, fingen ihre wissenschaftliche Laufbahn damit an, dass sie den kühnen, an die französische grossmannssüchtige Phrasendre-

[108] Vgl. über dieses hochinteressante Verhältniss noch überdies des Verfassers Aufsätze in der zu Mainz erscheinenden Zeitschrift: „Der Israelit, Nr.“ 41 und 47, Jahrgang 1869; ferner meine Artikel in der von mir und Rabbiner Dr. Naschér redigirten „Berliner Zeitung für die gesammten Interessen des Judenthums,“ Nr. 1, Jahrg. 1870, wie auch meine Schrift: „Johann Gottfried von Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit. Eine literar-historische Studie. Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, 1870.“ Seite 48—52. Diese Artikel des „Israelit“ wurden in mehrere Sprachen übersetzt, u. A. auch in das holländische Blatt: „Niew Israelitsch Weekblad“. Leider kam mir die betreffende Nummer dieses Blattes nicht zu Gesichte, und verdanke ich dieses Faktum der gütigen Mittheilung des Chefredakteurs des Israelit, Herrn Rabbiner Dr. Lehmann in Mainz.

scherei erinnernden Ausspruch des Laplaçe: „Ich habe Himmel und Erde durchforscht, — aber keinen Gott gefunden“ in den verschiedensten Commentaren, ein Jeder nach seiner eigenen, funkelnagelneuen naturphilosophischen Exegese, dem „hochzuverehrenden Publicum und einem hohen Adel“ vorzudemonstiren suchten. Bei dieser Gelegenheit konnte sich Jedermann von der Wahrheit des Satzes überzeugen, dass nicht bloss der Glaube, sondern auch der Unglaube ein gewaltiges Contigent von Fanatikern besitze; und ist es noch gar nicht ausgemacht, ob in der verrannten, zelotisch-despotischen Hyperorthodoxie und in dem Stillstands-Wahnsinn eines Knaak und Disselhoff, oder in den Alles zermalmenden, die Gegenstände der Natur geradezu auf den Kopf stellenden, chaotischen Theorieen der Herren à la Holbach und La Mettrie die grössere Gefahr für den gedeihlichen Entwickelungsprozess der Wahrheit und Wissenschaft liege! Es scheint dass es bei den Naturforschern heutzutage zur — Mode geworden, um Gotteswillen! ja nichts von dem alten, lieben Gott hören zu lassen! Diese Mode bedingt es auch, dass die meisten naturwissenschaftlichen Schriftsteller ihre Werke so anlegen, dass ihre trockenen, nüchternen und gewöhnlich paradoxen Behauptungen durch das Schimpfen und Toben gegen die Offenbarung, die Religion und deren Träger u. s. w. gewürzt werden. Diese Heisssporne der — allerdings epochemachenden — Erfindungen und Entdeckungen auf den Gebieten der Natur ähneln in ihren Prinzipien und Manipulationen überaus den stürmenden und drängenden „Junghegelianern“ von der Sorte der Max Stirner und Consorten; gleich Diesen suchen sie ihren Ansichten bei der Menge um so leichteren Kredit zu verschaffen, je mehr sie die Grundlagen der positiven Religionen — die sind ihnen besonders ein Dorn im Auge! — unterwühlen und bestrebt sind, das ihnen sehr — unbequeme Wesen, das wir Gott nennen, aus der Welt zu schaffen und an Stelle dieser das All beherrschenden Grossmacht eine andere Urkraft, die — Natur zu setzen. Le roi est mort —

vive le roi! Aber was haben diese Herren hierdurch gewonnen? Ist nicht, nach dieser Substitution, die Natur dieselbe Allmacht, als der auf solche Weise, wenn ich so sagen darf, depossedirte Gott?! — — Leider bewährt sich auch hierbei das Goethe'sche Wort:

„Mit Worten lässt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte lässt sich trefflich glauben,
Vom einem Wort lässt sich kein Jota rauben"! — —

Wenn nun die Jünger des Materialismus unseren lieben Herrgott schon stets mit Gänsefüsschen („Gott") anführen, um ihre gründliche Antipathie gegen Denselben an den Tag zu legen, — welchen Widerwillen, welchen Grimm und welchen verzehrenden Hass müssen sie erst gegen die gesammten literarischen Werke des Autors der Welt bekunden, welche ja die eigentliche Grundlage aller geoffenbarten Religionen bilden und aus deren seit Jahrtausenden unaufhörlich rauschendem, heiligem Urquell das Menschengeschlecht seinen religiösen, moralischen und auch geistigen Labetrank geschöpft und theilweise noch immer schöpft — wir meinen: Die Bibel! Ja, dieses Werk, „mit dem Finger Gottes geschrieben," ärgert die Herren ganz besonders! Desshalb geben sie sich ganz ungeheure Mühe, dasselbe als ein Sammelsurium von mehr oder minder geistreichen Einfällen, mehr oder minder gelungenen schriftstellerischen Produkten, die aber auf ganz primitiven Naturanschauungen basiren, dar- und blosszustellen! Freilich geschieht es hie und da, dass manche dieser Stürmer und Dränger, fortgerissen von der grandiosen Bedeutung der Bibel, ihre Kniee vor diesem „Buche der Bücher" auf einige Augenblicke beugen; so ruft selbst der rücksichtsloseste, der cynischste aller Spötter der alten und neuen Welt, Heinrich Heine, in seinem Buche „über Börne" an einer Stelle enthusiastisch aus: „Die Bibel, welch' ein Buch, gross und weit, wie die Welt, wurzelnd in den Abgründen der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels, Sonnenaufgang und Sonnenunter-

gang, Verheissung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, Alles ist in diesem Buche. — — — Es ist das Buch Gottes!“ Aber der Rausch verfliegt bald, die Begeisterung ist eine erkünstelte, ein Echauffement, wie sie nur ein Roué zu Stande bringen kann! Der Spiritus geht zum Teufel, und nur das non-chalante, boshafte, höhnisch-prickelnde und frivol-witzige Phlegma bleibt. — Und nun erst das Judenthum! Wie wird dieses von den erleuchteten Verkündern des Materialismus verhöhnt, verlacht und verdächtigt! Wie wird da aus dem Schutt der Jahrhunderte jedes Steinchen, aus dem Staube der Bibliotheken jedes vergilbte Pamphlet, aus der Rüstkammer der verruchtesten Judenfeinde jede Waffe hervorgesucht, um ein „Hep-Hep“ zu veranstalten! Siehe! Da zeigt sich auf einmal das merkwürdige Phänomen, dass die Herren, die als Bannerträger des Fortschritts, der Freiheit und der Gleichberechtigung aller Nationalitäten im Reichstag, auf der Kanzel, in ihren Schriften oder anderswo auftreten, dass, sage ich, dieselben Herren mit wahrhaft berserkerhafter Wuth gegen — Juden und Judenthum herfallen! Freilich ist diese Verfahrungsweise nicht so unerklärlich, wie es wohl für den ersten Moment erscheinen dürfte. Gerade das Judenthum ist es ja, das in erster Linie und vorderster Reihe für die Persönlichkeit, Ausserweltlichkeit Gottes und die Göttlichkeit der heil. Schriften zu kämpfen hat und unter allen Confessionen zuerst und am Hervorstechendsten den Gegensatz zwischen Geist und Stoff, Gott und Welt, Mensch und Thier vertreten und noch immer vertritt! Für diese Ueberzeugung haben unsere Ahnen die Länder der Erde mit ihrem Blute befleckt, für sie haben sie gelebt und für sie sind sie gestorben! Aus dieser Ursache hat auch, wie wir glauben, schon der Altmeister Goethe, der ja auf seine Eigenschaft des Naturforschers sich Zeit seines Lebens mehr zu Gute that, wie auf die des Dichters, die Juden so ausserordentlich gehasst! Er, der ausgesprochene Spinozist, der Gott und Welt mit einander verquickte und der sich ja stets darüber ärgerte, dass

der Herr der Heerschaaren ohne seine Mithilfe die Welt erschaffen, dieser leibhaftige „zweibeinige Gott“ Wolfgang Göthe fühlte zu sehr den Abstand zwischen seinem Pantheismus und dem biblischen Monotheismus, als dass er nicht seine ganze Autorität mit in die Wagschaale des schnödesten Hohnes geworfen hätte, womit er leider! das Volk Israel — allerdings nicht mit ministerlicher und „weimar-hofräthlicher“ Feinheit! — in allen seinen Schriften besudelte! — —

Ueberdies ist es vorzugsweise die Bibel, welche gegen die so beliebte „Affentheorie“ des modernen Heidenthums energisch Front macht. Die heilige Schrift, welche lehrt, dass der Mensch im Ebenbilde Gottes geschaffen wurde, lässt sich mit der Affentheorie durchaus nicht in Einklang bringen, und muss also der Kampf zwischen den beiden himmelweit entgegengesetzten Ansichten bis „aufs Messer“ geführt werden! Man stelle die Erzählungen des Alten Testaments von der Erschaffung und Gottähnlichkeit des Menschen mit den Ansichten eines Büchner, Moleschott, Karl Vogt u. A. zusammen, und die unversöhnliche, unüberbrückbare Kluft, die zwischen den beiden Grundanschauungen gähnt, wird den erbitterten Kampf der „Affentheoretiker“ gegen die Bibel hinlänglich erklären. Wir wollen – um nur Fakta zu berichten — einige Aussprüche der modernen, tonangebenden Naturforscher hier anführen. Büchner sagt es geradezu, der Mensch sei nur ein Thier. „Es ist eine höchst interessante und belehrende Thatsache, dass alle Embryonen einander gleichen und dass es oft geradezu unmöglich ist, ein entstehendes Schaaf von einem entstehenden Menschen, dessen künftiges Genie vielleicht einst die Welt bewegen wird, zu unterscheiden. So getrennt die beiden Geschlechter der Erde in ihrer letzten Ausbildung erscheinen, so ist doch in den ersten Monaten des menschlichen Embryonallebens geradezu unmöglich, zu sagen, ob das betreffende Individuum männlich oder weiblich werden wird, und welches von beiden in der That geschieht, mag vielleicht von ganz zufälligen, äusserlichen Bedingungen

abhängig sein.“ Aus dieser ursprünglichen Verwandtschaft der Embryonen, verbunden mit Johann Müllers Entdeckung der Entstehung von Schnecken aus Holothurien, erklärt Dr. L. Büchner die Entstehungsgeschichte der Thier- und Menschenwelt. Jede frühere Thierart sei nach und nach aus der vorherigen niedern entwickelt worden. „Wenn aber selbst heute noch Verhältnisse aufkommen können, unter denen ein so ausserordentlicher Vorgang in der niederen Thierwelt möglich wird, oder unter denen eine Holothurie eine Schnecke gebiert — welcher mit naturwissenschaftlichen Begriffen Vertraute wollte alsdann leugnen, dass einst Verhältnisse müssen bestanden haben können, unter denen auch in der höheren Thierwelt ein solcher Vorgang möglich war, oder unter denen ein Affe oder irgend ein beliebiges anderes Thier einen Menschen gebar!‘ Büchner hält die höhere Geistesbildung, den Verstand im Menschen, für ein mechanisches Produkt einer Gehirnthätigkeit, sonst nichts. „Ohne Phosphor kein Gedanke,“ hat schon Moleschott gesagt. „Die Gedanken stehen in demselben Verhältniss zum Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren,“ hat Karl Vogt ergänzt. Und dann noch zuletzt diese blasphemische Selbstvergötterung! Der Mensch allein sei Gott:[109] „Unserer Zeit war es vorbehalten, den praktisch längst schon entschiedenen Sieg des menschlichen Prinzips über das übermenschliche auch theoretisch und wissenschaftlich zu erringen!“

Uebereinstimmend mit diesem Galimatias sagt Karl Vogt ferner: Die anscheinende Zweckmässigkeit der Natur ist nichts Anderes, als die nothwendige Folge des Begegnens natürlicher Stoffe und Kräfte. Es hängt von einem Zufall ab, ob die Naturwesen ihr Dasein erreichen, oder nicht. — — — Es herrscht der Zufall, welcher Elend und Freude schafft.[110] Rein nur durch physikalische und chemische Substanzen ohne organische Kräfte entstand die Welt.[111] Unser

[109] „Kraft und Stog,“ S. 185.
[110] „Bilder aus dem Thierleben,“ S. 372.
[111] „Physiologische Briefe.“ 2 Aufl. S. 636.

ganzes Leben, das Leben sämmtlicher Organismen, das ganze tellurische und kosmische Leben ist auf den Grundsatz gebaut, dass die Materie ewig dieselbe bleibt, ihre Form aber wechselt.[112] Eine selbstständige und eine individuelle Unsterblichkeit der Seele giebt es nicht. Die Seele ist ein Produkt der Entwickelung des Gehirns. — — Die Seele ist kein immaterielles, vom Körper trennbares Prinzip, sondern bloss ein Collektivname für die verschiedenen Funktionen, die dem Gehirn ausschliesslich zukommen. Stirbt der Körper, so hat auch die Seele ihr vollständiges Ende.[113] Alles Denken, Wollen und Thun des Menschen ist nichts Anderes, als das Ergebniss der jeweiligen Ernährung der Hirnsubstanz.[114] Das Gute wie das Böse geht aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur hervor, die nicht von dem Menschen abhängt. Eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral, die Strafrechtspflege, und Gott weiss wer noch uns auflegen wollen, existirt nicht.[115]

Doch, eheu jam satis esto! Also, das ist das Ziel, die Errungenschaft, die herrliche, gereifte Frucht der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts, dass sie die Bibel und die heiligen Traditionen mit der ätzendsten Lauge des Hohnes und des Spottes überschüttet, die schönsten Ideale der Menschenbrust unbarmberzig verwüstet, dem Leibe, diesem Staubklumpen, die himmlische Seele entreisst, uns unserer Gottähnlichkeit entkleidet und den Menschen sans phrase zum — Affen degradirt!! Anstatt der schönen, lieblichen, beglückenden Genien und Geister, welche die Lyra unseres Schiller noch vor siebenzig Jahren begeisterten, müssten die Dichter und Sänger der heutigen Generation den erhabenen Genius des — Chlorkalks, des Oxygens, Hydrogens, Broms und Jods verherrlichen! Wie grossartig erklänge in unseren Tagen die Harfe des Dich-

[112] „Bilder u. s. w." S. 356.
[113] „Bilder u. s. w." S. 419 ff.
[114] „Bilder u. s. w." S. 326.
[115] „Bilder u. s. w." S. 445.

ters, der die Signatur unseres Jahrhunderts schildern könnte!! Wie ergreifend ertönten die Klänge der Muse, welche die rohe Kraft, den rohen Genuss, Nihilismus, Atheismus, Cäsarismus, Militarismus, u. s. w. mit einem poetischen Schleier zu verklären verstände!! — — —

Wie anders verfuhr auch in dieser Hinsicht der grosse, nie genug zu schätzende Alexander von Humboldt! Tief durchdrungen von der Wahrheit des Baco'schen Ausspruchs, dass die Wissenschaft, von der man nur nippt und nascht, von der Gottheit wohl entfremde, aber gründlich erforscht und begriffen, zum Urquell des Seins, zu Gott, führe, versenkte er sich mit der ihm eigenen Pietät in das liebevolle Studium des ältesten Buches der Menschheit, der — Bibel.

Die Naturanschauung der Bibel war der der Humboldt'schen nahe verwandt, ich möchte fast sagen, congenial. Der berühmte Naturforscher betrachtete das All, die Welt, das Universum, worin sich für den gewöhnlichen Menschen Alles so verworren, verschlungen, verkrüppelt, so dissonirend und ungleichmässig bewegt und tummelt, als ein durch höhere Ordnung wohl gefügtes, geleitetes und geordnetes, harmonisches Ganze, als ein „Kosmos," in des Wortes schönster Bedeutung. Wie sich nun dieses „Kosmos" in der Phantasie des semitischen Volkes κατ' ἐξοχήν, der Juden, wiederspiegelte, dieser Untersuchung verdanken wir einige der schönsten Blätter im zweiten Theile[116] des, der Darstellung eben dieser Weltharmonie gewidmeten, und daher so benannten „Kosmos".

Humboldt interessirte in den Literaturen der Völker, zu denen er mit Recht auch ihre religiösen und theologischen Schriftdenkmale rechnete, zunächst der Standpunkt der Naturanschauung, der sich in ihnen ausspräche. Denn sein Genie erkannte frühzeitig, dass, um die Natur in ihrer ganzen Grösse zu umfassen, sie nach zweierlei Ansichten, einmal objektiv, als thatsächliche Erscheinung,

---

[116] S. 44—49.

und dann in den Gefühlen der Menschheit reflektirt, darzustellen sei.[117]

Sehen wir nun, wie er diese Naturanschauung des A. T. zu deuten wusste.

Bei der Betrachtung Dessen, was in der Lebendigkeit des Naturgefühls und der Form seiner Aeusserungen von der Verschiedenheit der Raçen, von dem eigenthümlichen Einflusse der Gestaltung des Bodens, von der Staatsverfassung und der religiösen Stimmung abzuhängen scheint, wirft Humboldt einen Blick auf die Völker Asiens, welche mit den arischen und indogermanischen Stämmen, mit den Indern und Persern, am meisten kontrastiren. Die semitischen oder aramäischen Nationen zeigen uns in den ältesten und ehrwürdigsten Denkmälern ihrer dichterischen Gemüthsart und schaffenden Phantasie Beweise eines tiefen Naturgefühls. Der Ausdruck desselben offenbart sich grossartig und belebend in Hirtensagen, in Tempel- und Chorgesängen, in dem Glanz der lyrischen Poesie unter David, in der Seher- und Prophetenschule, deren hohe Begeisterung, der Vergangenheit fast entfremdet, ahndungsvoll auf die Zukunft gerichtet ist.

Die hebräische Dichtungsweise bietet den Bewohnern des Abendlandes bei ihrer inneren, erhabenen Grösse noch den besonderen Reiz, dass sie mit den localen Glaubens-Erinnerungen der Anhänger von drei weit verbreiteten Religionen, der mosaischen, christlichen und mohammedanischen, vielfach verwebt ist. Durch Missionen, welche der Handelsgeist und die Eroberungssucht schifffahrender Nationen begünstigen, sind geographische Namen und Naturschilderungen des Morgenlandes, wie sie die Schriften des alten Bundes uns aufbewahrt, tief in die Wälder der Neuen Welt und in die Inseln der Südsee eingedrungen.

Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, dass, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfasst,

---

[117] B. II. Kosmos, S. 52.

sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung grosser Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach grossartig und von feierlichem Ernst, sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt. Bemerkenswerth ist auch noch, dass diese Poesie trotz ihrer Grösse, selbst im Schwunge der höchsten, durch den Zauber der Musik hervorgerufenen Begeisterung fast nie maasslos wie die indische Dichtung wird. Der reinen Anschauung des Göttlichen hingegeben, sinnbildlich in der Sprache, aber klar und einfach in dem Gedanken, gefällt sie sich in Gleichnissen, die fast rhythmisch, immer dieselben wiederkehren.

Als Naturbeschreibungen sind die Schriften des alten Bundes eine treue Abspiegelung der Beschaffenheit des Landes, in welchem das Volk sich bewegte, der Abwechselung von Oede, Fruchtbarkeit und libanotischer Waldbedeckung, die der Boden von Palästina darbietet. Sie schildern die Verhältnisse des Klimas in geregelter Zeitfolge, die Sitten der Hirtenvölker und deren angestammte Abneigung gegen den Feldbau. Die epischen und historischen Darstellungen sind von naiver Einfachheit, fast noch schmuckloser als Herodot, naturwahr, wie, bei so geringer Umwandlung der Sitten und aller Verhältnisse des Nomadenlebens, neuere Reisende es einstimmig bezeugen. Geschmückter aber und ein reiches Naturleben entfaltend ist die Lyrik der Hebräer. Man möchte sagen, dass in dem einzigen 104. Psalm[118] das Bild

[118] Zum Verständniss der Humboldt'schen Auffassung theilen wir hier nach dem Original-Text diesen herrlichen Psalm vollständig mit:

des ganzen Kosmos dargestellt ist. „Der Herr, mit Licht umhüllet, hat den Himmel wie einen Teppich ausgespannt. Er hat den Erdball auf sich selbst gegründet, dass er in Ewigkeit nicht wanke. Die Gewässer quellen von den

Lobe den Herrn, meine Seele; Herr, mein Gott, du bist sehr gross, schön und herrlich geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast. Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich. Du machst die Gewässer zu deinen Stufen, die Wolken zu deinen Wagen und gehst auf den Fittigen des Windes. Du machst deine Engel zu Stürmen und deine Diener zu Feuerflammen. Du hast das Erdreich gegründet auf seinen Boden, damit es nicht wanket für und für. Mit der Tiefe deckest du es, wie mit einem Kleide, und Gewässer stehen über den Bergen. Bei deiner Drohung fliehen sie, vor der Stimme deines Donners fahren sie dahin. Berge erheben sich, Thäler sinken, zum Ort, den du ihnen gegründet hast. Du hast eine Grenze gesetzt, die sie nicht übersteigen, damit sie nicht wieder das Erdreich bedecken. Du lässest Quellen entstehen in den Thälern, dass die Gewässer zwischen den Bergen dahinfliessen. Du tränkest das Gewild des Feldes, damit die Thiere ihren Durst löschen. Bei denselben sitzen die Vögel des Himmels und singen zwischen den Zweigen. Du feuchtest die Gipfel der Berge, von der Frucht deiner Thaten nähret sich das Land. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat für den Menschen, dass er Brod dem Boden entlocke. Und dass Wein erfreue das Menschenherz und seine Gestalt schön werde vom Oel und dass Brod des Menschen Herz stärke. Dass die Bäume des Herrn voll Saft stehen, die Cedern Libanons, die er gepflanzt hat. Wo Vögel nisten und Störche auf den Tannen wohnen. Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht und die Felsklüfte Schutz für die Kaninchen. Du machst den Mond, das Jahr danach zu theilen, die Sonne kennt ihren Niedergang. Du schaffst Finsterniss, dass es Nacht wird; da regen sich die Thiere des Waldes. Die jungen Löwen brüllen nach Raub und fordern ihre Speise von Gott. Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon, und lagern sich in ihren Höhlen: dann geht der Mensch zu seiner Arbeit, zu seinem Tagewerk bis Abend. Wie gross und viel sind deine Werke, o Herr! du hast alle durch Weisheit geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte. Das Meer, das so weit und gross ist, da wimmelt es ohne Zahl, kleine wie grosse Thiere. Daselbst gehen die Schiffe; da ist der Leviathan, den du gemacht hast, damit er darin spiele. Alle warten auf dich, dass du ihnen Speise gebest zur Zeit. Giebst du ihnen, so sammeln sie, wenn du deine Hand aufthust, so werden sie wohl gesättigt. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie, entziehst du ihren Odem, sie sterben und werden Staub. Du entsendest deinen Geist, so werden sie geschaffen, und verjüngest die Gestalt der Erde. Die Ehre des Herrn sei ewig; der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken. Er schaut die Erde an, so bebet sie, er berührt die Berge, und sie rauchen. Ich will dem Herrn singen mein Lebelang und meinen Gott loben, so lange ich lebe. Möge mein Gebet ihm angenehm sein! Ich freue mich des Herrn. Die Sünder werden von der Erde vernichtet, und die Frevler verschwinden. Lobe den Herrn, meine Seele, Halleluja.

Bergen herab, in die Thäler, zu den Orten, die ihnen beschieden: dass sie nie überschreiten die ihnen gesetzten Grenzen, aber tränken alles Wild des Feldes. Der Lüfte Vögel singen unter dem Laube hervor. Saftvoll stehen des Ewigen Bäume, Libanons Cedern, die der Herr selbst gepflanzt, dass sich das Federwild dort niste, und auf Tannen sein Gehäus der Habicht baue.“ Es wird beschrieben „das Weltmeer, in dem es wimmelt von Leben ohne Zahl. Da wandeln die Schiffe, und es regt sich das Ungeheuer, dass du schufest, darin zu scherzen.“ Es wird „die Saat der Felder, durch Menschenarbeit bestellt, der fröhliche Weinbau und die Pflege der Oelgärten“ geschildert. Die Himmelskörper geben diesem Naturbilde seine Vollendung. „Der Herr schuf den Mond, die Zeiten einzutheilen, die Sonne, die das Ziel kennt ihrer Bahn. Es wird Nacht, da schwärmt Wild umher. Nach Raub brüllen junge Löwen und verlangen Speise von Gott. Erscheint die Sonne, so heben sie sich davon und lagern sich in ihren Höhlen: Dann geht der Mensch zu seiner Arbeit, zu seinem Tagewerk bis Abend.“ Man erstaunt, in einer lyrischen Dichtung von so geringem Umfange, mit wenigen grossen Zügen, das Universum, Himmel und Erde geschildert zu sehen. Dem bewegten Elementarleben der Natur, ist hier des Menschen stilles, mühevolles Treiben vom Aufgang der Sonne bis zum Schluss des Tagewerks am Abend entgegengestellt. Dieser Contrast, diese Allgemeinheit der Auffassung in der Wechselwirkung der Erscheinungen, dieser Rückblick auf die allgegenwärtige, unsichtbare Macht, welche „die Erde verjüngen“ oder in Staub zertrümmern kann, begründen das Feierliche einer minder lebenswarmen und gemüthlichen, als erhaben poetischen Dichtung. Aehnliche Ansichten des Kosmos kehren mehrmals wieder:[119] Psalm

[119] In den Psalmen ist Humboldt der trefflichen Uebertragung von Moses Mendelssohn (S. dessen gesammelte Schriften B. VI. S. 220, 238 und 280) gefolgt. Humboldt bemerkt, dass edle Nachklänge der alt-hebräischen Poesie sich noch im elften Jahrhundert finden in den Hymnen des spanischen Synagogendichters Salomo ben Jehudah Gabriol, die

65, 7—14 und 74, 15—17)[120], am vollendetsten vielleicht in dem 37. Kapitel[121] des alten wenn auch nicht vormosaischen Buches Hiob. Die metereologischen Prozesse, welche in der Wolkendecke vorgehen, die Formbildung und Auflösung der Dünste bei verschiedener Windrichtung, ihr Farbenspiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners werden mit individueller Anschaulichkeit beschrieben; auch viele Fragen vorgelegt, die unsre heutige Physik in wissenschaftlichen Ausdrücken formuliren, aber nicht befriedigend zu lösen vermag. Das Buch Hiob wird allgemein für die

---

eine dichterische Umschreibung des pseudo-aristotelischen Buches von der Welt darbieten. S. Michael Sachs: „die religiöse Poesie der Juden in Spanien" (S. 7, 217 und 229). Auch die dem Naturleben entnommenen Züge in Mose ben Jakob ben Esra sind, nach H., voll Kraft und Grösse. (A. a. O. S. 69, 71 uud 285).

[120] Die durch Humboldt angeführten Verse lauten:

Psalm 65, 7—14: Er setzet die Berge fest durch seine Kraft, er ist mit Stärke gerüstet. Er stillet das Brausen des Meeres, das Brausen seiner Wellen und das Toben der Völker. Es entsetzen sich die Bewohner der Grenzen vor deinen Zeichen. Du machst fröhlich, was da webet, beides des Morgens und des Abends. Du suchest das Land heim, wässerst es und machst es sehr reich. Gottes Quelle hat Fülle des Wassers. Du lässest ihr Getreide wohl gerathen, denn also bauest du das Land. Du tränkest seine Furchen und feuchtest sein Gepflügtes; mit Regen machst du es reich und segnest sein Gewächs. Du krönest das Jahr mit deinem Gut, und deine Fusstapfen triefen von Fett. Die Wohnungen in der Wüste sind auch fett, dass sie triefen, und die Hügel sind umher jauchzend. Die Anger sind voll Schaafe, und die Auen stehen überladen mit Korn, dass man jauchzet und singet.

Psalm 74, 15—17: Du lässest Quellen, Brunnen und Bäche, du lässest versiegen starke Ströme. Tag und Nacht ist dein. Du machst, dass Sonne und Gestirne ihren bestimmten Lauf nehmen. Du setzest einem jeglichen Lande seine Grenze; Sommer und Winter machst du.

[121] Die Stellen aus dem Buche Hiob hat H. der Uebersetzung und Auslegung von Umbreit (1824) S. XXIX—XLII und 290 –314 entlehnt, Gesenius: „Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift" S. 33 und Jobi antiquissimi carminis hebr. natura atque virtutes ed. Ilgen, pag. 28 benutzt. Die längste und am meisten chrakteristische Thierbeschreibung im Hiob (XI. V. 25 — XLI V. 26) ist die des Krokodils, und doch ist, wie H. meint, gerade in dieser Einer der Beweis enthalten, dass der Verfasser des Buches Hiob aus Palästina selbst gebürtig war. Da Nilpferde und Krokodile ehemals im ganzen Nil-Delta gefunden worden, so darf man sich nicht wundern, dass die Kenntniss von so seltsam gestalteten Thieren sich bis in das nahe Palästina verbreitet hatte. —

vollendetste Dichtung gehalten, welche die hebräische Poesie hervorgebracht hat. Es ist so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen als kunstreich in der Anlage der ganzen didaktischen Composition. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch übertragen worden ist, lassen seine Naturbilder des Orients einen tiefen Eindruck. „Der Herr wandelt auf des Meeres Höhen, auf dem Rücken der vom Sturm aufgethürmten Wellen. — Die Morgenröthe erfasst der Erde Saumen und gestaltet mannigfach die Wolkenhülle, wie des Menschen Hand den bildsamen Ton“. — Es werden die Sitten der Thiere geschildert, des Waldesels und der Rosse, des Büffels, des Nilpferds und der Krokodile, des Adlers und des Straussen. — Wir sehen „den reinen Aether in der Schwüle des Südwindes wie einen gegossenen Spiegel über die dürstende Wüste hingedehnt“. Wo die Natur kärglich ihre Gaben spendet, schärft sie den Sinn des Menschen, dass er auf jeden Wechsel im bewegten Luftkreise, wie in den Wolkenschichten lauscht, dass er in der Einsamkeit der starren Wüste wie in der des wellenschlagenden Oceans jedem Wechsel der Erscheinungen bis zu seinem Vorboten nachspürt. Das Klima ist besonders in dem dürren und felsigen Theil von Palästina geeignet, solche Beobachtungen anzuregen. Auch an Mannigfaltigkeit der Form fehlt es der dichterischen Litteratur[122] der Hebräer nicht. Während von Josua bis Samuel die Poesie eine kriegerische Begeisterung, bietet das kleine Buch der ährenlesenden Ruth ein Naturgemälde dar von der naivesten Einfachheit und von unausprechlichem Reize.[123] Goethe in der Epoche seines Enthusiasmus für das Morgenland nennt es, „das lieblichste, was uns episch und idyllisch überliefert worden ist“. — —

---

[122] Humboldt schreibt beharrlich „Litteratur“ mit doppeltem „t“ ganz so wie Arthur Schopenhauer, v. Raumer u. A. Obzwar wir unsererseits von dieser Orthographie abweichen und die Schreibart mit einem „*t*“ für die richtigere halten, so wollten wir dessenungeachtet auch hierin der Pietät Rechnung tragen.

[123] Goethe im Commentar zum west-östlichen Divan, S. 8.

Mit welch' meisterhaftem Griffel schildert unser Humboldt die Naturanschauung der Bibel! Unter allen grossen Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts, die sich mit der Poesie der heiligen Schriften beschäftigt haben, können wir nur noch zwei Männer dem genialen Naturforscher entgegenstellen, es sind dies: Johann Gottfried von Herder und Vicomte von Chateaubriand. Eine frappante Aehnlichkeit mit dem hier geschilderten Naturbilde hat die Herdersche Darstellung des biblischen Weltgeistes. „Im ersten Schöpfungsbilde,“[124] sagt u. A. der geistreiche Weimarer Oberconsistorialrath, „ist der Begriff der Einheit Gottes, des Schöpfers, unverkennbar. Dies, dünkt mich, hat der Poesie der Morgenländer eine Erhabenheit und Weisheit, eine Einfalt und Wahrheit gegeben, die glücklicherweise die Leiterin der Welt ward. Es ist unsaglich, welche Schätze der Erkenntniss und Moralität des Menschengeschlechts am Begriffe der Einheit Gottes zu hangen bestimmt waren. Er wandte sich vom Aberglauben, mithin auch von Abgötterei, Lastern und Scheusale privilegirter göttlicher Unordnung weg; er gewöhnte sich daran, überall Einheit des Zwecks der Dinge, mithin allmählich Naturgesetze der Weisheit, Liebe und Güte zu bemerken, also auch in jedes Mannigfaltige Einheit, in die Unordnung Ordnung, in's Dunkel Licht zu bringen. Indem die Welt durch den Begriff des Schöpfers zu einer Welt (Kosmos) ward, machte sich auch der Abglanz derselben, das Gemüth der Menschen, dazu, und lernte Ordnung, Weisheit und Schönheit. Welche Lehre und Poesie der Erde hierzu beigetragen hat, hat die nützlichsten Dinge bewirket; unsere[125] Poesie hat's vorzüglich. Sie ist der älteste Damm gegen Abgötterei gewesen, den wir kennen; sie goss den ersten schönen Lichtstrahl der Einheit und Ordnung in's Chaos der Weltschöpfung“. — Er sagt ferner:[126] Im Buche der Psalmen sieht man jede kleine Welle der

---

[124] „Geist der hebräischen Poesie“, Gespräch II.

[125] Natürlich meint Herder die hebräische.

[126] „Briefe das Studium der Theologie betreffend“, S. 147.

Empfindung kreisen, wie der Himmel sich nur im hellen Meere malt. Der Gesang eilt von Spruch zu Spruch, wie von Gebirge zu Gebirge, er berührt schnell, aber tief, und wiederholt die Berührung lieber. Er malt seine Gegenstände im Fluge. Alle Lieder von Hirtenunschuld und Schäferempfindung wollen eine stille und ruhige Seele; auf ein verkünsteltes und spottendes Gemüth kann keine seiner Schönheiten wirken. Bezüglich des Buches Hiob ruft er begeistert aus[127]: Wenn es kein Fürst geschrieben hat, so ist es eines Fürsten werth: denn seine Denkart ist königlich und göttlich! — Die schönsten Beschreibungen von Gottes Eigenschaften und seiner Weltregirung, beredtesten Trostgründe, und was man über Providenz und Menschenschicksale hin und wieder hegen kann, sind durch's Buch hin zerstreut; die höchste Aufrichtung und Lehre ist aber die Einfassung des Buches selbst — Epopoë der Menschheit, Theodicée Gottes, nicht in Worten, sondern im Verhängniss, in seiner stillen That. — —

Die merkwürdige Ideenharmonie Humboldts und Herders ist um so kennzeichnender, da beide Denker in ihren sonstigen religiösen, ethischen und wissenschaftlichen Grundanschauungen nur wenig Berührungspunkte mit einander gemein haben. Aber in einem Punkte stimmen sie Beide überein: wie Humboldt ist auch Herder der grosse Vorkämpfer aller geknechteten Völker, besonders der beredte Anwalt der Judenemanipation, und sowohl der Theologe als der Naturforscher entblössen daher ihr Haupt vor einem Buche, dessen Heilighaltung von Seiten der Juden es möglich gemacht, dass achtzehn Jahrhunderte mit ihren furchtbaren Stürmen und zermalmenden Gewittern über das jüdische Volk dahin brausten, ohne den gewaltigen, knorrigen Stamm in seinen Grundfesten erschüttern zu können. . . .

Auch Vicomte von Chateaubriand, „der geistreiche und phantasievolle Freund“, wie ihn Humboldt nennt, der Gründer und das Haupt der romantischen Schule in

---

[127] „Grist der hebräischen Poesie“, Gespräch IV.

Frankreich, einer Schule, deren Grunddogmen Reaktion und Ultramontanismus waren, kann nicht umhin, es auszusprechen[128], dass die Menschen sich nur entweder auf Horeb und Sinai, oder auf den Gipfeln des Ida und des Taygetos, unter den Söhnen Jakobs und Piramus, mitten unter Göttern und Hirten ergehen können. Eine poetische Stimme erhebt sich aus den Trümmern, welche Hellas und Idumäa bedecken; sie ruft fernhin dem Wanderer zu: „Es giebt nur zwei schöne Reihen von Namen und Andenken in der Geschichte, nämlich bei den Israeliten und bei den Pelasgern". Und an einer andern Stelle bemerkt er[129]: Mit der inneren Kraft des Sinnes verbinden sich in den zehn Geboten der Juden, wie in den übrigen Werken des Allmächtigen, die Erhabenheit und die Anmuth der Formen. Der Bramine spricht die dreifache Gegenwart der Gottheit langsam aus; aber der Name Jehova verbindet sie in einem Worte; hier sind die drei Zeiten des Wortes seyn durch eine erhabene Zusammensetzung vereint; ava er war, ova er ist, und die Silbe je, vor die drei Grundlaute des Zeitwortes gesetzt, bezeichnet die Zukunft, im Hebräischen: er wird sein[130].

Als Supplement zu den Ansichten Humboldts über die Naturanschauung der Bibel müssen wir hier noch eines Briefes Erwähnung thun, den der grosse Naturforscher an einen Dr. Emil Löw gerichtet und der durch mich zuerst der Oeffentlichkeit übergeben wurde.[131] Diese hoch-

[128] „Genius des Christenthums", 3. Th. S. 4.

[129] „Genius des Christenthums", 2. Th. S. 124.

[130] Die Franzosen waren nie grosse Hebraisten; und ist es daher erklärlich, dass wir selbst bei Chateaubriand, der sich doch so viel mit Judenthum und Urchristenthum beschäftigte, eine so kolossale hebräisch-sprachliche Ignoranz finden. Der Name Gottes heisst auf Hebräisch: יהוה, wird nicht interpunktirt und ist er desshalb gar nicht auszusprechen. Die gewöhnliche Aussprache: „Jehova" ist entschieden falsch. (Vgl u. A. Delitzsch: „Commentar zu den Psalmen", 1 B, Leipzig, 1867.) Er war lautet hebräisch: היה = hojo; er ist: hove = הוה; er wird sein; jiheje = יהיה.

[131] Ich habe diesen Brief zuerst im „Israelit" Nr. 47, Jahrgang 1869, zum 100. Geburtstage Friedrich Schillers, und dann in der „Berliner Zei-

bedeutsame Zuschrift, ohne Angabe des Ortes und der Jahreszahl, ist jedenfalls nach dem Jahre 1845, als der erste Band des „Kosmos“ erschien, verfasst worden, da in derselben bereits der Kosmos zitirt wird. Der Brief rührt aus der Autographensammlung des Dr. Bonde in Wien her, und wurde mir derselbe durch freundschaftliche Vermittelung zur Verfügung gestellt. Ueber diesen Dr. Emil Löw konnte ich, trotz aller darauf angewandten Mühen, nichts Näheres erfahren, da ja selbst der grösste Humboldtkenner der Gegenwart, Herr Dr. Julius Löwenberg in Berlin, den ich um einige Details ersuchte, mir in seiner gutmüthigen Offenheit erklärte, nie den Namen dieses Herrn gehört zu haben. Der Brief ist jedoch authentisch und von Humboldts eigener Hand geschrieben. Jedenfalls scheint Löw zu den Günstlingen Humboldts gehört zu haben, wie dies die Haltung und der herzliche Ton des Ganzen zur Genüge bezeugen. Dieses sehr interessante Aktenstük lautet wörtlich:

„An den Herrn Dr. Emil Löw.

„Werthester Herr:

„Zu meinem tiefsten Bedauern ist es mir erst heute möglich, Ihre schöne sympathisirende Zuschrift nebst Büchlein[132] zu beantworten.

---

tung für die ges. Int. des J.“ mitgetheilt. Er machte bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehen und war für die edlen, hochherzigen Freunde Humboldts — deren Zahl Gottlob stets im Wachsthum begriffen ist — sehr erfreulich, den Muckern und Pietisten jedoch eben ein solcher Gräuel, wie die von Ludmilla Assing veröffentlichten Briefe an Varnhagen von Ense. Das Schreiben wurde in zahlreichen jüdischen Journalen, wie z. B. „The Hebriew“ in San Francisko, „Jewish Messinger„ in London, Jewish Record“ und „Jewish Chronicle“ ebendaselbst und ausserdem in holländischen, ungarischen und amerikanischen Zeitungen nachgedruckt. Fast die gesammte jüdische Presse der Welt feierte das hundertjährige Jubiläum A. v. Humboldts dadurch, dass sie sich beeilte, den durch mich mitgetheilten Brief ihren Lesern zugänglich zu machen. Es war, wie mich dünkt, dies die würdigste literarische Feier des grossen Jubilars! —

[132] Was dies für ein „Büchlein“ gewesen sein mochte konnten wir nicht

„Sie sind unstreitig im Rechte, wenn Sie die Poesie der Hebräer das intensiv Beste aller morgenländischen Naturpoesie nennen, und in dieser Hinsicht hat ihr Büchlein den richtigsten Weg eingeschlagen. Rem acu tetigisti; was mir um so lieber ist, als die Hauptresultate derselben mit meiner eigenen, durch jahrzehntelangen Erfahrungen gewonnenen Resultaten wesentlich übereinstimmen. Ich bitte Sie noch, die Stelle in meinem „Kosmos“ gebührend zu bedenken, die sich in B. II. S. 44 befindet: „Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, dass, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfasst, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung grosser Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende, geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Erscheinungen der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer grossartig und von feierlichem Ernst.“

„In Betreff nun des zweiten Theils Ihrer liebewerthen Zuschrift[133] thut es mir unendlich wehe, Sie in einem so schweren Seelenkampfe zu wissen, der gleich schädlich Ihren Lebenszielen, wie Ihrem menschlichen Bewusstsein sein muss. Um Alles aber möchte ich Sie von dem Schritte abreden, Ihre Religion, noch die mit dem Forschungen objektiver Wissenschaft am Leichtesten zu vereinbarende, mit der in Ihrem Lande

---

eruiren; es scheint jedenfalls nicht in den Buchhandel gekommen zu sein und wahr wahrscheinlich die Doktor-Dissertation des jungen Mannes. Der Tendenz und dem Inhalte nach scheint es nach dem Muster des Bischofs Lowth: „De sacra Poësi Hebraeorum“ gearbeitet worden zu sein.

[133] Leider ist der Brief Löws an Humboldt nicht vorhanden.

dominirenden Trinitas zu vertauschen. **Harren Sie aus bei Ihren Brüdern, die einen so merkwürdigen Märtyrergang durch die Jahrhunderte vollbracht haben, und jetzt an der Schwelle ihrer Freiheit stehen. Widmen Sie der Geistesarbeit Ihrer tausendjährigen Geschichte Ihre Kräfte und Ihren Geist; der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben, und die Resultate, die Sie, junger Freund, aus dem Schachte freier Wissenschaft erringen, werden Sie für so manche trübe Erfahrung der nebelgrauen, vor Anbruch des lichten Freiheitsmorgens stehenden Gegenwart trösten und beruhigen.**

„Ich habe die Ehre zu zeichnen

„Ihr

„gewogener

„Alexander von Humboldt."

Eine unendliche Liebe zum Judenthume, gepaart mit gründlicher Kenntniss der Bibel und der Pietät für die erhabenen Riesendenkmale der altersgrauen menschlichen Cultur, für diese staunenerregenden Conceptionen eines kleinen, aber unverwüstlichen und hochbegabten Volkes, spricht aus den hier angeführten Ansichten Humboldts! Was uns in all' diesen goldenen Worten besonders anmuthet und tief bewegt, ist die immense Bescheidenheit, man wäre fast versucht zu sagen, Demuth des unsterblichen Gelehrten. Nichts von dem Hochmuthsdünkel der deutschen Stubengelehrten, nichts von der widerlichen Arroganz so mancher jüdischer Forscher![134] — Alles in Hum-

[134] Die Reigenführer der Frechheit in der jüd. Wissenschaft sind besonders in den Lehrern des seit 16 Jahren bestehenden obscuren Instituts, das sich „jüdisch-theologisches Seminar" benamset, hier, in Breslau, vertreten. Wer die — übrigens in jämmerlichem Deutsch geschriebenen — Schriften eines Frankel und Grätz liest (es giebt noch solche Käuze, die sich aus dieser Lektüre Spass machen), staunt über die bodenlose Unverschämtheit dieser Leute, womit sie theils sich selbst beräuchern, theils alle Diejenigen, die, mit ihnen nicht an Einem Karren ziehen wollen, begeifern und besudeln! Es ist Jammerschade, dass die so humane preussische Regierung nicht näher das Treiben dieser Clique beobachtet! Da kämen Dinge an's Tages-

boldt ist lichtvoll, wie der tiefblaue Himmel Italiens, gediegenes Gold und dabei — trotz der ungeheuersten Gelehrsamkeit — so einfach-bescheiden! Wie unterscheidet er sich auch in diesem Punkte von den heutigen Affen-Naturforschern, deren dickleibige Bücher den literarischen Markt beherrschen und deren mit Kraftwörtern und Phrasen gespickte Lehren die Köpfe so mancher Halbgebildeten benebeln!!! — —

Erst jüngst sprach sich — um einige, besonders eklatante, Fälle zu erwähnen — der sonst sehr verdiente und gelehrte Professor Virchow[135] in seiner Rede zur Eröffnung der Humboldts-Volksbildungsanstalt in Breslau dahin aus, dass eine Zeit kommen werde, wo die Naturforscher Alles ergründet haben und Alles erklären werden können!!! Wer lacht da? — Wäre dieser Aussprnch nicht von dem berühmten Virchow, u. z. in einer öffentlichen Versammlung vor Tausenden, gefällt worden, man wäre gar zu sehr versucht, den Redner entweder für einen entsprungenen Insassen des Bedlam, oder — was leider wirklich der Fall zu sein scheint! — für einen grenzenlos arroganten Menschen zu erklären! — — — Man lacht über die an Wahnsinn grenzenden, hochkomischen Selbstverhimmelungen- und Verbimmelungen der Junghegelianer aus der „guten, alten Zeit“ der „Deutschen Jahrbücher“ und betrachtet diesen exaltirten Rausch der deutschen Denker und Philosophen für einen überwundenen Standpunkt — und doch ist es, wie wir gesehen, Thatsache, dass noch heutzutage ein solches Monstrum eines „zweibeinigen Gottes“ in der Person des Herrn Virchow leibt und lebt! — —

---

licht, die an Verworfenheit ihres Gleichen suchen müssten! — Vgl. hierüber unsere Schrift: „Memoiren eines jüdischen Seminaristen. Zur Würdigung des Br. jüd. theol. Seminars.“ (Prag 1870.) —

[135] Eine gewisse Coterie giebt sich alle Mühe, Herrn Virchow als Nachfolger Humboldts in der Weltherrschaft der Wissenschaften zu proklamiren. Bei allem Respekt vor der geistigen Bedeutung Virchow's, wollen wir nur kurz bemerken, dass selbst ein Genie ohne die innere Wahrhaftigkeit der Ueberzeugung nie den Thron einnehmen wird und kann, auf dem ein Humboldt gesessen. — —

Am Albernsten und Empörendsten verfahren aber die Chefs der deutschen materialistischen Schule, Carl Vogt und Consorten. So erklärte z. B. der ehemalige Reichsdiktator und „Affen-Professor" vor einigen Monaten, in einem Feuilleton der „Neuen freien Presse" in Wien,[136] dass der Mensch nun dahin gelangt sei, ein viel besseres Auge schaffen zu können, als die Natur es vermag. Risum teneatis, amici! Solch' heller Blödsinn ist wirklich seit Jahrhunderten noch nicht geschrieben und — gedruckt worden! Ich bitte den geehrten Leser, über den Unparlamentarismus des Wortes „Blödsinn" ja keine Glossen machen zu wollen! Wir kennen und achten die Leistungen Vogts, müssen aber die Behauptung aussprechen, dass der kühne Verhöhner der Bibel in Genf leider nicht mehr zurechnungsfähig sei. Oder, ist es etwa wahrscheinlich, dass ein Mensch mit gesunden Gehirnfunktionen folgenden Passus, der sich in dem erwähnten Briefe an Prof. Stahr vorfindet, niederschreiben könnte? „Ich bin," heisst es daselbst, „schon längst zu der Ueberzeugung gelangt, dass in dem Gehirne, ähnlich wie in dem Gebirge (?), Verwerfungsspalten existiren, meist in der Jugend durch das Messer der Schulmeister und sogenannter Erzieher erzeugt, welche dem regelmässigen Fortgange der Schlussfolgerungen ein gebieterisches „Halt" zurufen. Diese Verwerfungsspalten mögen in einzelnen Gehirnen häufiger, in anderen seltener sein; sie existiren wohl in allen. Bis zu ihnen geht Alles glatt, jenseits der Kluft fängt ein neues Gebiet an, das mit dem anderen keinen Zusammenhang hat." — —

Bisher galt als Maximum des gedruckten Blödsinns das Messerschmidt'sche Wort:

> „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu geniessen,
> Ist Tugend und Begriff,"

aber gewiss mit Unrecht, denn dies Vogt'sche Diktum ist die höchste Potenz des Blödsinns!! —

---

[136] In einem Briefe an Adolf Stahr in Berlin.

Und solche Naturforscher, die wohl allenfalls Schluchten und Klüfte im Gehirn haben mögen, „Verwerfungsspalten,“ welche den regelmässigen Fortgang der Schlussfolgerungen und des Denkens überhaupt unmöglich machen, sind jetzt tonangebend auf den staubigen Heerstrassen der Naturwissenschaften!! Solchen Phrasenhelden jauchzt die moderne Generation Beifall zu, auf ihre Worte schwören fast alle Katheder- und Kanzelphropheten des Atheismus!! Solche Männer haben die Erbschaft Alexander von Humboldts angetreten!! — —

Doch, kehren wir zu unserem Humboldt zurück! Wie prachtvoll und feinfühlig auch seine Auffassung der Naturanschauung des jüdischen Volkes immerhin ist und bleibt, so müssen wir doch gestehen, dass die Einwände, die von gewisser Seite gegen dieselbe gemacht wurden, nicht ganz ohne Begründung sind. Zuerst hat Humboldt nicht genug gesagt, und dann hat er es nicht an der rechten Stelle gesagt. Humboldt hätte bemerken müssen, dass die ganze Poesie der Hebräer Naturpoesie und nichts als Naturpoesie ist. Während die Hellenen den Menschen zum eigentlichen Gegenstand und die Menschenseele zum ganzen Hintergrund ihrer Poesie machen, haben die Hebräer bei der einfachen Entwickelung der Volkszustände die Natur allein zur Staffage ihrer Poesie gehabt. Wenn also die Schrift mit dem erhabensten Bilde der Weltschöpfung beginnt, und diese von dem Gedanken, dass Gott diese Welt vollkommen geschaffen, durchweht ist, so hat sie auch der hebräischen Poesie hierdurch den Stempel aufgedrückt. Ja, das erste, wirklich poetische Stück der Schrift, das Testament Jacobs (1. Mos. 49), besteht lediglich in der Charakterisirung von Menschen durch Naturgebilde: leichtfahrendes Gewässer, der Löwe, der nach vollbrachtem Raub sich lagert, der zwischen den Hürden ruhende Esel, die Schlange am Wege, die schlanke Hündin, der Fruchtbaum, der seine Zweige über die Mauern streckt, diese Alle dienen, um die charakteristischen Züge der Söhne Jacobs und ihrer Stämme zu zeichnen. Und so reicht dies durch die

ganze Schrift. Der Psalmist beginnt und der Gerechte ist ihm ein Fruchtbaum am Quell, der Frevler Spreu, die der Wind verweht. Selbst die körnigen, aber trockenen Aussprüche der Lebenserfahrung, die Sprüche Salomonis, sind mit köstlichen Naturbildern durchzogen. Da ist der Pfad des Gerechten, wie das Licht des Sonnenglanzes, es wird immer heller, bis zur Tageshelle. (IV, 18.) Da soll man Wasser trinken aus seiner Quelle, Rieselndes aus seinem Brunnen, so werden seine Quellen überfliessen, auf die Strasse die Wasserbäche sich ergiessen. Und so fort.

Die zweite, wichtige Bemerkung, die Humboldt hier hätte machen müssen, um die Poesie der Hebräer zu charakterisiren, wäre gewesen: wenn also die Hebräer ihre ganze Poesie von der Natur entlehnen, und die menschlichen Zustände durch die Naturgebilde versinnbildlichen, so übertragen sie auch umgekehrt die menschlichen Zustände in die Natur hinein, und veranschaulichen die Natur, indem sie deren Schöpfungen zu menschlichen machen. Da wird die ganze Natur zu einem Zelte des Menschen, der Himmel ist der ausgebreitete Zeltteppich, die Zeltdecke, die Wolken das obere Sparrenwerk des Zeltes, die Sonne tritt wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, der Schnee wird zur Wolle, der Reif zur Asche, der Blitz zum Pfeil, eine grosse Vorrathskammer hat Gott, aus der er allen Geschöpfen reichet. Darum verschmelzen auch den Propheten Natur und Geschichte in Eins; wie schon Moses rufen sie Himmel und Erde und die uralten Berge zu Zeugen, nicht der göttlichen Schöpfung, sondern des göttlichen Gerichtes über den Menschen an; wenn Gott ein Grosses über ein Volk bringt, dann nimmt die Natur daran Theil, Sonne und Mond verfinstern sich, die Sterne leuchten nicht, die Erde bebt und so fort. Auffallend ist es noch, dass Humboldt des hohen Liedes nicht gedenkt, welches in der Naturpoesie gerade den erhöhtesten Charakter hat. In diesem findet sich auch schon die den Hebräern ganz fremde, blosse Naturbeschreibung, z. B. des wiederkehren-

den Frühlings, II, 11–13,[137] in Blumen, Gesang und Duft, und die Gleichnisse aus der Natur werden in diesem Sinne echt morgenländisch-grotesk. — —

Aber diese kleinen — wenn ich so sagen darf — Unterlassungssünden von Seiten Humboldts lassen sich damit entschuldigen, dass der berühmte Naturforscher keine eingehende, weitschichtige Abhandlung über die Poesie der Hebräer geben wollte. Ein solcher Zweck lag ihm fern. Nach seiner Art gab er bloss Anregungen und Bemerkungen über die Naturanschauung des semitischen Volkes, wodurch er einzig und allein bloss die Differenzpunkte zwischen den indogermanischen und altaischen Völkerstämmen einerseits und den der semitischen andererseits klarlegen und feststellen wollte.

Gegründeter scheint uns ein anderer Vorwurf zu sein, den man noch erhoben hat. Humboldt geht vom alten Westen, Griechen und Römern, aus, bespricht dann Christenthum und Mittelalter, geht zu den Indern und Persern über; hier erst gelangt er zu den Hebräern und Arabern, von denen er sofort zu den modernen Nationen hinüberblickt.

---

[137] Diese Verse lauten nach der vortrefflichen Uebersetzung von H. Stadelmann (Das Hohelied. Dramatisches Gedicht. Metrisch bearbeitet." Stuttgart, Verlag der Krüllschen Buchhandlung, 1870):

Blümlein, spriesse bunt und bunter,
Zärtlich schon die Turtel ruft,
Und die Feige knospet munter,
Lieblich haucht der Rebe Duft!

* * *

Mach' Dich auf', eil' mir entgegen
Aus der dunklen Felsen Thor,
Komm mit raschen Flügelschlägen,
Süsse Taube, komm hervor!

* * *

Deine Stimme lass erschallen,
Lass Dein Angesicht mich sehn,
Deine Stimme, süss vor Allen,
Und dein Antlitz, hold und schön. —

Humboldt scheint hiermit schwerlich den rechten Weg gewählt zu haben. Er hätte, wollte er der Entwickelung der Menschheit folgen, mit Indern und Persern beginnen, dann den Einfluss der Hebräer durch das Christenthum auf das Mittelalter hervorheben, und dann zu Griechen und Römern kommen, oder von den Hebräern erst auf das Christenthum, Mittelalter und die moderne Welt übergehen müssen. Denn, was er gleich bei den Römern und Griechen sagt, dass die christliche Richtung des Gemüths darauf gerichtet sei, „aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Grösse und die Güte des Schöpfers zu beweisen,“ das ist die Richtung des Hebräers vom ersten Wort der Schrift an, und gesteht dies Humboldt — wie wir gleich sehen werden — selbst zu. Wohl hat das Christenthum das grosse Verdienst, die hebräische Anschauungsweise auf die Völker übertragen zu haben, aber den Inhalt selbst hat es von den Hebräern entlehnt. Lange bevor die klassischen Studien erwachten und die Basis der modernen Bildung wurden, hatte der Hebraismus auf die Völker durch das alte Testament den tiefsten Einfluss gewonnen und ausgeübt, und wenn die modernen Völker ihre formale Bildung den Römern und Griechen verdanken, so flossen ihre meisten Anschauungen selbst aus dem Hebraismus. Diese unhistorische Verfahrungsweise muss um so mehr überraschen, da der erlauchte, von gar keinem Vorurtheil befangene Forschergeist Humboldts dieser Einsicht — wie wir sofort zeigen werden — beredten Ausdruck verliehen.

Wie verhielt sich nun Humboldt gegenüber der Naturanschauung des Christenthums, wie sie sich in den Schriften der Kirchenväter hie und da vorfindet? Diese Frage dürfte den Leser sicherlich interessiren und steht in zu innigem Contakte mit den bisher entwickelten Ansichten Humboldts, als dass ich dieselbe nicht zu beantworten versuchen sollte.

Ueber die vielgerühmte „Humanität“ des Christen-

thums sprechend, bemerkt Humboldt zunächst:[138] Tief mit den christlichen Dogmen verwebt, hat der Begriff der Humanität im Christenthume sich nur sehr langsam Geltung verschaffen können, da zu der Zeit, als der neue Glaube am Hofe zu Byzanz — u. z. aus politischen Gründen! — zur Staatsreligion erhoben wurde, die Anhänger desselben bereits in elenden Parteistreit verwickelt waren, der ferne Verkehr gehemmt und die Fundamente des Reichs mannigfach durch äussere Angriffe erschüttert wurden. Selbst die persönliche Freiheit ganzer Menschenclassen hat lange in christlichen Staaten, bei geistlichen Grundbesitzern und Corporationen, keinen Schutz gefunden. Mit Recht behauptet Humboldt, dass solche unnatürliche Hemmungen, welche dem geistigen Fortschritt der Menschheit wie der Veredelung des gesellschaftlichen Zustandes im Wege stehen, keineswegs durch das Christenthum beseitigt wurden. Das Prinzip der individuellen und politischen Freiheit ist vielmehr in der unvertilgbaren Ueberzeugung gewurzelt von der gleichen Berechtigung des einigen Menschengeschlechts; nur hat das Christenthum, in seiner Eigenschaft als Tochterreligion des Judenthums, die Freiheit des Menschengeschlechts von seiner Mutter, dem Judenthume, als Grundgedanken in sich aufgenommen und durch dieselbe erweiterte es auch den Blick in die freie Natur.[139]

---

[138] II. B. Kosmos S. 235 ff.

[139] Möge diese schöne Ansicht Humboldts ein Scherflein dazu beitragen, um das in höchsten und allerhöchsten Kreisen noch dominirende Vorurtheil von einer „christlich-germanischen" Bildung, „christlicher" Gesittung, „christlicher" Civilisation, und wie die Phrasen noch sonst heissen mögen, zu entkräften! Unsere ganze Bildung und Humanität beruht auf dem Judenthum — das sage nicht ich, der Jude, sondern Humboldt, der Christ und der Junker — von Geburt. In dem Lande der Freiheit, in Amerika, ist es Gottlob auch in diesem Punkte anders! So brachte erst vor Kurzem eines der weitverbreitetsten, gediegensten amerikanischen Blätter, der „New York Harald", einen diesbezüglichen Artikel: „Moderne Civilisation," aus dem wir folgenden Passus mitzutheilen uns gedrungen fühlen. Es heisst dort: — „Unsere Civilisation ist nicht eine rein Europäische oder Christliche — sie hat ihre eigentlichen Wurzeln allein im Juden-

Das Auge haftet nicht mehr an den Gestalten der olympischen Götter; der Schöpfer — so lehren die Kirchenväter nach der Bibel! — zeigt sich gross in der todten Natur

thume. Wir müssen zwar Alle bekennen, dass wir Europa und dem Christenthume Vieles verdanken. Aber, indem wir bekennen, dass wir hindurch gehen müssen durch Europäisches Wissen, durch das Christenthum, durch die Apostel, bekennen wir nicht dadurch, dass unsere eigentliche Quelle in den Propheten, in Moses, Jacob, Isaac und Abraham zu suchen ist? „Mit Dir sollen sich alle Nationen der Erde segnen," ist eine Verheissung, so alt wie der hebräische Stamm; und die Thatsache liegt offen vor aller Welt, dass durch das jüdische Volk alle Welt gesegnet worden ist. Nehmt hinweg das Christenthum, und wo ist unsere moderne Civilisation? Ohne Christenthum, was würde Amerika, was Europa geworden sein? Wir müssen jedoch nicht zurückgehen zu Golgotha, nicht nach Bethanien, nicht nach Betlehem, wir müssen zurückgehen zu Jacobs Zelt, zu Rahel, zu Rebecka, zu Abraham in Ur Kasdim, wo die Quelle unserer modernen Civilisation ist. Wir sind alle Juden, weil wir alle bekennen, Christen zu sein, und die Zeit ist gekommen, wo wir nicht mehr unwillig sein dürfen, dies Faktum zu bekennen, Alles Gute in uns ist christlich, aber das Christenthum ist eine Abzweigung des Judenthums. Unsere Gesittung lauscht den lieblichen Tönen, welche von den Lippen der göttlichen Priester und dem Berge des Segens erschollen, sie zittert mit bei dem gewaltigen Erdbeben, dem Feuer und dem Donner des Sinai — —."

Die goldenen Strahlen dieser Erkenntniss beleuchten auch die höchsten geistigen Spitzen meines Vaterlandes, des herrlichen Ungarns. So schrieb vor Kurzem — um nur Ein Beispiel namhaft zu machen — der berühmte Staatsmann Graf Nicolaus Bethlen in seiner „Diplomatischen Wochenschrift" folgenden sehr interessanten Artikel, den ich seiner Gediegenheit und des sich daran knüpfenden kulturhistorischen Momentes wegen hier mit Freuden producire.

Der Aufsatz ist vom 26. Juni 1870 datirt und lautet:

Das „Vaterland" in Wien hat vor Kurzem über die Juden in Wien einen Artikel veröffentlicht, der von unserer Seite, die wir, als Enkel der protestantischen Rebellen, denn doch keine Juden sind, eine Erwiderung verdient.

Das Blatt meint, auf jedem Gebiete (sei es Politik, Literatur, Kunst, Handel und Industrie) nehmen die Juden in Wien eine hervorragende Stellung ein und ihr Einfluss ist in Wien überall maasgebend.

Man möge daher — sagt das „Vaterland" — die Juden aus Wien hinaustreiben.

Wenn die Partei des „Vaterland" je an's Ruder kommt, und ihre Drohungen effektuiren wollte, so bitten wir, alle aus Wien hinausgeworfenen Juden uns nach Pest zu schicken.

Die Juden sind durch ihr Talent und ihre Thätigkeit ein bedeutender Faktor der Civilisation geworden, und wir können sie in Pest brauchen.

wie in der lebendigen, im wilden Kampfe der Elemente, wie im stillen Treiben der organischen Entfaltung. Aber bei der allmählichen Auflösung der römischen Weltherrschaft verschwinden nach und nach, in den Schriften der Kirchenväter, die Einfachheit und Reinheit der Diktion und der schöpferischen Kraft; sie verschwinden zuerst in den lateinischen Ländern, später auch in dem griechischen Osten. Hang zur Einsamkeit, zu trübem Nachdenken, zu innerer Versenkung des Gemüths wird sichtbar; sie wirkt gleichzeitig auf die Sprache und Färbung des Stils. Man vergleiche z. B. die erhabene, prächtige Psalmdichtung mit der Naturschilderung der meisten, als unerreichbare Muster gepriesenen Stilheroen der Kirchenväter! Wir wollen nach Humboldts Andeutungen einige

---

In Pest selbst finden wir zwei Städte. Der Eine Theil von Pest gleicht einer europäischen Handelsstadt, — es ist die Stadt der Juden. Der andere gleicht einem grossen Dorfe der Wüste, — es ist die Stadt der Magyaren.

Alles was in Pest als ein Werk der Civilisation, als ein Zeichen der europäischen Cultur betrachtet werden kann, ist durch jüdischen Geist und durch jüdisches Geld zu Stande gebracht worden.

Würde es in Pest keine Juden geben, so würde die Landeshauptstadt auf dem Niveau des grossen Debreczins stehen und die Comitatshelden würden in ihrem eigenen Staub und Koth ersticken.

Noch vor zehn Jahren war die ungarische Presse beinahe frei von Juden, denn der Wirkungskreis der ungarischen Presse war so beschränkt, dass die paar Parteiblätter von ihren eigenen Partei-Anhängern mit Artikeln leicht versehen werden konnten.

Es gab keine eigentliche Journalistik, nur eine Sammlung von Partei-Reden und Partei-Aeusserungen. Sobald man die ungarische Journalistik auf das Niveau jener von anderen civilisirten Nationen erheben wollte, war man gezwungen, ein halbes Dutzend Juden zu importiren, damit die Trägheit in der Technik der Blätter theilweise beseitigt und die journalistischen Formen entwickelt werden.

Auf welches Gebiet des öffentlichen Lebens wir auch sehen, überall finden wir die Juden emsig arbeiten und gegen den alten Geist der Finsterniss im Kriege begriffen.

Das „Vaterland“ hat Recht, wenn es die Juden scheut, denn es sind die ärgsten Feinde der Thun's, Clam's und Apponyi's.

„Mehr Juden — mehr Licht.“ —

Proben dieser Naturschilderungen geben. Basilius, genannt „der Grosse“ hatte, nicht viel über dreissig Jahre alt, dem heiteren Leben zu Athen entsagt, auch schon die christlichen Einsiedeleien zu Cölesyrien und Oberegypten besucht, als er sich nach Art der vorchristlichen Essäer und Therapeuten in eine Wildniss am armenischen Flusse Iris zurückzog. „Ich glaube endlich,“ schrieb er an Gregorius von Nazianz, „das Ende meiner Wanderungen zu finden. Die Hoffnung, mich mit Dir zu vereinigen, ich sollte sagen, meine süssen Träume (denn mit Recht hat man Hoffnungen des wachenden Menschen Träume genannt), sind unerfüllt geblieben. Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns Beiden oft in der Einbildungskraft vorgeschwebt. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, ist gegen Norden mit frischen, immerfliessenden Wassern befruchtet. Am Fusse des Berges dehnt sich eine weite Ebene, fruchtbar durch die Dämpfe, die sie benetzen. (Doch gar zu prosaisch!). Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schliesst mich ab wie in eine feste Burg, die Einöde ist von zwei tiefen Thalschluchten begrenzt. Auf der Einen Seite bildet der Fluss, wo er vom Berge schäumend herabstürzt, ein schwer zu überschreitendes Hinderniss, auf der andern verschliesst ein weiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte ist auf dem Gipfel so gelegen, das ich die weite Ebene überschaue, wie den ganzen Lauf des Iris, welcher schöner und wasserreicher ist als der Strymon bei Amphiopolis, der Fluss meiner Einöde, reissender als irgend einer, den ich kenn, bericht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund: dem Bergwanderer ein anmuthiger, wundervoller Anblick, den Eingeborenen nutzbar zu reichlichem Fischfang. Soll ich Dir beschreiben, die fruchtbaren Dämpfe (Man sieht, welche Bilderarmuth!), welche aus der (feuchten) Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem (bewegten) Wasserspiegel aufsteigen? Soll ich reden von dem lieblichen Gesang der Vögel und der Fülle blühender

Kräuter? Was mich vor Allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern besucht; denn meine Wildniss nährt Hirsche und wilde Ziegen, nicht Eure Bären und Eure Wölfe. Nie möchte ich einen andern Ort mit diesem vertauschen! Alkmäon, nachdem er die Echaniden gefangen, wollte nicht weiter umherirren.“ —

Diese Schilderung des Landlebens, der Ruhe, der Natur, der Flüsse u. s. w. hat nicht mehr die biblische hohe Einfachheit, oder die homerische und herodot'sche Einfalt, sondern jenes moderne Element der Sentimentalität, die Mutter des katholischen Ultramontanismus nnd des protestantischen Pietismus, ist darin leicht zu erkennen.

Dies gilt auch von den berühmten Homilien des Basilius über das Hexaëmeron. Sie haben nichts von dem alttestamentarischen Pathos, von jener lodernden Flamme der prophetischen Begeisterung — sie sind nichts als künstlich erzeugte, kalte Allegorien, Hyperbeln und Gleichnisse! Basilius beschreibt z. B. die Milde der ewigheiteren Nächte in Kleinasien, wo, wie er sich ausdrückt, die Sterne, „die ewigen Blüthen des Himmels“, den Geist des Menschen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren erheben. Wenn er in der Erzählung von der Weltschöpfung die Schönheit des Meeres preisen will, so beschreibt er den Anblick der grenzenlosen Fläche in ihren verschiedenen, wechselnden Zuständen: „wie sie, vom Hauch der Lüfte sanft bewegt, vielfarbig, bald weisses, bald blaues, bald röthliches Licht zurückwirft, wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen“. Dieser Charakterzug der Empfindsamkeit, der sich wie ein rother Faden durch alle diese Homilien hindurchzieht, zeigt sich auch bei Gregorius von Nyssa, dem Bruder des Basilius. „Wenn ich“, ruft er aus, „jeden Felsenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neuentsprossenem Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume, und zu meinen Füssen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz; wenn ich in der Ferne sehe das Meer, zu

dem hin die wandelnde Wolke führt: so wird mein Gemüth von Schwermuth ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbst die Früchte, fallen die Blätter, starren die Aeste des Baumes, ihres Schmuckes beraubt: so versenken wir uns (bei dem ewig und regelmässigwiederkehrenden Wechsel) in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Bibel durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Grösse des Weltalls".

Leitete eine solche Verherrlichung Gottes durch Anschauung der Natur die christlichen Dichter zu poetischen Naturschilderungen, so waren sie dabei auch, in den früheren Zeiten des neuen Glaubens, voll Verachtung der Werke menschlicher Kunst. So schreibt Chrysostomus an unzähligen Stellen: „Siehst du schimmernde Gebäude, will dich der Anblick der Säulengänge verführen, so betrachte schnell das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Heerden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem sie ihr goldenes (krokosgelbes) Licht über den Erdkreis giesst? wenn er an einer Quelle im tiefen Grase, oder unter dem dunklen Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der dämmernden, hinschwindenden Ferne?"

Als aber in den späteren, aller Geisteskultur feindlichen Zeiten des Christenthums dieses sich unter germanische und celtische Volksstämme verbreitete, die vormals, dem Naturdienst ergeben, in rohen Symbolen die erhaltenden und zerstörenden Mächte verehrten, wurden allmählich der nahe Umgang mit der Natur und das Aufspüren ihrer Kräfte, als zur Zauberei anregend, verdächtigt und verketzert. Dieser Umgang schien ebenso gefahrbringend, wie dem Tertullian, dem Clemens von Alexandrien und fast allen älteren Kirchenvätern die Pflege der plastischen Künste. In dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert untersagten Kirchenversammlungen zu Tours (1169) und zu Paris (1209) den Mönchen das sündhafte Lesen physikalischer Schriften. Erst

durch Albert den „Grossen“ und Roger Bacon wurden die Geistesfessel des Christenthums muthvoll gebrochen, ward die „Natur entsündigt“ und in ihre alten Rechte eingesetzt [140].

Wie unterscheidet sich das Judenthum auch in dieser Beziehung vom Christenthum! Die mathematischen, physikalischen und astronomischen Wissenschaften wurden in den finstersten Zeiten des Mittelalters, beinahe am hellen Feuermeer der Scheiterhaufen, welche die Inquisition für die Juden angezündet, mit grossem Enthusiasmus und Eifer betrieben. Wir können es ohne Ueberhebung sagen, dass fast alle unsere grossen Rabbiner, Philosophen und Dichter des Mittelalters auch grosse Naturforscher waren. Männer wie Maimonides, Avicebron (Ibn Gabirol), Jehuda Halevi, Moses Ibn Esra, Nachmanides u. A. können als Belege für diese historische Thatsache dienen. — —

Ich glaube, dem geehrten Leser hinlänglich bewiesen zu haben, dass trotz der oben gerügten kleinen Mängel der Humboldt'schen Darstellung der biblischen Poesie, der grosse Naturforscher in seinem Gemälde weit, himmelhoch über dem Gesammtcorps aller Naturforscher steht. Kein Einziger hat es so wie er verstanden, den geistigen Horizont der Hebräer mit seinem genialen Adlerblick zu durchmessen, den Urwald des grauen biblischen Alterthums zu beleben, die Natur zu beseelen und in den seit Jahrtausenden morsch gewordenen Stein — ein moderner, aber grösserer Orpheus! — Odem zu hauchen! Es erfasst uns so eigenthümlich diese Schilderung, als hörten wir David seine Psalmen und Rhapsodien singen, Salomo seine pessimistischen Maximen vortragen, Jeremias auf den Trümmern Jerusalems schluchzen, Hiob jammern und in Mitten dieser

---

140 Wir wissen aus einer Stelle in den Briefen Alexander von Humboldts an Christian Carl Josias von Bunsen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869) S. 18, dass der berühmte Letronne ein überaus gelehrtes, zum Theil sehr malitieuses Memorandum über die „Kosmographie der Kirchenväter“ geschrieben, worüber sich Humboldt sehr amüsirte und das wohl, bei der sarkastischen Natur eines Autors, besonders ergötzlich gewesen sein mochte!

Scene das fröhliche Singen der Winzer, das Halleluja der Kelterer auf den Weinbergen des heiligen Landes!

Es ist übrigens sehr natürlich, dass Humboldt die Naturanschauung der Bibel so meisterhaft zu veranschaulichen weiss: ist es ja gerade diese klassische Darstellungsweise und unerreichte stilistische Meisterschaft, die bei dem Lesen des „Kosmos", der Ansichten der Natur" und anderer seiner Schriften denselben packenden und gewaltigen Eindruck hervorrufen, wie die in denselben mit der prachtvollsten Farbenfülle abkonterfeite Schönheit der Natur!

Dem biblischen und kirchenväterlichen Naturpanorama möge ein Humboldt'sches Naturgemälde gegenüber gestellt werden. Wir greifen aus dem wundervollen Kaleidoskop das erste beste Bild heraus, über dessen Schönheit wir kein erläuterndes Wort wohl zu sagen brauchen:

„— — An der Fussenge von Baraguan stieg das Thermometer, der Granitmasse des thurmartigen Felsens bis auf einige Zoll genähert, auf mehr als 40 R. Kein Lüftchen bewegte den staubartigen Rand des Bodens, die Sonne stand im Zenith und die Lichtmasse, die sich auf den Strom ergoss, und die von diesem wegen einer schwachen Wellenbewegung funkelnd zurückstrahlte, machte bemerkbarer noch die nebelartige Röthe, welche die Ferne umhüllte. Alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl grosser, dickschuppiger Iguanen, Gecko-Eidechsen und buntbefleckter Salamander bedeckt. Unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, schienen sie mit Wonne die heisse Luft einzuathmen. Die grossen Thiere verbergen sich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub oder unter die Klüfte der Felsen; aber lauscht man bei dieser Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die uns zukommen, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Sumsen der Insekten, dem Boden nahe und in den unteren Schichten des Luftkreises. Alles verkündet eine Welt thätiger organischer Kräfe. In jedem Strauch, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der aufgelockerten Erde rührt sich hörbar das Leben. Es ist eine

der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen".

Es sei mir nur noch vergönnt, einer Stelle aus den im Jahre 1807 seinem Bruder Wilhelm gewidmeten „Ansichten der Natur" Erwähnung zu thun, nämlich an die Schlussworte jener unübertroffenen Schilderung der Steppen und Wüsten zu erinnern:

„Wenn in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie die sandigen Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit ihren Händen die Spur schüchterner Tritte.

„So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

„Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden." —

Ich darf hier wohl die Frage aufwerfen: woher rührt dieses Charakteristische, Individuelle, Bezaubernd-Anmuthige des Humboldtschen Ausdruckes? Woher dieses üppige Farbenspiel, dieses glänzende Colorit des Stils? — Mit dem gewöhnlichen Worte: „Genie" wird dies noch nicht hinlänglich genug erklärt. Buffon, Linné und

Cüvier waren auch helle Köpfe, hochbegabte Schriftsteller — und dennoch lassen uns ihre oft mit der grössten Meisterschaft entworfenen Naturschilderungen „kühl bis ans Herz hinan“; ich glaube, dass ein berühmter Publizist mit Recht behauptet, dass die Schreibweise eines Schriftstellers noch mehr von seinem Charakter als Geiste, noch mehr von seiner sittlich-ethischen als philosopbisch-ästhetischen Anschauung des Lebens bedingt sei. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Stil, — er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Stil haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder er schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Stil sehr von einander verschieden. So Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat, der Himmel sei dafür gepriesen, keinen Stil, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch giebt es so wenig deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheil benutzen. Die wenigen unter ihnen, die einen Stil haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. An den Naturforschern Deutschlands zeigt sich die Wahrheit dieser Behauptung klar und deutlich: Der herrlichste Charakter, Alexander von Humboldt, hat auch den schönsten und prachtvollsten Stil!

Mit noch grösserem Rechte als Faust — dieses tiefsinnigste Denkerbild des deutschen Volksgeistes, wie es Goethe so wahr und erschütternd geschildert, —, hätte Alex. v. Humboldt ohne Ueberhebung zum Schöpfer der Welt aufrufen können das schöne Wort:

Erhabner Geist, Du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu geniessen, nicht

Kalt staunenden Besuch erlaubst Du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert.
Dann führst Du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust. . . . .

Schlusswort zur zweiten Auflage.

Das vorliegende, in den ersten Tagen des Februars d. J. erschienene Werk hatte sich von Seiten des geehrten Lesepublicums und der tonangebenden deutschen Presse — wie z. B. der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Berliner Montags-Zeitung, Breslauer Zeitung u. s. w. — einer so beifälligen Aufnahme zu erfreuen, dass die ganze, sehr starke Auflage bereits in einigen Tagen vollständig vergriffen war, und die verehrliche Verlagsbuchhandlung sich gedrungen sah, um die vielfachen Bestellungen ausführen zu können, eine zweite Auflage zu veranstalten. Ein so höchst seltener, erhebender Erfolg ist für mich um so erfreulicher, als mein Buch gerade zu einer Zeit ausgegeben wurde, da die Schlusscene der weltgeschichtlichen Tragödie, welche Deutschlands Söhne auf französischem Boden aufführten, noch alle Lebensgeister gefesselt hielt und die Aufmerksamkeit der gebildeten Menschheit ganz und gar von den lieblichen Gefilden des Friedens und der Humanität — die ich in meiner gegenwärtigen Schrift zu pflegen mich bemühte — abzulenken schien. Ueberdies musste ich ja befürchten, dass die maass- und grenzenlose Massenproduktion unserer seichten Tagesliteratur, die sich jetzt ganz besonders des deutsch-französischen Krieges bemächtigt und mit der ungeheuerlichsten Wust von illustrirten und nichtillustrirten Kriegsgeschichten, Flugschriften, Carrikaturen u. s. w. den literarischen Markt überschwemmt, meine anspruchslose, weder von den Posaunenstössen der Reklame ausgeschrieene, noch auch für irgend eine Partei geschriebene, culturhistorische Studie

verschlingen könnte!.... Diese aufmunternde Beifallsbezeugung ist für mich eine signatura temporis, ein neuer Beweis für den gesunden, kräftigen und friedliebenden Geist des deutschen Volkes, das inmitten des blutigen, kriegerischen Ringens noch Zeit findet, seiner Geistes- und Freiheitsheroen, die — wie Alexander von Humboldt — ihre glorreichen Lorbeeren nicht auf den Schlachtfeldern des männermordenden Kampfes, sondern auf den geistigen Wahlstätten des Gedankens, der Freiheit und der Humanität sich errungen, in Liebe zu gedenken und an ihren Geistesfrüchten sich zu erquicken! — — —

Und dennoch! wenn es eine Periode in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gegeben, in der unser Buch zeitgemäss gewesen, so ist es besonders — leider! — die Gegenwart. Erklärte ja erst vor Kurzem — in der Sitzung des Herrenhauses am 16. Februar d. J. — der famose Herr von Senft-Pilsach, kladderadatschlichen Angedenkens, „dass die Juden das Geld und die Macht haben“, dass nur die Taufe seelig machen könne und die Söhne Israels daher nie zur „ewigen Seligkeit“ gelangen!' u. s. w. Unterstand sich ja erst vor wenigen Wochen das höchste geistliche Landesinstitut des preussischen Staates, das Königl. Preussische Consistorium der Provinz Brandenburg, ein das ganze Judenthum insultirendes Schriftstück zu veröffentlichen, womit den Pfarrern wiederholt eingeschärft wird, jeden Uebertritt zum Judenthum, „bei dem grossen Aergerniss, das der christlichen Kirche durch solchen Abfall gegeben wird“, nicht nur öffentlich in der Kirche, sondern auch der oberen Kirchenbehörde anzuzeigen, da das Judenthum eine Gemeinschaft sei, welche „nicht allein zur Zeit der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleische, unseren Heiland verworfen hat, sondern auch heute noch in gleichem Hasse und der nämlichen Feindschaft gegen ihn verharrt“!! ...... Wo ein, wenn auch noch so lächerliches, Mitglied des preussischen Herrenhauses und das Haupt der evangelischen Kirche des preussischen Staates gegen eine

ganze Nation, deren Söhne noch eben ihr bestes Herzblut hingeopfert zur Besiegung des Erbfeindes, der uns Juden stets wohlgesinnt war, der unsere Rechte vertheidigte und der es nie gewagt hätte, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts solche infamirende, officielle Erlasse in die Welt zu senden!, mit solch' mittelalterlicher Rohheit ungestraft zu wüthen sich erdreisten — da zeigen wir unseren beschränkten, engherzigen Tyrannen den Junker- und Pfaffenfeind, das leuchtende, erhabene und erhebende Bild des Humanitätspropheten Alexander von Humboldt und rufen unseren Glaubensgenossen das ermuthigende Wort zu: sub hoc signo vinces! — — —

In dieser zweiten Auflage wurden viele Druckfehler der ersten Ausgabe berichtigt und bin ich besonders den Herren Alexander von Mendelssohn, Geheimen Commercienrath in Berlin und Herrn Prof. Dr. M. A. Levy in Breslau für ihre diesbezüglichen freundlichen Winke zum Danke verpflichtet.

Die belobende Kritik der deutschen Tagespresse erfreute mich sehr und bin ich vor Allen dem Herrn Kritiker des Weltblattes, der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (25. Februar, Beilage), für seine eingehende, anerkennende Rezension sehr verbunden. Das Keifen und Schimpfen der zahnlosen, alten „Presse“ (nicht zu verwechseln mit dem geistreichen Blatte, der „Neuen freien Presse“,) und die Nörgeleien der „Neuzeit“ (beide Schandblätter machen Wien unsicher!) berühren mich nicht im Geringsten. Kenne ich doch die Motive der beiden, übrigens im Visir der feigen Anonymität auftretenden, ci-devant Kritiker nur zu genau: Neid und Rache sind die unlauteren Triebfeder ihres auf Commando lobenden und auf Commando Gift und Galle speienden Geschreibsels. Der Eine dieser Biedermänner der mich wie ein reissender Wolf überfiel, ist ein verkommener, verknöcherter Schulmeister, der sein literarisches Meuchlergeschäft in Wien betreibt und zum ver-

worfensten Geistesproletariat gehört, ein penny-a-liner der niedrigsten und verachtetsten Sorte Namens G. Wolf. Für solche Subjekte ist ein Fusstritt noch viel zu gut! Der andere „ehrenwerthe Mann“ ist der Sohn des berüchtigten Dr. Abraham Geiger in Berlin, ein gewisser L. Geiger, den sein chère papa auf mich Unglücklichen abgehetzt, damit er seinen bereits invalid gewordenen Erzeuger an mir mit fürchterlicher — Tinte räche. Die beiden feigen Anonymi werden sich wohl wundern, dass ich dieselben unter der wohl applicirten Larve erkannt habe? Um ihnen jedoch einen Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels zu bieten, erlaube ich mir, zwei Sprüchlein — von Goethe und Heine — für dieses Gesindel zu citiren.

Das Eine lautet:

„Am Fuss kennt man den Teufel gut,
Wie Bonaparte an dem Hut.“

Das Andere heisst:

„Weit impertinenter noch,
Als durch Worte, offenbart sich
Durch das Lächeln eines Menschen
Seiner Seele tiefste Frechheit.“

Dixi, et salvavi animam meam! — —

Ende März 1871.

Der Verfasser.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.



